Lenau's Leben.

Lenau's Leben.

Großentheils

aus des Dichters eigenen Briefen.

Von seinem Schwestermanne

Anton X. Schurz.

Zweiter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1855.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Vierter Abschnitt.

Wanderjahre. — Zweites Fünf.

Niembsch an Emilie.

Wien, etwa den 15. Jänner 1839.

Einige lyrische Gedichte und vier Gesänge von meinen Albigensern sind Alles, was ich seit einem halben Jahre meinen körperlichen und geistigen Verstimmungen abgerungen habe. Eine sehr gründliche, geistvolle und rühmliche Recension meines Savonarola und gesammten Dichterstrebens findet sich im 27. Hefte der Bonner Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie.

Auch die erste Hälfte des Jahres 1839 ging Niembsch — er wohnte fortwährend bei seinem Freunde Max — ziemlich still vorüber; erst als Sophie um die Mitte Juni nach Ischl gereiset war, ward es wieder lauter, ja überaus stürmisch.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Wien, den 25. Juni 1839.

Liebe Sophie!

Als ich noch ein Knabe war, ward ich immer traurig, wenn ich im Wald ein leeres Vogelnest gefunden, der ausgeflogenen Vögelein gedenkend und nach ihnen verlangend;[1] und jetzt, da ich ein Mann bin, ergeht es mir nicht anders, wenn ich, etwa nach der Uhr zu sehen, zuweilen in

[1] Hiemit verwandt ist auch „das Vogelnest" in den Albigensern.

Ihr Zimmer trete. Die Freunde fahren auseinander und rücken wieder zusammen, um abermals sich zu trennen, bis die Stunde schlägt, da sie vielleicht nicht mehr zusammenkommen. Fast sollte man dem verstorbenen Professor Daub beistimmen, der den Raum für ein Gemächte des Teufels hielt. Noch am Tage Ihrer Abreise fuhr ich nach Kirling. Ich fand meine Schwester in großer Verstimmung und Niedergeschlagenheit, und ward von ihr mit einem Strom von Klagen empfangen. Dem kleinsten Mädchen droht Blindheit; das ist freilich viel für eine Mutter.

Ich werde das Kirlingerthal, der Schmerzen und Klagen mancher Art halber,[1] aufgeben müssen, um mein Gedicht zu beendigen; es soll zugleich mit den Trauben reif werden. Trotz der schlimmen und guten Störungen der letzten Tage, als da waren eine Entzündung meiner Schwester, ein Besuch von Wolf, Münch und Karajan in Kirling, ist es mir doch gelungen, unterdessen ein paar hundert Verse weiter zu machen, und wenn es so fortgeht, werden meine Albigenser mit den Trauben, zumal mit den Kirlinger Trauben, wohl Schritt halten können. Die Krankheit Theresens ist gehoben. Ich ging mit meinen drei genannten Sonntagsgästen[2] nach Klosterneuburg zum Essen, und von dort Abends in die Stadt.

Die Tischgespräche in Klosterneuburg waren eben nicht die heitersten, einige Späße Karajans abgerechnet, wie z. B., daß er mir eine Knödelsuppe empfahl, indem er sagte: „Diese vortreffliche Leberknödelsuppe zu verachten, das thun Sie mir nicht an, Verfasser des Savonarola!" — Ich verachtete sie dennoch.

Münch theilte mir auf die unbefangenste und zutraulichste Weise mit, daß er einen von mir in einem früheren Gespräche hingeworfenen Gedanken zu einem Sonette verarbeiten wolle. Ich hatte nämlich geäußert: „Der Teufel ist doch eigentlich kein reales Wesen; der Kampf Gottes mit ihm ist nur ein scheinbarer, und die Weltgeschichte gleichsam eine Schachpartie, die Gott mit sich selber spielt, die Züge seines imaginären Gegners

[1] Therese war auch ihrer letzten Niederkunft sehr nahe; in der nämlichen Stunde vielleicht, als Niembsch diesen Brief schrieb, ward ihr eine zweite Kathi, ein Ersatz für die verstorbene erste geschenkt.

[2] Also Sonntags den 23.

so stellend, daß derselbe, aller seiner fingirten Vortheile ungeachtet, am Ende matt werden muß und die Partie von Gott gewonnen ist. Münch beichtete mir seine kleine Dieberei so liebenswürdig offenherzig, daß ich mich vielmehr darüber freute, als daß ich den zufälligen Einfall reclamiren mochte, dessen ich mich sonst vielleicht nie wieder erinnert hätte. Münch ist ein recht lieber, treuherziger Mensch. — Wolf verfiel plötzlich in Traurigkeit und sagte: er werde manchmal von dem schrecklichen Gedanken eines verpfuschten Lebens ergriffen. Das fand bei mir gehörigen Anklang; ich weiß auch davon zu erzählen. Allerdings ist dieser Gedanke schrecklich, und er wird zur Verzweiflung, wenn man sich nicht mit dem andern Gedanken hilft: Rette, was aus dem Schiffbruche noch zu retten ist. Wer sich solches nicht selbst zuruft, oder wohl gar nicht weiß, daß er ein Schiffbrüchiger, und sein ganzes Elend verschläft, dem mag es begegnen, daß er als Leiche ans Ufer geworfen wird, und zwar als totale Leiche.

Unser Hereingang an dem kühlenden Ufer der Donau war recht angenehm, und ich benützte ihn dazu, Münch zu bereden, daß er Philosophie studire. Es gelang mir, ihn zu überzeugen von der mißlichen und gedrückten Stellung eines Dichters, der, in seiner Zeit gar nicht philosophisch orientirt, ihren höchsten Fragen, um sich nicht zu compromittiren, aus dem Wege gehen muß, nur dort eine Stimme hat, wo das Vergängliche verhandelt wird; im hohen Rathe aber, wo der Menschheit Ewiges berathen wird, verstummen muß. Er bat mich angelegentlich um einige philosophische Bücher.

Gestern besuchte mich Graf Ch . . . und lud mich nach Penzing zu Mittag.

Ich speiste mit Fräulein Karoline und Graf H . . ., dem dramatischen Dichter. Karoline sang vor Tische unter H . . s Begleitung den „Wanderer“ und das „Grethchen“ von Schubert hinreißend schön. Es rollt wirklich tragisches Blut in den Adern dieses Weibes. Sie ließ in ihrem Gesang ein singendes Gewitter von Leidenschaft auf mein Herz los. Sogleich erkannte ich, daß ich in einen Sturm gerathe; ich kämpfte und rang gegen die Macht ihrer Töne, weil ich vor Fremden nicht so gerührt erscheinen mag; umsonst, ich war ganz erschüttert und konnte es nicht verhalten.

Da faßte mich, als sie ausgesungen, ein Zorn gegen das sieghafte Weib und ich trat ins Fenster zurück; sie aber folgte mir nach und zeigte mir bescheiden ihre zitternde Hand und wie sie selbst im Sturm gebebt. Das versöhnte mich, denn ich sah, was ich gleich hätte sehen sollen, daß es ein Stärkerer war als ich und sie, der durch ihr Herz gegangen und meines, und vor dem wir Beide gleichgebeugt dastanden, als es wieder stiller war. Wir setzten uns zu Tische. Karoline war sehr freundlich und gesprächig. „Ich bitte mir meinen Lenau zum Nachbarn aus,“ sagte sie, und so ward ich denn ihr Nachbar. Doch das Singen hatte mir den Appetit verdorben, und mich in mich selbst gekehrt, so daß ich weder den trefflichen Speisen meine gebührende verzehrende Würdigung, noch den Tischgesprächen meiner Nachbarin die gehörige Aufmerksamkeit und Theilnahme angedeihen lassen konnte. Nach dem Essen gings ans Kegelschieben. Karoline glänzte auch hier als Primadonna; sie warf fünf bis sieben Kegel mit robustem Schube.

Abends fuhr ich sammt H... mit ihr in die Stadt zurück. Um neun Uhr ging ich zu Ihren Eltern und traf Alle freundlich und heiter. Somit, liebe Sophie, haben Sie die Chronik meines dermaligen Lebens. Wie glücklich wäre ich, könnte ich bei den schönen Spaziergängen, die Sie mit der liebenswürdigen Rosalie machen, der Dritte seyn, oder der Vierte oder Fünfte!

Wie hab' ich Sie hergewünscht, als ich die schönen Lieder hörte! — Sie schreiben in Ihrem Briefe an Max von der entzückenden Abendbeleuchtung in Ischl. Ich erinnerte mich lebhaft an den schönen Zimitzweg, und wie oft wir ihn gewandelt. Das röthliche Licht auf jenen Bergen, während wir über die duftenden Wiesen schlenderten, war wohl die schönste Abendbeleuchtung auch meines eigenen Lebens. Leben Sie wohl, liebe Sophie! hüten Sie Ihre Gesundheit und vergessen Sie nie, wie viele Herzen dafür besorgt sind.

Tausend Grüße an die liebe gute Rosalie und die Kinder. Ihr Niembsch.

Welche überraschende Aehnlichkeit mit jenem Septembertage 1831 zu Stuttgart, als Lotte Adelaide so bezaubernd sang, daß Niembsch, um

seine Bewegung zu verbergen, mit Thränen ins harte Eisen biß. Seines Herzens Mauern sanken schönem Gesange, wie Jerichos Mauern Josuas Trompeten. Bezeichnend ist es, daß die kühne Karoline zum schüchternen Lottchen mit zitternden Händen zusammensinken mußte, um des stolzen Mannes und Dichters widerspänstiges Herz zu gewinnen. Aber behutsam! Wie sich des Weibes Schüchternheit verlöre, würde sich sogleich des Mannes Stolz wieder emporrichten!

Niembsch an Sophie.

Wien, den 5. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Ihr Brief hat mich sehr erfreut und fast überredet, daß mein Leben wirklich so schön zu deuten sey, wie Ihr Herz es gedeutet hat. Die letzte Woche war für mich eine Zeit stürmischer Bewegung. Karoline ist ein wunderbares Weib. Nur am Sarge meiner Mutter hab' ich so geschluchzt wie jenen Abend, als ich die herrliche Künstlerin in Belisario gehört hatte. Da war es nicht das bestimmte Stück, die bestimmte Rolle, deren Tragik mich angegriffen hätte. Die Sängerin ging weit über jede Einzelheit hinaus, und ich hörte in ihren leidenschaftlichen Klagen, in ihrem Aufschrei der Verzweiflung das ganze tragische Schicksal der Menschheit rufen, die ganze Welt des Glücks auseinanderbrechen und das Herz der Menschheit zerreißen. Mich ergriff ein namenloser ungeheurer Schmerz, von dem ich noch ein heimliches Zittern durch mein innerstes Leben spüre.

Da war es zu hören, daß es dem Schicksal Ernst ist mit seinem Leide, daß dieß nicht ein wohlgemeinter Rathschluß unserer Herzenserziehung ist. Ich war viel mit Karoline zusammen; sie fühlte sich mir verwandt, wie eine Wetterwolke der andern. Nach der Vorstellung des Belisario ging ich, wie öfter, zu ihr, und sagte ihr, daß sie die größte tragische Wirkung auf mich gemacht habe, worüber sie erfreut war, und mir einige Tage später sagte, meine Ergriffenheit in genannter Oper sey ihr größter Triumph, den sie in Wien erlebt, so sehr sie auch erfreut sey über den Beifallssturm in ihrer letzten Vorstellung. Gestern ist sie nach Dresden abgereist. Ich freue mich ihrer Freundschaft, denn sie ist, was ich ihr

auch sagte, eine der höchsten Naturen, die wir auf Erden zu verehren haben. Im Umgange ist sie gewöhnlich lebhaft und heiter, oft kindisch und tändelnd, wobei sichtbar ihre Seele ausruht von den großen Erschütterungen, und die Natur wohlthätig wieder das Leben ins Gleichgewicht zu bringen sucht. Dann aber bricht zuweilen plötzlich die ernste Stimme ihrer Seele hervor, und was sie, wie z. B. über das Tragische und ihre Auffassung desselben gesagt, zeigte mir auch ihre Gedanken auf einer seltenen Höhe. Sie ist in den einsamsten und wildesten Gegenden der Leidenschaft heimisch und kennt das Angesicht des Schmerzes in allen seinen Zügen. Ich wünschte, daß sie, wie sie sich vorgenommen, in einigen Jahren sich dem deutschen Schauspiele zuwendete; da wäre es eine Freude, ein Trauerspiel eigens für sie zu schreiben.

Liebe Sophie! was sind das für traurige Worte in Ihrem Briefe? Sie wünschen, daß Ihre Gesundheit eine entscheidende Wendung nehme, so oder so? Freut Sie das Leben nicht mehr mit uns? Wissen Sie nicht mehr, was Sie sind und was Sie uns gelten? — Sie verstehen es so gut, mir mein Leben schön zu deuten und mir heilkräftige Worte ins Herz zu flößen, wenn Sie mich verstimmt sehen, und haben für sich selbst, Ihren hohen Werth und Beruf, kein Auge? Nicht so unmuthig, liebe Sophie! Sie machen mich sehr traurig dadurch. Eine Stelle Ihres Briefes ist mir dunkel. Sie sagen, ich werde bald fühlen, wie sehr mein Leben ein gelungenes sey. Wie meinen Sie das? Ich bin keiner von den glücklichen Dichtern, die ihrer selbst und ihrer Werke froh werden wie Goethe. Meine Schriften besitze ich nicht, und mich selbst verschenke ich auch gerne. Man hat meine Arbeiten zuweilen plastisch genannt. Daran ist wenigstens so viel wahr, daß ich wie ein plastischer Künstler zu Werke gehe und mich selbst zerschlage, wie der Bildhauer die Form, um den Gedanken heraustreten zu lassen. Vielleicht ist die Eigenschaft meiner Poesie, daß sie ein Selbstopfer ist, das Beste daran. Man verzeiht es mir darum, wenn mein Herzblut nicht so gleichmäßig und regelrecht abläuft, wie die Tropfen einer Wasseruhr. Ohne das Gefolge der Trauer ist mir das Göttliche im Leben nie erschienen. In Ihnen hat es mir seit fünf Jahren still geleuchtet, mich wohlthätig erwärmt; aber es war viel Schmerz und Kummer damit verbunden, und Ihre unsichere Gesundheit ängstigt mich

fort und fort. In Karolinen hat es mir ein heiliges Gewitter in die Seele geschlagen, aber an dem großen Glück haftet eine tiefe Klage.

Mit meiner Gesundheit geht es leidlich; doch hat sich in letzter Nacht mein Zahnschmerz wieder eingestellt. Therese ist gesund. Ich hab' ihr Ihren Gruß, den sie gewiß herzlich erwiedern wird, wegen des kalten Wetters noch nicht überbringen können. Schreiben Sie mir recht bald. Schöne Grüße an die schöne Rosalie und Ihre Kinder! Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Wien, den 11. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Sie haben mir mit Ihren paar Zeilen das Herz zerschmettert. Ich bin nicht im Stande, Ihnen jetzt ausführlich zu schreiben. Karoline liebt mich und will mein werden. Sie sieht's als ihre Sendung an, mein Leben zu versöhnen und zu beglücken. Mein Gefühl für Sie bleibt ewig und unerschüttert, aber Karolinens Hingebung hat mich tief ergriffen. Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrissenen Herzen. Karoline liebt mich grenzenlos. Sie hat mir geschrieben. Verstoße ich sie, so mache ich sie elend und mich zugleich, denn sie ist werth, daß ich sie liebe. Entziehen Sie mir Ihr Herz, so geben Sie mir den Tod; sind Sie unglücklich, so will ich sterben. Der Knoten ist geschürzt. Ich wollte, ich wäre schon todt! Gruß an Rosalie. Dein Niembsch.

Deßgleichen.

Wien, den 12. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Ich werde das Mögliche thun, nach Ischl zu kommen.

Wenn ich nur eine Stunde mit Ihnen sprechen könnte! Sie waren mir immer das nächste Herz auf Erden, Sie kennen mich und meine tiefste Geschichte, Sie sind mein Stern, zu dem ich in jedem Sturm aufblicke. Heute ist es ruhiger in mir, denn gestern. Ich war die letzten

Tage her wirklich krank. Es muß sich mir ein Ausweg finden, bei dem kein Herz zu brechen braucht. Verlassen Sie mich nur jetzt nicht! Schreiben Sie mir sogleich! Ich grüße die liebe Rosalie herzlich! Ihr Niembsch.

Ebenso.

Wien, den 16. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Ich reise noch diese Woche nach Ischl.

Was ich geantwortet, werde ich Ihnen mündlich sagen. Ich will das Gesetz meines Lebens und mein ganzes Schicksal von Ihrem Herzen empfangen, dessen Größe und Heiligkeit mir nie erschienen ist, wie in Ihrem letzten Briefe.

Es liegt ein Gebirg von Kummer und Traurigkeit auf meiner Brust. Der Ausweg, den Sie mir nannten, geht durch meine Todespforte. Ich habe Karolinen nicht verschwiegen, daß Sie meine höchste, entscheidende Rücksicht sind.

Sie wußte ja bereits durch die Gräfin, wie theuer Sie mir sind.

Diesen Brief schreib' ich im Zimmer Schwinds, der in der Nähe der Post wohnt. Ich mußte nach Empfang des Ihrigen zu Herz gehen, und es blieb mir nicht Zeit, mich noch vor Abgang der Post nach Hause zu begeben. Es ist schon spät. Schonen Sie Ihre Gesundheit, wenn ich Ihnen lieb bin, denn sie ist mir Lebensbedingung. Lieben Sie Ihr Leben, wenn Ihnen das meinige was werth ist. Gott sey mit Ihnen, liebes, theures, herrliches Herz!

Morgen schreib' ich wieder und mehr.

Die Papiere bring' ich mit. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Wien, den 17. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Wenn ich bei Nacht erwache, und das geschieht oft, so greift meine Seele gleich nach Ihrem Schmerze, wie die Mutter nach ihrem Kinde.

Ich sehne mich nach Ischl. Mit dem nächsten Eilwagen reise ich ab. Ich will heute noch auf die Post gehen und einen Platz bestellen. Es gibt kein Wort für meinen Zustand. Gott erhalte mir Ihr Herz, wenn er will, daß ich ihm dienen soll. Er hat Euch beide gemacht und mich, alle drei aus Einem Stücke. Ist ihm eines zu viel, so nehme er mich zurück. Ich habe sehr viel mit Ihnen zu sprechen, sehr viel, liebe Sophie! Ich will, wie immer, mein Herz vor Ihnen aufschließen, so weit es aufgeht. Das thut mir selbst noth zu meiner Beruhigung, und wenn ich einem Zustande entrissen werden soll, der mich in die Länge tödten müßte. Mein treuer Jugendfreund, der Schlaf, der beste Arzt meiner früheren Leiden, ist hin. Kaum drei bis vier Stunden leichten Schlummers, und der Schmerz nimmt wieder seinen Hammer zur Hand, und arbeitet fort den ganzen Tag. Wie geht es mit Ihrer Gesundheit? O liebe Rosalie, wie dank' ich Dir, daß Du bei Deiner Schwester bist! Freut Ihr Euch denn auf mich?

Ich will schließen, denn was ich auch schreiben mag, ich kann es mündlich viel besser sagen. Das Geschriebene hat keinen Ton, am wenigsten den Ton, der die jetzige Erschütterung meines Herzens geben könnte.

Auf Wiedersehen, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Wien, 19. Juli 1836.

Liebe Sophie!

Leider bin ich mit den Vorbereitungen zu meiner Reise nicht fertig geworden, so daß ich erst nächsten Montag, den 22., mit dem Dampfschiffe abfahren werde, und folglich Mittwoch Abends in Ischl eintreffen. Wäre nicht Baron Münch den ganzen Morgen bei mir gewesen, so erhielten Sie einen ausführlicheren Brief von mir. So aber muß ich eilen. Ich habe noch vieles zu besorgen. Die Schneider brauchen Zeit meine herabgekommene Kleidung ein wenig präsentable zu machen. Max hat Münch bei mir getroffen. Gestern war ich in Kirling und habe meine neugeborne Nichte zum erstenmal gesehen. Mutter und Kind sind gesund. Die erstere war gekränkt über mein spätes Erscheinen; doch war ich die

letzte Zeit außer Stand, mich um irgendwen zu bekümmern. Das Kind ist recht hübsch, doch ist an seiner Kleinheit und Schwächlichkeit recht deutlich zu erkennen, daß es unter Kummer und Leid ausgetragen worden.

Ich reise mit dem Dampfschiff, weil es nur einige Stunden länger dauert, und ich mich bei meiner gegenwärtigen körperlichen Abspannung der staubigen Hitze im Eilwagen nicht aussetzen mag.

Könnten Sie mir nicht nach Ebensee entgegenkommen? Wenn Sie wissen, um welche Stunde das Dampfschiff von Gmunden dahin abgeht, so können Sie die Stunde bemessen, da wir uns treffen. Leben Sie wohl, liebes Sopherl! Grüßen Sie die gute Rosalie tausendmal! Ihr Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Ischl, den 28. Juli 1839.

Seit vier Tagen bin ich wieder zwischen den Bergen Gottes. Wird's Dir auch so gut werden? Die Luft ist herrlich; mir ist, als hätte man mir Leben in alle Adern gegossen. Es wird auch meinen Albigensern wohl werden in diesen Wäldern, wo ich mir das schönste Holz zu Scheiterhaufen aussuchen kann. Was bis jetzt fertig worden, ist nicht übel gerathen; Du wirst Deine Freude daran haben, treuer Bruder! Wie geht's meiner lieben Resi und den Kindern, besonders der Pauline?[1]

Wenn Du Briefe für mich hast oder bekommst, so beliebe sie mir poste restante nach Ischl zu schicken; bis zu Deiner Abreise kann das geschehen, denn ich bleibe bis 15. August hier. In Steyermark besuch' ich Dich wahrscheinlich; Du sollst dann zwischen den Eisenhämmern auch meine Verse pochen hören; wenn nur jeder ein rechtes Herzpochen ist.

Meine Reise auf dem Dampfschiff ging trefflich. Alles sehr bequem; nur das Schlafen mit wildfremden Leuten in gemeinsamer Kajüte nicht, wo Alles durcheinander auf den Polstersitzen herumlag, und der Zufall mir den —schen Gesandten zu Füßen warf, einen kolossalen Bengel.

[1] Sie war augenkrank.

Teufel hinein! daß gerade
Zu meinen Füßen
Die schnarchende Ambassade
Hat sausen müssen!

Seine Frau war viel schöner als er, aber die lag fernab; indessen, vielleicht schnarchte sie auch. Dann gabs noch ein Halbdutzend Preußenjünglinge auf dem Schiffe, rechte Sandkerle; trocken, fein, flüchtig und sich an Alles ansetzend wie Flugsand. Die Donaugegenden sind außerordentlich; sie würden die gepriesenen Rheingegenden, wenn diese nebenher liefen, ohne Zweifel weit hinter sich zurücklassen. Man siehts den Bergschlössern in unserem Lande wohl an, daß hier der Haß mit nervigerer Hand die Steine gefügt und gethürmt. Dazu die düstere Waldumschattung; das ist prachtvoll. Auch den Traunsee überfuhr ich auf einem Dampfschiff. Durch das schnelle Vorbeifahren beständig verschoben, läßt sich keins der herrlichen Bilder vom Auge festhalten. Schleifer konnt' ich nicht besuchen, weil ich spät angekommen war, und von der Abfahrt des Dampfschiffes gedrängt, so daß ich nicht einmal ordentlich essen konnte, und die eine der beiden vortrefflichen Forellen im Stiche lassen mußte. Ischl ist vollgewienert. Witthauer ist da. Frau v. Pereira, Brenners u. A.

Leb' wohl, liebster Bruder. Dein Niembsch.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Linz, den 22. August 1839.

Vorgestern Abends um neun Uhr ist sie nicht mit dem Eisenbahnwagen, [1] sondern mit Extrapost hier angekommen, als ich eben soupirte. Ihr Wagen hielt vor dem Hause, ich eilte hinaus und wir begrüßten uns. Sie war sehr ermüdet von der dreitägigen ununterbrochenen Fahrt; auch Freundin Clara, welche zu meiner Ueberraschung den Hund, den ich ganz vergessen hatte, an einer Schnur höchst gravitätisch ins Zimmer führte. Der Abend verging mit Soupiren der Damen und unter allerlei munteren Gesprächen. Wir saßen zu vier zu Tische: Karoline, Clara,

[1] Auf der Budweiser Pferdeeisenbahn.

die Stubenkatze und ich. Da konnten mithin keine Schicksalsworte gewechselt werden. Erst gestern Abends kam es zu solchen. Karoline stellte Alles meiner Entscheidung anheim. Ich erklärte ihr, daß ich, so lange sie der Oeffentlichkeit angehöre, und so lange ich meine eigenen Vermögensangelegenheiten nicht völlig geordnet habe, so daß ich einen gesicherten und nicht verächtlichen Beitrag zum Haushalte bringen könnte, daß ich so lange an eine Verbindung nur als künftig denken könne. Meinen Willen durchaus ehrend, nahm Karoline meine Erklärung mit schöner weiblicher Fügsamkeit entgegen. Es sind von ihrer Seite Verbindlichkeiten für neunzehn Monate eingegangen worden, deren Nichteinhaltung mit großen Opfern vertragsmäßiger Conventionalstrafen verbunden seyn würde, wogegen die Erfüllung derselben eine Vermögensvermehrung von 50,000 Gulden zurücklegen läßt. Daß ich ein solches Opfer, obwohl sie es mir mit Freuden zu bringen bereit wäre, nicht annehme, versteht sich von selbst. Die Partie nach Gmunden und weiter konnte bis jetzt wegen Regenwetters nicht unternommen werden. Vielleicht geschieht es, wenn der Himmel heiter wird. Clara hat keine große Sehnsucht nach den Gebirgen, wird sich aber der ihr aufgedrungenen Naturschönheit nicht entziehen können. Gestern aber waren wir im Theater und hörten das Nachtlager, musikalische Schneuzer von Conradin Kreuzer, unter dessen selbsteigener Leitung und Mitwirkung seiner debütirenden Tochter.

Wie geht es, liebe Sophie? Die unvergeßlichen Tage in Ischl stehen mir recht lebendig vor der Seele. Ich hoffe bald wieder dort zu seyn. Schöne Tage! Ich bin um so manchen Blick in Ihre liebe herrliche Seele und um die Freundschaft unserer Rosalie reicher geworden. Sprecht Ihr viel von mir? Haben Sie sich in meinem wunderlichen Wesen zurecht gefunden? Erscheint es Ihnen so, daß Sie sich von mir nicht abwenden mögen? O, wenn ich einen Genius habe, der sich meiner liebsten Angelegenheiten annimmt, so umschwebe er Sie, und lasse mein Bild in Ihrer Seele nicht untergehen oder sich entstellen! Derselbe, der mir in jenem Traum und Gedicht zurief: „Guten Abend, Freund und gute Reise!“[1]

Ich freue mich sehr nach Gmunden, wo ich Briefe von Ihnen vorzufinden hoffe.

[1] S. „Die Albigenser,“ Nachtgesang II.

Ist Trutschi schon aufgestanden?

Die liebe Zoe soll auch, wenn sie gesund ist, mit mir Mariage spielen; ich bringe neue Karten mit.

Eine Beschreibung vieler Details meines hiesigen Lebens erhalten Sie nächstens. Eines der hübschesten war, daß Karoline beim ersten Eintritt ins Zimmer mir die beiden Kränze, welche sie am letzten Abend in Dresden, den einen von Tieck, den andern von der Schröder empfangen hatte, kniend zu Füßen legte. Sie ist nicht ganz wohl. Ein ziehender Schmerz in der Gegend des Herzens, der zuweilen nachläßt, aber seit längerer Zeit nie völlig weicht, ist ein etwas besorglicher Zustand und läßt bei den ungeheuren Anstrengungen, denen Karoline bald wieder entgegengeht, Schlimmeres befürchten. Ich bin gesund, und freue mich noch der guten Nachwirkung Ihrer trefflichen Bewirthung.

Leben Sie wohl, liebstes Sopherl. Tausend Grüße der schönen Rosalie. Ich küsse die Kinder. Auf Wiedersehen Ihr Niembsch.

Auf den eben berührten Besuch im Theater zu Linz nimmt jenes Bezug, was von Berthold Auerbach in seinem Aufsatze: „Der letzte Sommer Lenau's" im deutschen Museum von Robert Prutz, erster Jahrgang erstes Heft S. 58 erwähnt wird:

„Lenau erzählte, wie er einst drauf und dran war, sich mit einer berühmten Künstlerin zu verbinden, die ihn aber besonders durch die Forderung des kleinen Dienstes verscheucht habe. In einer Theaterloge zu V. [1] hieß es beständig: Niembsch, hänge meinen Hut auf, lege meine Mantille zurecht! Niembsch, reiche mein Perspektiv, bestelle Eis und dergleichen mehr."

Wenn man sich aus Niembschens Brief vom 25. Juni 1839 erinnert, daß Karoline nur durch zitternde Hände den aufwallenden Zorn des stolzen Mannes über das sieghafte Weib zu dämpfen vermochte, so ist es allerdings begreiflich, wie derlei kleine Forderungen, die sonst als Zeichen von Gunst gestellt und daher auch freudig gewährt zu werden pflegen, dennoch Niembsch verletzen und erbittern konnten. So können oft Kleinigkeiten nach Umständen und Personen unerwartet wichtig und

[1] Venedig? Niembsch war aber nie in Italien. Es sollte wohl heißen: zu L.

entscheidend werden, und eine der gehofften gerade entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Hallstatt, den 28. August 1839.

Liebe Sophie!

In Eile einige Zeilen durch Dr. B. Karoline hat mich zu einem Ausfluge im Salzkammergut eingeladen, und wir sind jetzt in Hallstatt vom Regen festgehalten. Morgen, wenn es etwas erträglich ist, gehen wir weiter. Krummnußbaum werd' ich nicht besuchen. Vielleicht später allein. Den 2. oder 3. bin ich wieder in Ischl. Gott sey mit Euch! Herzliche Grüße! Ihr Niembsch.

Vom Aufenthalte in Hallstatt ist bekannt, daß Niembsch und Karoline während eines Ganges durch das steinige zum Strubbach führende Thal von den ihrer Verbindung sich entgegenstellenden Hindernissen sprachen. Da rief plötzlich Karoline im Eifer der Verhandlung: „Sieh her, mein Freund! so steig' ich über alle diese Hindernisse hinweg!" — Und vor ihres Freundes erstaunten Augen stieg sie rasch, und eben so glücklich als kühn, über einen mächtigen rauhen Steinhaufen, der dicht am Wege lag, ohne weiteres hinweg.

Auf dem bergumschlossenen See wurde bei Mondbeleuchtung gefahren, und sie sang sicilianische Fischerlieder. Damals nahmen sich aber auch Beide sehr warm des Wiener Dichters Ferdinand Sauter an, der sich durch den Sturz von einem Felsen bei Hallstatt den Fuß gebrochen hatte.

Am 3. September traf Niembsch richtig wieder in Ischl ein.

Niembsch an Schurz in Wien.

Ischl, den 28. September 1839.

Geliebtester Bruder!

Späten, aber herzlichen Dank für Deine treuen Wünsche zu meinem Geburtstage! Wir rücken auch den Vierzigen zu, die Haare werden grau

— und noch immer ledig! Was glaubst Du, sollt' ich nicht ein Weib nehmen? Wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmannsliedl zuruft:

„Nimm dir ein Weib
Für deinen Leib!"?

Willst nicht Du so gut seyn und solchen Ruf an mich ergehen lassen? Zu Dingen, welche Glück brauchen, soll man sich immer auffordern lassen: Rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn Einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit venia verbo! ist, wenn davor kopulirt werden soll, wohl auch so eine Art Spieltisch. Unbegreiflich leichtsinnig heirathen die Weiber ins Gelage hinein; ich bewundere die Entschlossenheit, womit sie das Schauerliche beginnen. Also, Bruder! überleg' Dir's und sage mir im Oktober, wo ich Dich sehen werde, was Du denkst. Der Gegenstand meiner kühnen Schicksalshypothese ist — die fleißige Briefstellerin.

Meine Albigenser rücken vor. Ich wollte auf drei Monate nach Stuttgart, um sie dort zu beendigen und in Druck zu geben, erhielt aber nichts, was einem Passe ähnlich sieht. Leeres Bedauern und Entschuldigungen des Herrn Staatskanzleihofraths v. *..... war Alles, was auf mein Gesuch erfolgte.

Meine Gesundheit ist vortrefflich; meine Liebe zu Dir, der lieben Tertschi und den Kindern die alte. Dein treuer Bruder Niembsch.

Niembsch fuhr am 2. Oktober mit Sophie, ihrer Schwester Rosalie und den Kindern von Ischl wieder nach Wien ab.

Mein mündlicher Rath war keineswegs gegen eine Heirath Niembschens mit Karoline, vorausgesetzt, daß er nach genauerer Bekanntschaft sollte hoffen dürfen, mit ihr menschenmöglich glücklich zu werden. Ich hütete mich jedoch auch, ihm dazu scharf zuzureden, weil dieß zu Heirathen einmal überhaupt nichts taugt, und weil mir auch seine Schauerscheu dießmal davor schon einigermaßen, als auf bereits eingetretene Ernüchterung hinweisend, bedenklich erschien. Uebrigens stimmte ich ihm unverhohlen darin bei, daß seine äußere Lage vor der Hand zur Gründung eines nicht zu armen und schmalen Herdes, woran er nicht bloß Nebensitzer würde seyn

wollen, noch unzulänglich wäre; wie nicht minder auch bezüglich des Rücktrittes Karolinens von der Bühne, weil ich in meinem Herzen überzeugt war, daß die seine kunstriesige Gemahlin umlärmenden Lobfeierungen, wie schmeichelhaft auch einerseits — gegenüber jenen stilleren Huldigungen, wie sie auch dem größten lyrischen und epischen Dichter nur zu Theile zu werden pflegen — ihm bei seinem großen Ehrgeize bald würden ärgerlich werden müssen; endlich hielt ich auch Niembsch sehr geneigt zu böser, bei solchem Ansturm der Bewunderer seiner Gattin leicht aufflackernder Eifersucht. Eine gefährliche Klippe für Karolinens Glück an Lenau's Seite wäre wohl auch noch ihre, von ihm so bewunderte Darstellungsgabe, gegenüber seiner eingefleischten Zweifelsucht, geworden. Seinem Freunde Evers sagte er wirklich einmal in späterer Zeit: „Eben weil sie eine große Schauspielerin war, und je mehr ich es erkannte, um so furchtsamer wurde ich vor einer Verbindung mit ihr. Ich wußte nicht mehr, was ächt, was falsch an ihr sey."

Niembsch an Hermann Marggraff in Berlin.

Wien, den 1. November 1839.

Man hat mich hier und dort des Mysticismus bezüchtigt. Unverständiges gehässiges Unrecht! Daß in meinem „Savonarola" mancher mystische Passus mit unterlauft, ist dem Helden, nicht dem Verfasser des Gedichtes beizumessen. Mystik halte ich für Krankheit. Mystik ist Schwindel. Die religiöse Speculation kann allerdings eine Höhe erklettern, wo ihr, wie der Sophia Achamoth die Augen vergehen und sie von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben wird, sich in den Abgrund des Göttlichen zu stürzen; allein solcher Zug nach der Tiefe ist eben ein Symptom des geistigen wie des körperlichen Schwindels. Auch habe ich den „Savonarola" nicht geschrieben, um eine antihegel'sche Christologie in Jamben zu geben. Wenn ich mir ingenium zutrauen darf, so war der Ausfall des prophetischen „Savonarola" gegen die Hegelschule nichts weiter als ein pruritus ingenii. Die muthwilligen Strophen haben mir viel Verdruß gemacht; doch ich bereue sie nicht.

Gegenwärtig arbeite ich an einem epischen Gedichte: „Die Albigenser"

— contra pontificem — wie sich von selbst versteht. Der Held des Gedichts ist der Zweifel, der von Innocenz blutig gejagte und in Ketten geschlagene, den aber eben das Klirren seiner Ketten und deren harter Druck nicht einschlafen ließen.

Durchaus ungegründet ist die umlaufende Meinung von einem innigeren Verhältnisse zwischen Menzel und mir, als wäre ich dessen versificirender Schildknappe. Ich habe alle meine Schriften ohne Rath, ja ohne Wissen des Dr. Menzel concipirt und ausgeführt. (S. Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 7 vom 9. Februar 1854, S. 125.)

Niembsch an Emilie.

Wien, den 5. December 1839.

Meine Gesundheit ist leidlich bis auf gewisse Anfälle von Hypochondrie, die nun häufiger wiederkehren, und oft einen gräßlichen Grad erreichen. Dann ist mir zuweilen, als hielte der Teufel seine Jagd in dem Nervenwalde meines Unterleibes; ich höre ein deutliches Hundegebell daselbst und ein dumpfes Halloh des Schwarzen. Ohne Scherz; es ist oft zum Verzweifeln.

Das Londoner Foreign Monthly Review hat eine ausführliche Besprechung meiner Gedichte und des Faust.

In der Neujahrsnacht 1839—1840 sang Lenau:

Fahr' wohl, fahr' hin, o Jahr! nimm fort mit dir im Scheiden
All deine Lust; nur laß nicht liegen mir die Leiden!

und weiter:

Fahr' hin, unholdes Jahr! mir warst du von den schlimmen;
Es mögen Andre dir ein Liedlein Dankes stimmen!

Wahrlich, die Gefahr war in diesem Jahre sehr groß, größer noch als im Winter 1831—1832 nach der Entsagung auf Lotte. Ohne die Reise nach Ischl und ohne Sophiens sowohl als Karolinens beschwichtigende Gegenwart und edel verzichtendes Benehmen wäre das Unheil von 1844 wohl schon damals ausgebrochen. Sollte Niembsch und sein späteres Unglück verstanden werden, und wer wünschte wohl solches nicht? so durfte

ich diese Auftritte nicht verschleiern und noch minder ganz verschweigen. Zwar las ich freilich irgendwo: „Herzensneigungen der Dichter gehören nicht für die Oeffentlichkeit; sie spiegeln sich nur in ihren Liedern uns ab." Solcher Ansicht bin ich aber nicht; der dunkle Einzelne im Schooße des großen Haufens behalte sein enges Herz nur immerhin ganz für sich; nicht jedoch so der öffentliche Mann, der allen Blicken offen und frei steht. Und selbst der mag es zum Theile noch thun, wenn nicht zugleich sein Herz zur Hauptsache wesentlich mitgehört. Dieß ist aber, wie bei keinem Andern in diesem Grade, beim lyrischen Dichter, der sich selbst singt, der Fall. Was da gesungen wird, mag auch gesagt werden. Wie denn erst bei Niembsch, dem anerkannt größten lyrischen Dichter der vor allen andern Völkern lyrischen Deutschen! Ich gab daher ohne Bedenken, was ich darüber hatte, und zugleich ohne Besorgniß, die beiden noch lebenden, aber ungenannten Mitschauspielerinnen dadurch zu beleidigen oder zu kränken; denn meines Bedünkens bringt es keine Schmach, sondern eher Ehre, von einem Geiste und Manne wie Niembsch so geliebt worden zu seyn, und zwar nach Gestalt und Lage der Sache mit so vollem Rechte und Grunde.

Viele Erheiterung gewährte Niembsch während des Vorwinters 1840 die Anwesenheit seines Freundes, des Grafen Alexander von Württemberg, zu Wien, der ihn fleißig in der Johannisgasse besuchte.

Niembsch begleitete diesen dafür am 15. Hornung 1840 in einer Bewerbungsangelegenheit desselben nach Stuttgart, das er aber bereits am 2. März, wo er noch der Trauung seiner Freundin Lotte Hartmann mit Regierungsrath Weisser beiwohnte, wieder verließ, daher seine Abwesenheit von Wien dießmal nur eine dreiwöchentliche war.

Niembsch an Sophie in Wien.

Stuttgart, den 23. Februar 1840 (Sonntag).

Liebe, theure Sophie!

Beschwerlich war unsere Reise durch schlechte Wege, große Kälte und einen etwas unbequemen Wagen. Die erste Nacht rasteten wir in Mölk. Alexander ließ sein Bett auswärmen; das meinige glich einem großen

Eisumschlag über den ganzen Körper, und erst der vortreffliche Caravanenthee zum Frühstück konnte mich wieder ein wenig warm machen. Den zweiten Tag ging es bis Wels. In St.... erlebte ich einen wehmüthigen Spaß. Die dortige, in den Grafen Alexander verliebte Postmeisterin, nach welcher von diesem gleich gefragt wurde, lag eben krank darnieder. Doch kaum hatte sie seine Ankunft vernommen, als sie, aus dem Bette gesprungen, mit einer zierlichen Haube auf dem Kopfe, zum Fenster herausguckte, und mit Alexander, der unterdessen mit aller Eile seine Pelz- und Schlafhaube abgethan, und dafür eine blaue, goldverzierte Prachtmütze aufgesetzt hatte, eine zärtlich kokettirende Conversation hielt. Bald fuhren wir weiter. Alexander sank in seine Schlafhaube, die Postmeisterin wahrscheinlich eben so schnell in ihre Federdecken zurück, und ich dachte noch eine Weile der Scene nach, wie da gleichsam zwei Krankheiten in eitler Gefallsucht einander die Kur machten. Hinter Strengberg, als wir den sehr kothigen Weg bergan fuhren, hörten wir plötzlich eine gewaltige Stimme unserm Postillon zudonnern: „Viehkerl, verfluchter! kannst Du nicht wo anders fahren, als wo die Leute gehen?“ Die Prätension, daß die Extrapost einem Fußgänger ausweichen solle, war originell und interessirte mich für den Seltsamen. Es war ein schundiger, einen Knotenstock zornig schwingender, schwarzhaariger, blasser Handwerksbursche mit aufgestülpten Beinkleidern, auf deren Grundfarbe, dem Straßenkothe, sich spärliche blaue Flecken zeigten. Wir ließen den kothpatschenden Propheten einer demokratischen Zukunft hinter uns, hörten ihn aber noch lange hadern und fluchen. Ein prächtiger Kerl! In Wels hing das Bildniß Judas, des Apostels, zwischen unsern Betten; doch der Mann Gottes machte sie nicht warm; eine Portion Wärme, und hätte sie mir der Teufel aus der Hölle gebracht, wäre mir lieber gewesen. Montag fuhren wir bis Neumarkt. Zwischen letzterem Orte und Frankenmarkt ward Alexander in Wirkung zu häufig genossenen schlechten Bieres von einer heftigen Kolik befallen.

Auf der Station wärmte ich dem Leidenden, während sein Jäger mit Auspacken der Nachtrequisiten beschäftigt war, am eisernen Ofen Umschlagetücher und verbrannte ihm beim Auflegen derselben einigemal den Leib, indem ich dachte: je wärmer, desto besser! Dann suchte ich das äußere

Verbrennen durch ein innerliches ins Gleichgewicht zu bringen, und nöthigte meinem Kranken einige Tassen siedendheißen Thees in seine Geweide. Nach einigen Stunden war er geheilt.

Dienstag war große Kälte eingetreten. Zu Wasserburg in Bayern wurde übernachtet. Mittwoch fuhren wir spät in die Nacht bis Augsburg. Die Kälte war so grimmig, daß wir befürchteten, der auf dem Kutschbocke sitzende, von Zeit zu Zeit einnickende Jäger könnte erfrieren, wie im vorigen Winter in derselben Gegend die Kammerjungfer einer englischen Herrschaft auf dem Bocke erfroren ist.

Mit dem Aberglauben hat es doch manchmal seine Richtigkeit. An diesem Tage war uns ein mit Schweinen vollbefrachteter Leiterwagen zum großen Schrecken meines Freundes begegnet; die ominosen Schweine bedeuteten aber die Personalnachrichten der „Allgemeinen Zeitung," welche wir in Augsburg antreffen sollten, deren eine meinem Freunde zugrunzte, daß die gehoffte Oberstenstelle bereits ein Anderer habe. Die Säue lagen auch so gereiht im Wagen, wie jene Zeilen auf dem Papiere. Das war eine schlimme Neuigkeit!

Donnerstag hielten wir unsere Nachtruhe in Göppingen, und Freitag Abends sind wir hier angekommen. Gerne, liebe Sophie, hätte ich Ihnen von München aus einige Zeilen zugeschickt, doch haben wir uns dort nicht länger als zum Pferdewechseln aufgehalten, und gar nicht aus dem Wagen begeben.

Wir werden uns wohl sehr bald wieder nach Wien aufmachen. Leider ist Cotta verreist und wird erst in vierzehn Tagen zurückkehren. Ueber den Gang meiner Geschäfte erhalten Sie in meinem nächsten Briefe Nachricht. Mein Befinden ist von der Reise etwas mitgenommen. Meinem Freunde Max schreibe ich nächstens.

Das freundliche und herzliche Begegnen Ihres Vaters beim Abschiede hat meinem Leben, in welchem durch mein Zerwürfniß mit diesem von mir so hoch verehrten Manne ein Riß entstanden war, eine unendlich wohlthuende Beruhigung gegeben. Grüßen Sie ihn, so wie Ihre verehrte Mutter und lieben Schwestern, von mir auf das Allerherzlichste. Sagen Sie auch Ihren lieben Kindern, daß ich ihrer oft gedenke.

Die Freude im Reinbeck-Hartmannschen Hause war groß, als ich

plötzlich und ganz unerwartet eintrat. Auch ich war sehr erfreut, Alle, und namentlich die beiden alten Herren, so gesund und aufrecht zu finden. Alexander hat seine Wohnung in einem hiesigen Gasthofe genommen.

Besonders hab' ich Ihnen, liebe Sophie, für Ihren vortrefflichen Teppich zu danken. Derselbe hat mich treulich geschützt gegen den abscheulichen Frost, und wenn es auch geschmacklos ist, Ihre Freundschaft mit einer Wollendecke zusammenzustellen, so sage ich doch: diese hat meine Füße vor dem Froste, wie jene oft mein Herz vor dem Erkalten gegen die Welt und mein eigenes Leben bewahrt. Eine so abscheuliche Kälte ist auch geschmacklos, und natürlich ist es, daß ich, indem ich Ihnen für etwas danke, was meinem Leibe frommt, dabei der verwandten Wohlthat gedenke, die meiner Seele widerfahren ist. Leben Sie wohl, theure Sophie! Viel schöne Grüße an Max. Niembsch.

Den versprochenen weitern Brief brachte Niembsch auf den Lippen mit; und leider nicht das gesprochene, das geschriebene Wort nur beharrt.

Philipp Huber an seinen lieben Herrn Nikolaus von Niembsch, genannt Strelnauer.

Wheeling, den 24. Jänner 1840.

Ich, Ihr unterthänigster Diener, Philipp Huber, ersuche Sie bei guter Gesundheit, und wünsche Ihnen unterthänigst ein glückseliges neues Jahr zum Gruß. Ich war zwei Monate hart krank, jetzt bin ich wieder gesund. Da ich Ihren Brief erhalten habe das letzte Frühjahr 1839, haben Sie mich gefragt um eine balde Antwort; ich habe aber auf diese bisher noch keine von Ihnen erhalten. Die Taxen habe ich bezahlt für 1838 und 1839, erstes Jahr 6 Thaler und 72 Sint,[1] das zweite Jahr 12 Thaler und 80 Sint; ich habe die Quittungen dafür vom Affis.[2] Die Ansicht von Ihrem Landbesitz guckt sehr schlecht. Ich habe dem eingedrungenen Mann gesagt: „Der Eigenthümer befiehlt mir, Ihr sollt von seinem Eigenthum abziehen.“ Er sagt: „Ich will mich nicht streitig stellen,

[1] Cents.

[2] Office, Amt.

aber ich gehe nicht hinweg, bevor nicht der Eigenthümer oder Sie mir eine Vollmacht weisen, die von der Beamtung oder von der Kort [1] versiegelt ist." Die muß mit Ihrem Namen unterschrieben seyn: Nikolaus von Niembsch. Wenn Sie mir das schicken, so hab' ich ihn gleich hinweg; ich weise ihn selbst weg. Will er nicht, so schicke ich ihm einen Polizeibeamten, der sagt ihm, daß er in Zeit von zehn Tagen hinweg ziehen soll. Will er nicht, so kommt ein höherer Polizeibeamter, der wirft ihn raus. Sollte er aber gutwillig gehen, so braucht man das nicht. Er ist ein Amerikaner-Deutscher, die man beim Recht packen muß, man darf nicht weichlich kommen zu ihnen. Ich habe gehört, daß Dem sein Weib und Lui H. sein Weib die nächsten Freunde sind; ich denke selbst, daß dieser Kerl ein H.-Spigelant ist, um auszuforschen, was jetzt und die ganze Zeit her passirt. Ich würde bald Ihr Land in guten Stand stellen; Ihr Bedienter Philipp Huber thut, was er versprochen hat. Es sollte einmal heißen, daß ich auch etwas erobert hätte für meinen Herrn. Seit ich geheirathet bin, hab' ich mir einige Hundert Thaler erspart. So lang ich ledig war, hab' ich, wenn ich mir Geld verdient, es wieder verreist. Nun aber geheirathet, wünsche ich auf Ihr Land zu ziehen, bis Sie selber kommen. Jetzt hätten Sie mehr Vergnügen hier, ich könnte Ihnen mehr Bescheid geben, und zur Sommerszeit ist es auch schöner hier; Sie waren just im Winter hier. Ich bitte Sie unterthänigst um eine balde Antwort; ich wünsche dieß Frühjahr auf Ihren Besitz zu ziehen auf Befehl. Ich, Ihr unterthäniger Diener, Philipp Huber.

Adresse: Philipp Huber, Wheeling, Va., [2] North-America.

Niembsch an Sophie in Wien.

München, 27. Mai 1840.

Liebe Sophie!

In gräßlicher Eile halte ich mein Wort und schreibe von München. So eben sind wir angekommen, so eben fahren wir weiter. Bisher ging es, kleine Widerwärtigkeiten des Himmels und der Erde, und deren die

[1] Court, Gericht.

[2] Virginia.

irdisch sind, abgerechnet, ganz leidlich. Tausend schöne Grüße an den lieben Max und alle die Ihrigen. Niembsch.

Gleichfalls.

Stuttgart, 30. Mai 1840.

Liebe Sophie!

Müde von der gestern beendigten Reise, sitze ich hier auf meinem Divan, vor mir stehen schöne frische Blumen und ich rieche sie nicht; ich rauche eine feine Cigarre und rieche sie nicht; schmecke sie wenig; in meinem Kopfe ist ein Sausen und der Gedanke: „Wäre ich doch auf der Donau gereist!" denn im schlechtverwahrten Wagen Alexanders am zerbrochenen Fenster sitzend, und eine ganze Nacht hindurch von Wind und Regen bestrichen, hab' ich einen tüchtigen Husten und Schnupfen abbekommen, womit ich wohl eine Woche lang mich werde schleppen müssen.

Sobald ich wieder fahrbar bin, soll es mein Nächstes seyn, den armen unglücklichen Justinus Kerner zu besuchen. Er ist in größter Gefahr staarblind zu werden. Seine ohnehin geschwächten Augen wurden es durch das anhaltende heftige Weinen um den verstorbenen Bruder noch mehr, und in einem Grade, daß die Bildung eines grauen Staars bereits eingetreten ist und totales Erblinden bevorsteht. Schauerliche Ironie! Dafür, daß Kerner niemals ein Genügen auf Erden fand und stets darüber weg mit geisterseherischem Auge in eine andere Welt hinaustrachtete, dafür, so scheint es, will die reale Sinnenwelt, eifersüchtig und rächend, sich seinen Blicken für immer entziehen. Der beiden Welten, Mensch, darfst du nur Eine schauen! Diese Nachricht hat mich sehr erschreckt. Wenn ich mich des Spazierganges erinnere, den ich mit Ihnen und Ihren lieben fröhlichen Kindern an jenem herrlichen Frühlingsabende auf dem Gartenberg bei Hiezing gemacht, und wenn ich dabei gedenke, wie die Erde an mancher Stelle und zu mancher Stunde so schön ist, so erfüllt mich die Vorstellung, daß der gute liebe Kerner blind werden soll, mit großer Traurigkeit.

Meine Geschäfte hier will ich sogleich in Gang bringen. Noch habe ich Cotta nicht gesprochen; doch Reinbeck sagte mir, daß nicht nur von

meinem Faust, auch von Savonarola eine neue Auflage zu machen sey. Wenn Sie, liebe Sophie, Zeit finden, diese beiden Bücher nochmals zu lesen, so bitte ich Sie darum und zugleich um einen ausführlichen Brief, worin Sie mir Alles angeben, was Sie in den beiden Gedichten anders wünschen. Versagen Sie mir das nicht. Ich verlange durchaus keine Gründe für Ihre Bemerkungen; der Ausspruch Ihres feinen und sichern Gefühls, des von mir schon oft als Leitstern erprobten, genügt mir. Das dürfen Sie mir nicht versagen. Weisen Sie dießmal Ihre Bescheidenheit zurecht, und seyen Sie überzeugt, daß meine Bitte nicht ein Compliment für Sie seyn soll, sondern aus meinem eigenen wohlverstandenen Interesse entsprungen ist. Kein Tadel wird mich verletzen; seyn Sie ganz offen! Ich bitte Sie sehr, liebe Sophie!

Den Druck meiner Bücher werde ich hier nicht abwarten. Es kommt mir so viel zusammen, daß ich mit der Wiederauflage meiner neuern Gedichte vielleicht bis zum Verschluß des letzten Exemplars der ersten Auflage werde warten müssen. Ueber meine Reise werd' ich Einiges an Max schreiben. Grüßen Sie mir die Mutter, deren elastische Uhrschnur mir sehr bequem ist, herzlich. Sie möchte doch nach Gastein kommen, und mir dort eine oder mehrere Tassen Kaffee einschenken. Sagen Sie meiner verehrten Freundin, daß ich ihrer Güte gegen mich dankbar gedenke. Auch Ihre lieben Schwestern und Kinder grüße ich schönstens.

Leben Sie wohl, liebe Sophie. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 6. Juni 1840.

Liebe Sophie!

Wohl könnte jetzt schon eine Antwort auf meinen Münchner Brief gekommen seyn, doch scheint derselbe einer solchen nicht werth befunden worden zu seyn seiner Flüchtigkeit und Kürze wegen. Ich muß mich also gedulden, bis meinem zweiten Brief, den ich hier vor acht Tagen an Sie geschrieben, ein besseres Schicksal widerfährt. Unterdessen will ich fortfahren, Sie von meinem Leben zu benachrichtigen.

Dem dießmaligen Aufenthalte in Stuttgart verdanke ich einige

interessante Bekanntschaften. Eine Gräfin P... aus München und ihre Cousine Fräulein Agnes v. G. So eben wollte ich Ihnen eine genaue Beschreibung dieser Damen und der Gesellschaften, in denen ich sie getroffen, niederschreiben, allein ich merke, daß mich der unbeantwortete Brief doch zu sehr ärgert, als daß ich für Ihre Unterhaltung sorgen möchte, während Sie sogar versäumt haben, mich über Ihr und der Ihrigen Befinden mit ein paar Zeilen zu beruhigen. Also vor der Hand nichts weiter, als daß ich mich wieder wohl befinde, übermorgen mit Graf Alexander zu Kerner fahre und dann, von Weinsberg zurückgekehrt, meine Geschäfte beginnen werde, deren Beendigung ich übrigens hier nicht abwarten werde. Mein Sinn steht nach Baden. Dort ist bessere Luft; hier rückt einem schon wieder die lästige Sommerschwüle auf die Brust, daß man nie Luft bekommt zu einem ordentlichen Athemzuge oder Fluch.

Aber auch in Baden werde ich nicht lange bleiben, sondern in unsere Alpen hineinziehen. Vielleicht daß ich dann im Spätherbst wieder nach Stuttgart und von da nach Paris reise. Eine Cigarre im Mund und einen Plan im Kopfe muß ich fast immer haben. Oft ist der letztere mit der ersteren schon ausgeraucht. Neulich waren wir in Serach bei Alexander. Dort steht eine große Schaar von Blumen in voller Blüthe, aber .... Leben Sie wohl, liebe Freundin. Beste Grüße an Freund Max, Ihre Eltern und Kinder und Schwestern. Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 13. Juni 1840.

Gestern Abends bei meiner Ankunft von Weinsberg wurde mir der sehnlich erwartete Brief überreicht. Meine Hauswirthe nebst einigen Fremden waren eben im Garten am Thee; ich mußte mich beigesellen und las die guten Nachrichten mit einer Freude, die durch das Tassengeklirr und Redegeräusch um mich herum sich nicht stören ließ. O diese leidige Entfernung! Könnte ich nur die Erde umstülpen und so mir alles nahe bringen, was zu meinem Leben gehört, wovon mein Herz eigentlich lebt!

Auf meinen unglücklichen Freund Kerner hat meine Anwesenheit über alle Erwartung und wunderbar erheiternd gewirkt; denn ein Wunder ist es mir, daß ich im Stande bin, eine Sorge zu lichten und einen Gram zu mildern. Für Kerners Augen hat man leider das Schlimmste zu fürchten; das rechte ist bereits grau überzogen und nur noch für einen schwachen Schimmer empfänglich; das linke hat auch schon eine leichte Trübung und ist äußerst matt. Er entließ mich mit schwerem Herzen und nur gegen das Versprechen, daß ich wiederkomme, und ich ließ ihm dessen zum Pfande meinen Mantel zurück. Ich hole den Mantel ab, wenn ich nicht, wie Elias, in den Himmel fahre. Nun noch Einiges über mein hiesiges Treiben oder Getriebenwerden. Ich konnte mich einigen größeren Gesellschaften nicht entziehen, wobei ich, wie Sie bereits wissen werden, die Gräfin Fernanda P.., ein Fräulein von etwa 28 Jahren, kennen lernte. Sie ist sehr gebildet, ihr ganzes Wesen hat das Gepräge des hohen Adels, der für mich dadurch genießbar wurde, daß ihr Herz nicht davon ausgeschlossen ist, wie dieß bei einer gewissen anderen Gräfin der peinliche Fall ist. Zugleich lernte ich Fernanda's um einige Jahre jüngere Cousine, Agnes v. G., kennen.

Sie ist sehr liebenswürdig, besonders durch ihren ganz eigenthümlichen sehr schönen Gesang. Ein weiblicher Schönstein.[1] Die dritte im Bunde ist Agnesens Schwester, Frau v. S.., von der Sie unter dem Namen Niendorf „Die Villeggiatur bei Kerner in Weinsberg" gelesen; eine äußerst gutmüthige Frau. Mit diesen und andern Damen habe ich einige Abende zugebracht. Unter den letzteren befand sich auch Gräfin Marie. Sie trat mir mit dem alten Wohlwollen und lebhafter Freude über unser Wiedersehen entgegen.

Sie fragen um meine Eßlust? Die ist schlecht. — Das Wetter? Das ist gut. Des Lokomotivs gedenk' ich freilich. Ich habe überhaupt Heimweh.

Ueberwinden Sie die letzte Scheu und recensiren Sie mich. Von Beethoven, dem Meere, dem Hochgebirg und Ihnen habe ich ja das Beste und Meiste gelernt oder vielmehr durch Euch vier von Gott. Es ist kein

[1] Ihr gilt Lenau's Gedicht: „An Agnes", das er ihr am 6. Juni 1840 in ihr Stammbüchlein geschrieben. Baron Schönstein in Wien sang ausgezeichnet.

Hochmuth, wenn Sie daran glauben. Wenn ich einst meine gesammelten Schriften herausgebe, widme ich sie Ihnen. Darf ich?[1]

Der Karoline hab' ich einmal geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Dem lieben Arthur werde ich keinen eigentlichen Pinscher, aber doch etwas mitbringen, was man, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, füglich auch so nennen könnte. Ich grüße den Vortrefflichen, wie auch Zoe und Ernst, aufs allerschönste. Auch Ihre Eltern und Schwestern ebenso. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Wenn meine Briefe Ihnen Freude machen, so will ich in meiner unerhörten Pünktlichkeit fortmachen. Hüten Sie Ihre theure Gesundheit. Gott küsse Sie! Niembsch.

Zu seinem damaligen Treiben hätte Niembsch auch noch oben zählen können, daß er eine Weile mit großer Geduld Chiromantie studirte, die im Buche enthaltenen Nachbildungen von Händen fleißig nachzeichnete und sich alle Regeln geläufig machte, dabei aber staunte über ihr Eintreffen. So betrachtete er z. B. stillschweigend die Linien in der Hand von Graf Alexander, und fand darin alle seine Geschicke vorausgezeichnet und bestätigt.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 20. Juni 1840.

Was Ihr letzter Brief mir von meinen interessanten neuen Freunden zu erzählen weiß und von der Entbehrlichkeit, in welche dadurch meine älteren Freunde zurücksinken sollen, das ist eitel Fabelei. Ich bin zu alt geworden, als daß mein Leben noch einen neuen Kern ansetzen möchte, und diejenigen meiner Freunde, die sich bei mir so leicht verdrängbar erachten, mögen wissen, daß gerade eine Verbindung mit ihnen zur innersten und gediegensten Substanz meines Lebens gehört, die sich nicht von mir abstreifen läßt durch die nächste beste leichte Berührung mit neuen Bekanntschaften.

Ich habe Ihrer freundlichen Sorgfalt gemäß wieder einige Tage auf

[1] S. „Zueignung.“

dem Lande, und zwar bei Alexander in Serach, zugebracht. Wir waren in köstlicher Ruhe und bei herrlichstem Wetter allein.

Unter Ruhe verstehe ich aber hier nur die Entfernung von aller Gesellschaft, denn im Uebrigen war ich in beständiger Bewegung, und bin so zu sagen, außer dem Essen und Scheibenschießen, gar nicht vom Pferde gekommen, das Schlafen natürlich mit eingerechnet. Alexander hat ein Pferd, das mir besonders angenehm ist und mich sogar zum passionirten Reiter machen könnte. Die Gräfin sah ich sehr selten. Gestern wollten wir im Walde etwas schießen, doch dieses etwas „was" nicht zu sehen.

Meine Hausfreunde haben mich mit der alten Herzlichkeit aufgenommen. Es wundert mich, daß ich Ihnen das nicht früher geschrieben habe. Meine Gesundheit ist recht gut und die Leute rühmen mein Aussehen, obgleich mein Stuttgarter Friseur mich wieder schändlich zugeschnitten hat. Alexander ist so eben bei mir eingetreten und hindert mich am Verlaufe dieses Briefes; ich muß schließen, um bald wieder und mehr zu schreiben. Auch Maxen würde ich, hätte ich nicht Besuch bekommen, einige Zeilen schreiben. Schon ists fünf Uhr und die Postzeit auf der Neige. Tausend Schönes! Alexander trägt mir viele Grüße an Sie und Freund Max auf. Ihr Niembsch.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, 21. Juni 1840.

Mein innigst geliebter Freund!

Alexander sagte, es sey leicht möglich, daß er mich nach Weinsberg bringe, und bat mich, meine Reise deßhalb aufzuschieben; auch wollen wir das Buchdruckerfest mit ansehen, und kommen daher erst morgen über acht Tage, d. i. Montag, zu Dir.

Daß die wenigen mit Dir verlebten Tage mir sehr glückliche waren, und daß ich mich nach einer Wiederholung solchen Glückes von Herzen sehne, ist alles, was ich Dir zu schreiben habe. Das übrige geht besser durch den Mund als durch die Feder.

Die Stunde meiner Ankunft in Heilbronn ist noch nicht gewiß, weil

es auch die Gelegenheit nicht ist, mit der ich komme; ob Alexander, Eilwagen oder Hauderer mich bringt, das muß erst reif werden.

Das Wahrscheinlichste ist bis jetzt ein Hauderer. Ich umarme Dich. Schönste Grüße Deiner lieben Frau, Deinen vortrefflichen Kindern.

Immer und recht Dein Niembsch.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 27. Juni 1840.

Liebe Sophie!

Wie freundlich und erfreuend, daß Sie mir den Eingang Ihres Briefes mit einer Blume schmücken, und das theure Blatt noch werthvoller machen. So schön wächst in ganz Schwaben keine Rose, wie die gemalte da. Dafür setze Ihnen der Himmel seine schönsten Freudenblumen ins Herz! Die Entfernung, liebe Freundin, ist ein gar zu unbehülfliches Ding, oder macht wenigstens mich dazu; denn oft ist mir nicht anders, als müßten Sie alles, was, mich betreffend, um mich vorgeht, schon von selbst wissen, bis Ihre Briefe mich erinnern, daß ich es Ihnen erst zu schreiben habe. Die hiesigen Drucker und Buchhändler waren Alle bisher wie besessen über das bevorstehende Buchdruckerfest, so daß sie vor lauter Jubel über den erfundenen Druck diesen selbst vergaßen. Dadurch wurde meine Angelegenheit verzögert. Auch mußte die Rückkunft der Cotta'schen Geschäftsführer von der Leipziger Messe und mit ihnen das Resultat des Verschlusses meiner Schriften abgewartet werden, ehe man über die Nothwendigkeit einer neuen Auflage im Gewissen seyn konnte. Das Fest ist vorüber, Cotta's Leute sind da mit der Nachricht, daß mein Faust bis auf einige Exemplare vergriffen sey. Nachtheilig ist es für die Verbreitung meiner Schriften, daß die Cotta'sche Buchhandlung mir nun schon zum zweitenmale mit der neuen Auflage so lange gezögert hat, bis die alte mit Rumpf und Stumpf hinaus war. Mein Faust fehlt seit einiger Zeit im Buchhandel. Dem soll aber für's Künftige vorgebaut werden. Von meinem Savonarola ist ein verhältnißmäßig geringer, doch für dieses Jahr noch ausreichender Vorrath übrig. Die neueren Gedichte sollen zur Herbstmesse wieder aufgelegt werden. Unterdessen hab' ich mich in Serach herumgetrieben.

Ein paar köstliche Ritte mit Alexander waren mein Hauptvergnügen. Da ging es einmal am Johannis-Vorabend bei wunderschöner Beleuchtung durch herrliche Wälder im flüchtigsten Trabe fort, ganz faustisch. Die festlich beleuchteten, vorüberschwindenden Bäume waren eine schöne Frühlingsprocession, und eben auch zu Johannis.

Ich habe zu viel Zeit hier müßig verpassen müssen, als daß ich nach Baden reisen möchte. Zudem wird, der getäuschten Savonarola-Hoffnung wegen, meine klingende Ernte um ein Bedeutendes geringer ausfallen, wodurch der Reiseteufel in etwas gebannt ist.

Nach unserem Oberösterreich aber ziehen mich gewisse steinerne Leute, nämlich die Hochberge, so gewaltig, daß ich bald aufbrechen, und mir Correkturen dahin nachschicken lassen werde.

Sie fragen um die Gesellschaften, in welchen ich alle die interessanten Damen gesehen habe? Solches ist geschehen bei Reinbeck, bei Madame H.., bei Weisser, S., in Serach. Eine dieser Damen hab' ich nachträglich noch zu nennen, das Hoffräulein der Gräfin Marie, v. B., ein sehr hübsches und artiges Mädchen. Sie hat etwas Birkenartiges. Die P. und Agnes sind wieder fort. Von allen diesen Schönheiten ist jedoch in dem bewußten „Strohmagazin" auch nicht ein Halm entzündet worden; weit eher dürften die überaus trefflichen Cigarren, die ich hier rauche, diesem Magazin gefährlich werden, auch meinen Kopf leichter betäuben, als das mir von Ihnen aufgemutzte „Rauchfäßlein," das viel weniger narkotisch ist, und würde es auch von den schönsten und aristokratischesten Händen geschwungen. Der von Karoline mit mir besprochene Trauerspielstoff ist Ihnen längst bekannt, und jene Mittheilung durchaus kein Grund, daß Sie mir Ihre versprochene Recension vorenthalten; suchen Sie aber einen solchen, so will ich mich bescheiden. Ich gedenke den 12. Juli von hier abzureisen; bitte daher, mir Ihren nächsten Brief post restante nach Ischl zu adressiren. Dort bleibe ich einige Tage und werde sodann nach meinem geliebten Aussee und vielleicht weiter ins Steierische gehen. Könnt' ich nur das treffliche Reitpferd von Serach mitnehmen!

Meine Gesundheit ist leidlich; der Appetit will erst in unsern Bergen geholt werden. Das Stuttgarter Klima ist abscheulich; ich liege in diesem Thal wie auf einer Bratpfanne. Ich habe Alles gethan, was mir leiblich

frommen sollte, auch das Baden nicht vergessen. Doch die Luft ist gar zu lax und erbärmlich. Ich grüße Ihre ganze Familie herzlich. Leben Sie wohl, innigst verehrte Sophie! Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 5. Juli 1840.

Liebe Sophie!

Wieder hab' ich meinem armen Freund Kerner auf sein dringendes Verlangen einige Tage geschenkt, und zwar in Gesellschaft Reinbecks und Emiliens. Abermals neue Bekanntschaften wurden gemacht und hiemit Fäden aufgenommen, die ich jedoch bald wieder fallen lasse, denn nicht allzuviel Fäden kann man in der Hand behalten, wenn das Gewebe des Lebens nett, klar und unverdrießlich ablaufen soll. Dießmal will ich Sie mit Beschreibung meiner Damennovitäten nicht unterhalten oder langweilen; wohl aber ein paar Worte von einem sehr interessanten Ausfluge nach Wimpfen machen. Dieß ist ein Städtchen und Badeort im Großherzogthum Hessen. Höchst anmuthig nimmt sich der Ort aus am linken Bergufer des Neckars; mit Gartenanlagen, gothischen Kirchen, Römerthürmen und einigen Resten weiland prächtiger Imperatorenbehausungen. Die Aussicht ins flache Land hinab ist ganz herrlich. Mir das Liebste, und was mich wahrhaft ergriffen, war die uralte Katholikenkirche im Thale. Es war eben die schönste Abendbeleuchtung im letzten Ausglühen, als ich in den Kreuzgang des Klosters trat. Beiliegendes Epheublatt hab' ich für Sie dort genommen zum Andenken der schönen halben Stunde, die ich in dem stillen Klostergemäuer zugebracht. Dieses schließt den Kirchhof so traulich ein, das frischgemähte Gras lag so schmiegsam und duftend über den hingemähten Menschen einer alten und bessern Zeit, und so hell und fromm schien die untergehende Sonne herein, daß ich wunderbar bewegt, und von den höchsten Stimmungen, worin ich meinen Savonarola gedichtet, wieder ergriffen wurde. Das herrliche gottdurchdrungene Mittelalter umschlang mich mit seinen Armen, und reichte mir einen Trunk Frieden aus seinem tiefen Brunnen herauf. O wären Sie dagewesen! Sie verstehen diese Lichter, diese lieblichen Schwärmereien des Todes.

Nehmen Sie wenigstens das Blättchen und legen Sie es in meinen Savonarola.

Gestern Abends sind wir zurückgekommen. Meine Geschäfte sind jetzt im lebhaftesten Gange und bald beendigt. Das Resultat erfahren Sie durch meinen nächsten Brief. Cotta war heute bei mir und von großer Freundlichkeit. Eben so war Hallberger bei mir und von großer Unzufriedenheit, als er hörte, daß ich im Laufe des nächsten Jahres meine beiden Gedichtsammlungen in der Cotta'schen Buchhandlung vereint wolle erscheinen lassen. Diese beabsichtigt eine Sammlung deutscher Lyriker in elegantester Taschenausgabe, bestehend aus den Gedichten Schillers, Goethe's, Uhlands, Herders, Platens und meiner Wenigkeit. Doch da bin ich ja bereits im Zuge, Ihnen das Geschäftsresultat mitzutheilen, wenigstens wie ich es wünsche und betreibe. Unterdessen sollen meine „Neueren Gedichte" in Octavo bei Hallberger in zweiter Auflage kommen.

Mit dem Druck des Faust wird nächstens begonnen werden. Am 12. d. will ich abreisen. Daß Sie mir nicht nur die erbetenen Recensionen versagen, sondern auch die Dedication so unfreundlich abweisen, ist eben auch beides wieder auf dem bewußten rauhen Fleckl gewachsen.

Mit Kerners Augen geht es leider um nichts besser, vielmehr scheint die Verdunkelung derselben, zwar langsam, doch unaufhaltsam, fortzuschreiten.

Auf das schöne Arthursbild freue ich mich sehr. Fahren Sie fort, liebe Sophie, mir fleißig zu schreiben. Auch die schönen Initialblumen lassen Sie nicht abkommen. Jede Zeile von Ihnen ist mir eine große Lebensfreude, denn auch aus Ihren Distel- und Stachelbriefen ersehe ich, daß ich Ihre Freundschaft, mein bestes Hab' und Gut auf Erden, nicht verloren habe. Tausend Grüße dem lieben Max und allen Ihrigen.

Von Karoline hab' ich kein Lebenszeichen, und sie mithin von mir auch nur ein einziges erhalten. Niembsch.

Von Lenau's dießmaligem Aufenthalte bei Kerner erzählt Emma Niendorf:

„Damals saßen auch einmal noch Alle bei Tische in voller Gemüthlichkeit, da ging die Thüre auf und zwei junge, hübsche, schwarzäugige Männer traten herein; der Eine stellt sich als Graf Crivelli vor, der

Andere murmelt etwas von einem Herrn von Starkenstein. Emilie erkannte ihn sogleich als Prinz Jerome von Montfort, konnte aber ihre Entdeckung den Uebrigen nicht einflüstern. Beide sprachen geläufig deutsch. Man kam auf italienische Poesie und Philosophie. Niembsch, dem es überhaupt nicht behagte, daß die fremden jungen Leute mit gar so viel Sicherheit auftraten, und so keck weg über Dichtkunst u. s. w. absprachen, äußerte, weil er nicht wußte, wen er vor sich hatte, von italienischer Philosophie könne überhaupt gar nicht die Rede seyn; sie haben keine, weil die Italiener Flachköpfe sind, und eben so die Franzosen und dergleichen mehr. Beide wurden roth. Reinbeck wollte auch mit einstimmen; aber seine Gattin fand Gelegenheit, ihn mit dem Arme anzustoßen. Später war man höflich, ging zusammen auf die Burg und dann entfernten sich die jungen Herren. Sie kehrten nach Schweigern zurück, wo sie vom Schlosse des Grafen Neipperg den nachbarlichen Ausflug in das Dichterhaus unternommen hatten. (Niendorf S. 34.)

Bei der Wanderung im Kreuzgange zu Wimpfen entdeckte Emilie an den reichen Skulpturen der schlankgewölbten Bogen, verborgen im Schmuckwerke, auch ein kleines steinernes Vogelnest, auf welchem der alte Vogel saß — nur leider mit abgeschlagenem Kopfe — und blieb gefesselt vor solchem holdseligen kindlichen Spiele der alten Kunst stehen. Dieß Vogelnestlein nun, das jene ihren Reisegefährten wies, finden wir in den Albigensern wieder (Niendorf 39). Ebenso kam Lenau die Idee in seinen Albigensern: „Schreckliche Zeiten, wenn sogar Tauben mit Menschenblut gefärbt sind!" durch ein weißes Täublein unter Emiliens Tauben, an dessen Fittig ein Blutstropfen sichtbar war (Niendorf 287).

Niembsch an Max.

Ischl, 15. Juli 1840.

Wundre Dich nicht, mich schon hier zu sehen. Mir lag Alles daran, mit Karoline noch zusammenzutreffen. Da ich ohne alle unmittelbare Nachrichten von ihr geblieben war, wie lange, und ob überhaupt sie in Ischl verweile, besorgte ich schon, sie möchte nach Italien gezogen seyn, oder doch bald dahin verschwinden, und es möchte mir dadurch vereitelt

seyn, wornach ich seit meiner Abreise von Wien mit wahrer Leidenschaftlichkeit verlangte: die Zurücknahme aller meiner an Karoline gerichteten Briefe. In Wien wollte sich nie die rechte Stunde dazu finden, und mußte ich bei ihrer damals noch bedeutenden Gemüthsbewegung befürchten, daß sie mir die Auslieferung meiner documentirten Narrheiten verweigere. Du hast recht, Freund: „Nur nichts Schriftliches!"

Mein Brief aus Stuttgart an Karoline blieb unbeantwortet, und ich schloß daraus, es sey nunmehr ruhiges Wetter bei ihr eingetreten und die Zeit gekommen zu einem Angriff auf ihre Brieftasche. Da war nicht mehr zu säumen. Ich ließ in Stuttgart Alles im Stich und machte mich auf und davon. Den 13. Abends bin ich nach schnellster Reise hier eingetroffen, und den 14. Morgens hatte ich alle meine Briefe in der Tasche. Wohl mochte sich eine so natürliche wie verzeihliche Eitelkeit gegen den Verlust so werther Trophäen sträuben; doch hatte ich einen scharfen Anlauf genommen, und ich war fest entschlossen, das Zimmer ohne meine Papiere nicht zu verlassen. Ich hatte sie gleich vornherein bei ihrer ganzen weiblichen Würde, Delikatesse und Ehre aufgefordert, mir zu willfahren; da war kein Entrinnen. Natürlich gab ich ihr dagegen ihre Briefe zurück, die sie verbrennen zu wollen erklärte. Jetzt erst ist der dumme Streich maustodt geschlagen, und mir ist unbeschreiblich wohl zu Muth darüber. Uebrigens benahm sich Karoline edel und hegt keinen Groll gegen mich. Sie bat mich um die Fortdauer meiner Freundschaft, die ich ihr aufrichtig zusicherte.

Ich finde hier nur beizusetzen, daß Niembsch später seinem Freunde Evers gestand: er habe gezittert vor Freude beim Anblicke seiner Briefe. Als er wieder in deren Besitz war, so soll er — wie ich anderwärts erfuhr — dieselben in seinem Zimmer bei Nacht durchlesen, und dabei über seine daraus hervorleuchtende hohe Aufregung in immer höhere Aufregung gerathend, und seinen eigenen Augen kaum mehr trauend, oftmal ingrimmig mit flacher Hand vor die Stirne sich geschlagen und laut ausgerufen haben: „O du Esel, du!" — Nach einiger Zeit verbrannte er sie. Ewig Schade darum!

Ich weiß von Jemand, der sie kannte, und wie niemand Anderer sie zu würdigen verstand, daß sie zu dem Allerschönsten gehörten, was

nur jemals geschrieben worden seyn mochte; zumal waren zahlreich dichterische Bilder darin, wie sie selbst einem Lenau, dem „Gedanken-Bildhauer" nur in höchster Entzückung vor die Seele treten konnten. Diese Briefe wünschte Niembsch um so mehr zurück, als er erfahren hatte, daß einer derselben bei Tieck in Dresden vorgelesen worden war. Nach jenem Auftritte speisten noch Beide zusammen, und spazierten dann in einen Wald, der früher ihr Lieblingsgang war. Dieser Abschied gestaltete sich noch ganz sentimental; die Sängerin grub in einen Baumstamm ihren Namen und dazu: geboren den 24. Juni 1839 (das war der Tag, wo sie Niembsch zum erstenmale sah) und gestorben den 14. Juli 1840 (der Tag, wo sie sich trennten). Sie lebte also nur etwas über ein Jahr.

Ich weiß ferner (berichtet Niendorf S. 121) von dem Portrait, das sie ihm geschenkt. Es ist kein schönes Gesicht, versicherte Jemand, der es gesehen. Sie war schon vierzig Jahre alt. Oben hatte sie darüber geschrieben: „Weil' auf mir, du dunkles Auge" und unten heimlich in den ganz dunklen Grund: „Karoline von Strehlenau, geb. . . ." Sie ließ sich malen wie die Maria im Faust; auf den finstern Gewitterhimmel, hinten das wilde Meer; und da sticht denn die Gestalt gar schön ab.

Aussee, 19. Juli 1840.

Liebe Sophie!

Ihren Brief hab' ich auf dem Kupferschmiedschlössel im Angesichte unserer grauen Berge und des Dachsteins gelesen, und ich ließ Ihren Namen rings herum schauen, und von der herrlichen Alpenluft anwehen. Nur auf wenige Minuten waren die grauen Berge sichtbar, und sonderbar war es, daß sie sich im nämlichen Augenblick wieder verhüllten, als ich Ihren Brief einsteckte. Das schlechte Wetter hat nur spärliche helle Zwischenträume. Regen und Regen! Bis jetzt haben Sie wenig versäumt; doch kommen Sie mit Max und Rosalie für bessere Zeit! Bedenken Sie die Flüchtigkeit des Lebens, und wie bald Eines von uns dort liegen kann, wo ihm alle Berge versinken, und sich der Himmel für immer verfinstert. Kommen Sie!

In Ischl ist es so schön, doch kann ich dießmal dort nicht so recht heimisch werden. Meine Wohnung ist sehr angenehm. Ich sehe von

meinem Fenster auf die Zimitz, das Kattergebirg und den Dachstein. Meine Wirthin ist eine gute, brave alte Frau. Ich werde nicht lange in Aussee bleiben, denn ich bin hier weniger einsam und ungestört als in Ischl. Zudem kommt in diesen Tagen der Erzherzog Johann her, und da gibt es Triumphpforten und Huldigungen und Festschießen und hundert andere Anthipathien für mich.

Baron F. ist viel um mich. Ein durchaus origineller Mann, doch zu sehr Lachen erregend, als daß ich hier in die Stimmung kommen könnte, die ich zu einigen Abänderungen in meinem Faust brauche. Gleichwohl hab' ich in Aussee bereits eine ganze neue Scene gedichtet, die zur Vermittlung und zum Verständniß der Katastrophe wesentlich helfen wird.

Nachträglich soll ich Ihnen meine Damenneuigkeiten beschreiben? Meinetwegen. Die Eine, Fräulein L. v. G., Tochter des Hofmarschalls, ein nettes, lebhaftes, freundliches und sehr gebildetes Mädchen. Ich lernte sie in Heilbronn kennen im Hause des Banquiers v. R., dem ich einen Besuch schuldete, weil er mit Frau und Tochter mich voriges Jahr, während ich in Ischl war, in Wien aufgesucht hatte. Diese Frau und Tochter aber sind beide sehr artige Damen, letztere überdieß recht hübsch. Besonders Merkwürdiges weiß ich nicht von ihr, noch von den Andern zu berichten.

Mein Antrag der Dedication war nicht im Scherz gemeint. Diese Ehre ist doch zu erheblich, als daß ich sie Jemanden im Spaß anbieten möchte; denn meine sämmtlichen Schriften sind, da ich für Thaten keinen Raum finde, mein sämmtliches Leben, und ich hätte auf meine Anfrage eine ernstere, ich möchte sagen eine feierlichere Entgegnung von Ihnen erwartet; so aber antworten Sie, als wären meine Bände — Nüsse.

Den Tag vor meiner Abreise von Ischl hab' ich bei W . . . s gespeist. Sie waren sehr herzlich gegen mich. Eine Flasche trefflichen Gebirgsweins stand und Frau W. saß mir zur Rechten, Therese zur Linken, Marie gegenüber. Wir aßen Fische und Wildprät nebst andern guten Gerüchten.

Ihre Anfangsblumen freuen mich freilich, liebe Sophie. Der Postexpeditor trug mir lebhafte Grüße an Fräulein v. K. auf. Ich aber grüße Rosalien ebenfalls, und lasse sie bitten, sie möchte Sie und Max bereden, daß Ihr Alle nach Ischl kommt. An Trauerspiele kann ich vorerst nicht denken. Die Schusterfamilie will ich besuchen.

Eure projectirten Landpartien sind gegen das, was Ihr hier haben könntet, wahre Schandpartien.

Aussee bleibt mir das Schönste. Gestern that ich allein einen Spaziergang, den ich nie vergessen werde. Es ist zehn Uhr Abends und starker Regen rauscht mir in die Ohren. Leben Sie wohl, liebe Freundin! Schreiben Sie bald wieder, und ob Ihr kommen wollt. Niembsch.

Damals vielleicht hat sich zugetragen, was Frankl im „Wanderer“ vom 19. April 1851, Z. 184, meldet:

Niembsch wohnte in dem Gasthause „zu den Hackeln.“ Er verlangte statt der ihm unangenehmen Unschlittkerzen zwei Wachskerzen auf den Tisch. Die Wirthsleute waren gar sehr in Verlegenheit und entschuldigten sich, keine zu besitzen; auch seyen keine in Aussee zu haben.

Die fromme Wirthin kam, bis ins Herz erschrocken, zu ihrem Manne, und erzählte ihm, der fremde Herr habe sie ganz zornig mit den Worten angeschrieen: „Ich kann den Geruch Eurer Unschlittkerzen nicht vertragen; zum Teufel! gibt's denn bei den Pfaffen hier keine Wachskerzen? Ich werde mir selbst welche aus der Kirche holen!“

Schleifer an Schurz.

Gmunden, den 21. Juli 1840.

Mein treuer Freund!

Das Urtheil des britischen Recensenten über unsern Niembsch ist nur gerecht, und ich habe es mit stolzer Freude gelesen.

Es konnte übrigens nur in England, der Heimath des gottlosen Byron, oder allenfalls noch in Frankreich, dem Vaterlande Victor Hugo's, eine Recension ans Licht treten, die ganz allein mit dem Genie des Dichters sich beschäftiget, ohne über die beklagenswerthe Richtung der Gedichte zu trauern. Wie sonderbar! Wenn ich jetzt zu Niembsch spräche: „Freund! kehre Dich aufwärts und vertraue!“ Wenn ich, ihn beschwörend, all mein Herzblut dafür vergöße, es würde vergebens seyn. Wenn mir aber von dem Sterne aus, wo ich nun bald, sehr bald mein Zelt aufschlagen werde,

ein Wort an ihn zu richten vergönnt wäre, das hätte Kraft, das fiele auf guten Boden. Und doch kann auch dort für ihn mein Herz nicht wärmer, nicht treuer schlagen, mein Glaube und mein Vertrauen nicht fester seyn.

Hier hat man übrigens von ihm nichts gesehen oder gehört.

Niembsch an Sophie in Wien.

Ischl, den 2. August 1840.

Liebe Sophie!

Ihr Schreiben vom 24. Juli habe ich hier erhalten, und es kann nun doch wieder Red' und Antwort in ordentlicher Abwechslung zwischen uns geschehen.

Die lebendige Gebirgsluft Ischls bewährt sich an mir auch diesen Sommer aufs Wohlthätigste. So sehr auch Münch mir jedes Aendern an meinem „Faust" mißrathen hat, indem ich, nach Jahren nothwendig ein Anderer geworden, die alte Stimmung mit dem alten Ton nicht mehr würde finden können, und somit Gefahr liefe, nur Fremdartiges und Einheitswidriges in mein Gedicht hineinzuarbeiten; ich habe mich dennoch daran gemacht und, wie ich glaube, mit gutem Glück. Manches allzu Skizzenhafte und nur Angedeutete ist weiter ausgeführt, mancher Uebergang geebnet und viele zerstreute Lichter sind in die rechten Brennpunkte gesammelt worden, wodurch das Gedicht an Zusammenhang und Motivhaftigkeit bedeutend gewonnen hat. Mein Geist ist hier in beständigem Produciren, und der von herrlicher Gebirgsluft stets lebendig angefachte Körper läßt jenen nicht im Stiche.

Es geht gut. Mephistopheles hat einige tiefere Evolutionen des Bösen gemacht, und besonders ist „Fausts" Stellung zum Christenthum schärfer gezeichnet.

Sie fragen, wann ich in Heilbronn gewesen sey? Einigemal mit Kerner hab' ich das von Weinsberg nur eine halbe Stunde entfernte Städtchen besucht.

Ich wohne hier in der sogenannten Kleienkammer, dem ersten Hause links, wenn man auf der Salzburger Straße hereinkommt, fast gegenüber

dem ehemals von Kriehuber bewohnten. Dicht unter meinem Fenster führt der Pfad zur Ischler Brücke hinab. Sollte diese Beschreibung nicht genügen, so will ich eine Zeichnung für Sie wagen; genügt sie aber, so bitte ich, mir solche Prostitution zu erlassen. Meine Wirthin ist eine alte Wittwe, Frau Kößler.

Allerdings, liebe Freundin, liegt das Erscheinen meiner sämmtlichen Werke vielleicht noch ferne, und ich hätte darum besser davon geschwiegen, als daß ich mir durch vorzeitiges Gerede abermals einen Beweis zuzog, wie wenig Sie an mich glauben. So lange dieß der Fall ist, will ich meine Zukunft und Alles, was darauf Bezug hat, auf sich beruhen lassen und schweigen. Meine Gesinnung gegen Sie wird sich niemals ändern; das sey das Einzige, womit ich meine Zukunft noch berühre.

Daß Ihr nicht nach Ischl kommt, muß ich beklagen. Schade, Schade! Karoline ist gestern nach Italien abgereist. Sie hat ihre Briefe an mich bereits verbrannt. Es ist nicht so leicht, mich zu beglücken, daß jeder beliebige Rest jenes aufgehobenen Verhältnisses dieß im Stande wäre.

Die übersetzte englische Recension der Allgemeinen Zeitung hat dahin gehört. Nachdem dort von der Anerkennung die Rede gewesen, welche Freiligrath in England gefunden, mußte ein Gleiches auch in Betreff meiner Schriften geschehen, wenn das deutsche Publikum über die Geltung deutscher Dichter in England richtig und der Wahrheit gemäß unterrichtet werden sollte. Es ist mir dadurch nur ein gutes Recht geworden. Die Uebersetzung ist im Ganzen gut. Auch hier hat der Artikel Aufsehen gemacht; was mich aber eher ärgert als freut, denn nur das Unerwartete macht Aufsehen. Ihr Name hat sich im Angesicht der hohen Freunde, der Gamsberge, schön ausgenommen; noch viel schöner würden Sie selbst sich ausnehmen. Die W . . . . schen sind sehr gut gegen mich. Sie schreiben schon an der Antwort an Max. Gestern gab Madame B. ein Concert im hiesigen Theater, wobei Karoline vor ihrer Abreise noch sang. Es fiel gut aus. Neue Bekanntschaften: Frau v. P . . ., das Idol Witthauers; Frau v. D . . ., Fräulein P. und L., Dr. Z. Erneuerte Bekanntschaften: Baron W. und Frau v. J., von der ich eine Geschichte erzählen werde.

Ich grüße Alle von Herzen. Daß ich sie ausdrücklich nicht grüßen

ließ, war ja eben ein eindrückliches Grüßenlassen. Leben Sie wohl, ungläubige Freundin! Niembsch.

Jakob Huber an Niembsch.

Wheeling, 2. August 1840.

Jetzt will ich Sie berichten, daß ich den Brief, so Sie den 26. März 1840 geschrieben, den 26. Juni erhalten habe, nach meines Bruders Philipp Tod. Er ist gestorben den 3. Juni 1840. Sie schreiben in diesem Brief, daß unser Bruder Philipp den eingedrungenen Mann vertreiben soll; aber das ist zu spät, weil unser Bruder Philipp gestorben ist. Jetzt bitten wir Sie, ich Jakob Huber und Friedrich Huber und des Philipp Frau, was wir thun sollen? Der Friedrich Huber ist verheirathet, und ich Jakob Huber bin Gottlob noch ledig. Auf die Vollmacht, die Sie dem Philipp geschickt, haben wir zwei Brüder keine Erlaubniß. Ich wünschte, Sie kämen selbst; dann könnten Sie machen, was Ihnen beliebt. Nun will ich Sie berichten, was unser Bruder Philipp für einen Tod gehabt hat. Er ist frisch und gesund an die Arbeit gegangen, und er arbeitete in der Kohlpinge bis nach halb neun Uhr; da fällt ein Stein auf ihn und schlägt ihm den linken Fuß ab, und das wäre noch das Aergste nicht, aber sein ganzer unterer Körper ist ihm verschlagen und ganz blau, und da lebte er in großen Schmerzen von halb neun Uhr bis Nachmittag 2 Uhr, und da gab er seinen Geist auf unter vielen Thränen seiner Frau, seines Sohnes und seiner zwei Brüder, Jakob Huber und Friedrich Huber und vieler anderer Menschen in Wheeling. Jetzt will ich mein Schreiben schließen mit vielen Grüßen. Sein getreuester Bruder, Jakob Huber und ich werde besorgt seyn für Ihr Land, wie mein Bruder Philipp.

Also erlitt der brave Philipp wirklich den bitteren Tod, welchen er schon laut seines Briefes vom 16. April 1837 ihm in Aussicht stehen sah; und zwar in demselben Monate, worin Niembschens Vollmacht für ihn in Amerika anlangte, den Eindringling in die Ländereien seines früheren geliebten Herrn daraus zu vertreiben, und sich selbst als Pächter darauf

niederzulassen. Kam der Brief Niembschens nur einige Wochen früher, so verließ Philipp die böse Kohlenpinge heil und frisch, kein mörderischer Stein hätte ihn getroffen, er lebte wohl noch, vielleicht jetzt wohlhabender Herr des Besitzthums Niembschens, nachdem er solches durch redlichen Fleiß auf einen namhaften Werth gehoben.

Hätte Lenau im Jahre 1844 bereits eine hübsche Rente von seinen Ländereien gezogen, wer weiß, wie damals Alles anders gekommen wäre, wenn er mindere Sorgen um seine Zukunft, die ihn vorzüglich mit in den Abgrund stürzen halfen, hätte hegen dürfen.

Es sollte nun einmal nicht so seyn. Lenau fühlte den schweren Stein, den das Schicksal auf seinen geliebten treuen Diener warf, ihn selbst treffen. Der Wurf, dünkt' ihm, galt ihm. Von diesem Augenblick wollte er von Amerika — schon früher darauf erbittert wegen der Enttäuschung, die ihm daselbst geworden, wegen der Kränklichkeit, die er sich dort geholt, und wegen des ewigen Verdrusses, den ihm seine verwaisten Ländereien als Pachtzins abwarfen — schon vollends nichts mehr wissen, selbst Sophie durfte davon kaum reden, ja er wollte ihr einmal, um nur der Quälerei auf immer und ewig los zu werden, sein ganzes Besitzthum dort mit Gewalt schenken, wie sie sich auch dagegen wehrte. Er entrichtete nun auch keine Taxen mehr, und die Folge davon blieb nicht aus.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 18. August 1840.

Liebe Sophie!

Ihr letztes schwindsüchtiges Briefchen hab' ich hier erhalten. Gleich am Kopf desselben fehlt die gewohnte Blume, die Sie wahrscheinlich dießmal nur darum weggelassen haben, um meinen beglückwünschten Geburtstag in keinerlei Weise mit Blumen in Verbindung zu setzen. Ich danke Ihnen für diese sinnig-schweigende Anspielung auf mein ödes Leben; wie für die Erinnerung an den Tag, wo es seinen Anfang genommen.

Hier habe ich viel zu thun. Eben wird mein Faust gedruckt, dessen Castigirung ich in Ischl beendigt habe, worüber dort größere Partien unterlassen werden mußten. Der Umgang mit Ihren Orchidäen mag

auch nicht um vieles lustiger seyn, als der meinige mit den Wienern in Ischl; mir kämen dabei gewiß Schnarchideen. Die Geschichte mit der J. wird mündlich folgen; ist übrigens nicht viel daran.

Ich bleibe vier Wochen hier und kehre dann nach Wien zurück über Ischl, wo ich noch ein paar schöne Tage einschieben will.

Leben Sie wohl! Mir ist etwas flau und verdrießlich zu Muthe. Die hiesige Luft hat mich bereits zur Medicinflasche gebracht. Gastrische Störungen. Gruß an Max und die Ihrigen Alle. Max antwort' ich bald. Niembsch.

Am 18. August 1840 kam zwischen Niembsch und der Hallberger=schen Buchhandlung zu Stuttgart ein Vertrag zu Stande, gemäß dessen dieselbe das Verlagsrecht der im Jahre 1838 bei ihr erschienenen „neueren Gedichte Lenau's" noch bis 1. Jänner 1844 behielt, wessenungeachtet solche vom Herbstmond 1841 an auch bei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in was immer für einem Formate in Druck gelegt werden durften, jedoch in der Art, daß diese Buchhandlung dieselben nicht abgesondert für sich, sondern nur als zweiten Band der Gedichte von Nikolaus Lenau, in Verbindung mit dem ersten Bande, verkaufen oder absetzen konnte.

Niembsch an Max in Wien.

Stuttgart, 30. August 1840.

Neulich spielte mir mein übler Humor einen verdammten Streich. Cotta hatte mich zu Mittag geladen. Zur anberaumten Stunde, Schlag zwei Uhr, erschien ich in schwarzem Frack, mit neuen Pariser Handschu=hen (unterwegs angekauften) aufs Eleganteste und Feierlichste herausge=putzt. Er und seine Tochter empfingen mich huldfreundlichst. Da machte ich mit ihm einen Gang durch seine lange und prachtvolle Zimmerflucht und im Speisesaale, weh mir! erblickte ich den Tisch mit zahlreichen Ge=decken für mancherlei Gäste. Zum erstenmal in meinem Leben befiel mich plötzlich eine wahre Menschenscheu und mit einer Indisposition mich entschuldigend, lief ich auf und davon. Reinbeck empfing mich zu Hause mit überraschten und bedenklichen Blicken, wie man etwa einen Närrisch=

gewordenen ansehen mag. Ich hoffe zu Gunsten meiner Muse, daß solche Anfälle bei mir nicht sich wiederholen. Cotta ist freundlich genug, mir den Streich nicht nachzutragen.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 7. September 1840.

Liebe Sophie!

Vor allen Dingen hab' ich Ihre Fragen zu beantworten.

Ich bin von Ischl am 10. August abgereist. Den Entschluß dazu hatte mir die Nothwendigkeit diktirt, mit meinen beiden Verlegern jene Uebereinkunft zu treffen, deren Inhalt ich Maxen in meinem letzten Schreiben mittheilte. Es setzte mit Herrn Hallberger so weitläuftige Erörterungen, daß ich auf schriftlichem Wege vor einem halben Jahre nicht damit ins Reine gekommen wäre; so aber sind die „neueren Gedichte" bereits gedruckt.

Als ich mit Frau v. S. sprach, war ich noch nicht entschieden, ob ich nach Stuttgart oder Wien reisen würde. Auch äußerte ich mich meines Erinnerns gegen dieselbe nicht bestimmt, sondern nur die Reise nach Wien als die wahrscheinlichere bezeichnend, weil sie mir die liebere gewesen wäre, und ich meinen Geburtstag gern mit Euch zugebracht hätte. Unterdessen wartete ich immer vergebens auf einen Brief von Hallberger. Der Brief kam aber nicht, und beim Heranrücken der Herbstmesse war keine Zeit zu verlieren. Darum bin ich hieher gereist. Daß über meine Reise der geordnete Gang unsers Briefwechsels etwas gestört wurde, habe ich am meisten zu bedauern, dem Ihre Briefe so theuer sind.

Ich habe am Drucke meiner beiden Bücher mit so rastlosem Eifer gearbeitet, daß ich nicht einmal nach Serach gekommen bin, und dort das Pferd stehen und die Hasen laufen ließ. Mein Faust ist fertig und ich werde so glücklich seyn, Ihnen ein Exemplar an Ihrem Geburtstage persönlich zu überreichen. Die Beendigung der Gedichte aber werd' ich hier nicht mehr abwarten, sondern so bald sie nur gesetzt und revidirt sind, Stuttgart verlassen.

Mein Befinden ist, seitdem es hier kühler geworden, besser. Große

Freude macht mir das Einstudiren steierischer Ländler, die ich von Aussee mitgenommen.

Ich lebe jetzt ziemlich einsam. Mein menschenscheulicher Paroxysmus bei Cotta hat nicht weiter Gelegenheit gefunden, sich zu wiederholen. Schönen Dank für die schöne Rose, liebe Sophie. So etwas macht einen gar wohlthuenden Eindruck auf mich, wie ein ganzer Frühlingsgarten. Die vier dürren Blätter am Stiele, das eine davon noch nicht völlig dürr, gemahnen mich an meine vier Lebensdecennien, deren letztes noch nicht voll ist, aber bald seyn wird. Darüber steht der grüne blühende Segen Ihrer Freundschaft sehr tröstlich und erheiternd.

Neues fällt hier wenig vor.

Den Tag meiner Abreise von hier kann ich noch nicht wissen. Ich bitte es so zu machen, daß mir der Postexpeditor in Ischl bei meiner Ankunft einen Brief von Ihnen überreichen kann. Dort hab' ich noch einen Theil meiner Bagage, muß also hin. Leben Sie wohl!

Ich grüße alle die Ihrigen herzlich. Auf frohes Wiedersehen.
Niembsch.

Schleifer an Schurz.

Gmunden, den 25. September 1840.

Mein liebster Freund!

Ungemein hat es mich erfreut, unsern Niembsch so frischkräftig, so heiter und frohgelaunt zu sehen. Nimmer hätte man glauben sollen, daß das der Vater jener Gedichte sey, bei deren Lesung ich in den Haaren ein Rauschen spüre, als ob sie mir zu Berge ständen....

Niembsch an Emilie.

Wien, den 16. December 1840.

Mit meinen poetischen Productionen geht es spärlich. Man fühlt sich oft matt und niedergeschlagen, wenn das elektrische Fluidum in der Luft verstimmt ist; und so fühlen jetzt gewiß alle Dichter, daß das poetische Fluidum in unserer Zeit verdorben ist. Ich fühle die schlechte

Die liebste Figur unter den Reisenden war mir ein italienischer Matrose. Ein antiker, echt römischer Kopf, mit der reinst erhaltenen römischen Derbheit und usurpirenden Insolenz. Die Augen nicht größer, als nöthig, um in die Welt zu schauen und sich die Leute darin zu suchen. Ein ganz kräftiger, von hundert Stürmen hart gehämmerter Kerl, neben dem sich ein österreichisches, aus Eitelkeit, Wahn und Arroganz zusammengeblasenes Officierle kläglich genug ausnahm, daß es trotz seiner Widerlichkeit nicht ohne Mitleid betrachtet werden konnte.

Dann war ein Bauer an Bord, der beständig durch das Gitter auf die Maschine hinunterspähte und herumschlich, wie die lauernde Dummheit. Die Kajüte stack auch voll Dummheit, theils schwatzender, theils schnarchender; der Teufel hole das Reisen! Leben Sie wohl, liebe Sophie, und grüßen Sie Max und die Kinder schönstens. Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 13. April 1841.

Liebe Sophie!

Vorgestern Abends bin ich, und zwar in einem schlechten Zustande, hier angekommen. Das übelste Wetter traf mit der Erbärmlichkeit der Kajüte zusammen, um mir einen beträchtlichen Schmerz im Rückgrat anzuhängen.

Den ersten Tag fuhren wir bis Fitzhofen,[1] oder wie das Nest heißt; dort ward übernachtet. Um vier Uhr früh ging's weiter bei großer Kälte und einem garstigen Schneesturm.

Ich legte mich in der sogenannten Kajüte auf die Bank und schlief, während Wind und Wasser auf mich hereinspülten und hinter meinem Rücken und in demselben ein hübsches Rheuma zusammenbrachten. In Regensburg schlich ich bereits gekrümmten Leibes umher, und die Fahrt von da nach Augsburg im Eilwagen die Nacht durch war eine wahre Folterfahrt. In Augsburg wurde ausgeruht von zehn Uhr Vor- bis vier Uhr Nachmittags, dann bestieg ich einen neuen Folterkasten und kam nach einer Nacht und einem Tage voll Schmerzen und Verwünschungen in

[1] Vilshofen.

Stuttgart an. Gestern rastete ich total. Die Ruhe und ein Zugpflaster haben so weit gewirkt, daß ich heute, obschon mit Beschwerde, ausgehen konnte. Der erste Weg war zu Hallberger.

Es ist mir gelungen, ihn etwas mürbe zu machen. Er wird wohl abstehen von seinem Projekt. Von ihm ging ich zu Cotta. Der war, wie gewöhnlich, ganz Artigkeit und Gefälligkeit. Im Herbste wird die Taschenausgabe meiner sämmtlichen Lyrereien in zwei eleganten Bändchen mit zwei Stahlstichen erscheinen. Das Weitere der Bedingungen wird nächstens abgemacht werden. Nun will ich mit Energie an meine Albigenser dran. Vielleicht bring' ich sie fertig bis zu meiner Abreise, die unwiderruflich festgesetzt ist auf den 20. Juni.

Mein verblichenes Latein wird mit Lust und Liebe wieder aufgefrischt. In Regensburg kaufte ich von einem Antiquar in seiner Straßenbude ein paar Bücher von großer Brauchbarkeit. Mein Aufenthalt in Ischl soll nicht nur für mich ein angenehmer, sondern auch für Sie und Ernst ein nützlicher werden. Ich will mir wenigstens meinen Kaffee und meine Erdbeeren mit Schulmeisterei redlich verdienen.

Reinbecks und Hartmanns hab' ich Alle vergnügt und gesund angetroffen. Auch Mariette mit ihren Kindern. Als ich vor Alexanders Haus vorbeifuhr, ward ich von einem seiner Bedienten erblickt, und der treue Freund fand sich bald nach meiner Ankunft bei mir ein. Er ist durch seine Wasserkur wunderbar hergestellt. Außer ihm sah ich noch Pfizer, den ich zu mir bitten ließ, nämlich den Gustav. Evers ist eine gute, liebe Haut. Ich werde hier viel arbeiten.

Alexander und Evers haben bereits meine bestimmte Erklärung, daß ich Vormittags nie einen Besuch annehmen werde; ich aber werde weder Vor-, noch Nachmittags mich viel damit abgeben. Die Albigenser, die Römer und die Geige brauchen viel Zeit, und meine Hausgenossen wollen auch etwas von mir haben. Doch einige Gänge sind freilich unerläßlich. Uhland ist hier und Schwab wird erwartet. Mit Kerners Augen geht's immer schlechter. Ich werde ihn bald besuchen, wie Mayer in Waiblingen.

Noch immer bin ich etwas kreuzlahm. Das Reisen wird Einem je lästiger, je näher man der großen Reise rückt.

Bei Euch wird es jetzt schon lebhaft hergehen. Die Theatervorstellung sollte doch durch den Trutsch als Mönch beschlossen werden. Ich lasse dem lieben Buben sagen, daß ich von meiner Bagage nichts verloren habe, und ihm für seinen herzigen Abschied etwas Schönes mitbringen werde. An Freund Max werde ich schreiben, sobald ich mit Moritz gesprochen. Ich will seiner Angelegenheit mit Eifer gedenken. Grüßen Sie auch Zoe und Ernst und schreiben Sie recht bald. Ihr Niembsch.

Gleichfalls.

Stuttgart, den 20. April 1841.

Liebe Sophie!

Dießmal schreib' ich Ihnen im Bette. Mein Unstern hat es bei einem Rückenschmerz nicht bewenden lassen, sondern mit malitiöser Ausführlichkeit eine Halsentzündung hinzugefügt, an der ich seit vier Tagen zu leiden habe; heute aber noch einen Scharlach darauf gesetzt. Hoffentlich wird der niederträchtige Cyklus, wenigstens fürs Erste, damit geschlossen seyn. Beim Aufstehen sah ich heute meinen Hals so roth, wie österreichische Generalshosen, und fand die Röthe auch über Brust, Schultern und Unterleib verbreitet. Die Eruption ist eine rasche, allgemeine, und sie läßt nach der Aussage meines Arztes, des Medicinalrathes Becher, einen leichten und günstigen Verlauf erwarten. Daß meine Krankheit ungeselliger Natur, und mir hoffentlich alle Besuche vom Leibe halten wird, das ist wohl noch das Beste daran; ihr Schlimmstes ist, daß sie mich um den Frühling verkürzt. Fieber stellt sich des Abends bereits seit einigen Tagen ein, wurde aber von mir, indem ich es lediglich für ein Attribut der Halsentzündung nahm, wenig beachtet. Nun hat es freilich eine edlere Bedeutung. So ein Menschenkörper ist eben eine gar unruhige, unsichere Wohnung. Sehr traurig wäre mir's, wenn sie mir fern von Ihnen, liebe Sophie, gekündigt würde.

Außer Cotta, Hallberger und Alexander habe ich hier noch Niemand besucht, meines übelzugerichteten Leichnams wegen. Mir ist die Geselligkeit zum Greuel geworden, und ich habe auf das Bestimmteste erklärt, daß ich gar keine Gesellschaft besuchen werde; und daß ich Wort halten werde,

schwöre ich bei meinem Scharlach, und so wahr ich dessen glückliches Ende und Sie in Ischl wiederzusehen wünsche.

Die Donauzimmer im Adler zu Linz hab' ich ausdrücklich verlangt. Ich war dort am besten beherbergt während der ganzen Reise, nur daß mir das Dampfschiff, zum Rückzug versuchend, den ganzen Tag vor Augen lag. Ja, wir haben uns recht zusammengelebt, und daß mir Ihre Kinder, wie Sie schreiben, noch immer gute Nacht wünschen, als wäre ich da, hat mich wehmüthig ergriffen. Auch mein Freund Max, obgleich ihm unser Abendessen manchmal zu still dünkte, wird mich zur gewohnten Stunde gewiß auch ein wenig vermissen.

Nun ist Euer Polterabend und Jetti's Hochzeit auch vorüber. Wenn sie Glück hat, wird sie glücklich seyn; die inneren Bedingungen einer guten Zukunft sind auf beiden Seiten der jungen Ehe vorhanden. Gott segne sie!

Daß Ihre Brüder in der Nähe wieder für Sie erwarmen, freut mich. Sind auch beide jetzt mit ihrem Glück viel zu sehr beschäftigt, als daß sie der Liebe viel Raum geben könnten, so wird doch beiden einst gewiß die Erkenntniß werden, daß es ohne die Grundlage der Liebe kein wahres Glück gibt, und daß von aller Gunst des Geschickes, die sie erfahren haben, eine Schwester wie Sie, die seltenste ist.

Während ich dieses schrieb, hat sich der Ausschlag auch über die Hände gezogen, und er reicht mir beinahe bis an die Feder. Im Zimmer ist's recht warm, daß ich die Hände wohl ausstrecken kann. Das gutmüthige dicke Stubenmädle heizt wacker ein, und wenn ich klingle, springt sie „tapfer" (schwäbisch für „schnell") zu. Meine freundlichen, theilnahmsvollen Hauswirthe werden es an sorgfältiger Pflege eben so wenig fehlen lassen, als ich an Gehorsam. Höchst fatal wäre mir's, Mariettens Kinder anzustecken; das könnte zur Vervollständigung des obigen Cyklus noch fehlen.

An den Albigensern hoff' ich weiter zu arbeiten, auch während der Krankheit. Dieser Tage hab' ich einen angefangenen Gesang beendigt, den Comminges. Die Latinität wird aber jedenfalls mein Lager theilen.

Leben Sie wohl, theuerste Sophie! Mein Zustand ist ganz unbesorglich. Grüßen Sie Max und die Kinder herzlich. Ihr Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 22. April (eingelangt erst am 5. Mai) 1841.

Lieber Bruder!

Hat mich der Himmel oder die Hölle damit heimgesucht? ich weiß es nicht; ich habe den Scharlach. Plötzlich ist dieser Feuerteufel hervorgebrochen mit einer Vehemenz, daß ich schon am ersten Tage ganz und gar bedeckt war. Heute ist's der dritte Tag, daß ich liege. Aber eben die Raschheit und Allgemeinheit der Eruption sind Bürgschaft für einen guten Verlauf der Krankheit. Meine Haut ist rüstig aufgetreten und scheint den ganzen Handel allein ausfechten zu wollen. Kopf und Brust sind frei, das Fieber ist gering. Ihr könnt ganz ohne Sorgen seyn. Der Doctor rühmt die Productivität meiner Haut und das energische Verhalten meiner Natur überhaupt. Ich glaube nicht, daß ich die Krankheit durch Ansteckung überkommen habe, indem man hier vom Scharlachfieber gegenwärtig keinen Fall hat, außer den meinigen. Wahrscheinlich hat sich die Krankheit in meinem geschwächten, von der Grippe noch immer nicht freigelassenen Körper durch die Beschwerden der Reise, Kälte, Wind, Schneegestöber und Regen, Mangel an Schlaf und Eilwagenermüdung von selbst erzeugt: generatione aequivoca. Hoffentlich stoßt die Natur alles Kranke in diesem Proceß heraus, wenigstens das physisch Kranke, und ich werde dann um so gesunder seyn und mit einer nagelneuen feinen Epidermis (Oberhaut) und einer heitern Seele unsere geliebten Berge in Oberösterreich besuchen. — Ich bitte dich, den eingeschlossenen Brief sogleich zu befördern; versäume es nicht.

Hallberger hat mir vor einigen Tagen zwölf Freiexemplare Deiner Gedichte in hübschem Umschlage für Dich überschickt. Schreibe mir umgehend, was ich damit beginnen solle.

Reinbecks lassen Dich und Theresen bestens grüßen. Mayer hab' ich noch nicht gesehen. Kerner leidet an einem zunehmenden Augenübel; er geht leider der Blindheit entgegen. Alexander ist durch eine heroische Wasserkur gründlich hergestellt und wandelt als ein Wunder für Alle, die ihn früher kannten, und als ein schreiender Triumph für alle Hydropathen wieder ganz rüstig umher.

Ich umarme Dich und meine geliebte Schwester Therese sammt Euern Kindern herzlich. Dein treuer Bruder Niembsch.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 22. April 1841.

Gestern besuchte mich noch der Geheimrath Schelling, einer der besten Aerzte hierorts und fand Alles vortrefflich, doch müsse ich vier bis fünf Wochen das Zimmer hüten. Schlechte Frühlingstage! Schurz soll Ihnen meinen an ihn geschriebenen Brief mittheilen, wenn Sie über meine Krankheit was Weiteres zu erfahren wünschen. Leben Sie wohl, theuerste Freundin! Grüßen Sie Max und Kinder. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

23. April.

Liebe Sophie!

Schonung meiner Augen ist mir zwar auf's Strengste geboten, indem sie angegriffen sind, und man befürchtet, es könnte sich etwas auf dieses Organ werfen; doch ich kann Sie, theuerste Freundin, nicht ohne Nachricht lassen. Der Verlauf meiner Krankheit ist fortwährend so günstig wie möglich. Das Fieber hat heute schon ganz aufgehört; das Exanthem beginnt bereits seinen Rückzug. Ich habe heute Nacht gut geschlafen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und schreiben Sie mir recht bald. Mit Grüßen an Max und Eure lieben Kinder. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 25. April 1841.

Liebe Sophie!

Sie verweisen es meinem ersten Briefe von hier, daß er eine Krankengeschichte enthalte, und beinahe erschrocken muß ich Sie um Vergebung bitten, daß ich jenem unangenehmen Briefe, Ihre Theilnahme vielleicht

überladend, eine Reihe anderer habe folgen lassen, welche ebenfalls Krankengeschichte enthalten. Ich bin eben krank, und wenn ich krank bin, kann ich nicht an meine Freunde als ein Gesunder schreiben. Freilich gibt das eine gar langweilige Lectüre, mit einem Sand'schen Roman verglichen; doch will ich Sie lieber langweilen, als bekümmern, gar nicht schreibend. Meine Briefe enthalten Ihnen überhaupt zu viel Geschichte, namentlich von Freunden, die für Sie keine sind. Etwas scharf sondern Sie Ihre Interessen von den meinigen und deuten mir an, daß Ihrer Theilnahme auch hierin zu viel zugemuthet werde. Der Tag, an dem Sie sich solcherweise gegen mich geäußert, war nun gewiß keiner von den freundlichen, noch die Stimmung eine von den sympathischen; immerhin aber hätte Ihnen die nöthige Unverdrossenheit zu der Bemerkung erübrigen sollen, daß es dem fernen Freunde nicht wohlthun könne, sehen zu müssen, wie seine Briefe mit mehr Kritik als Freude aufgenommen werden. Was die Geschichte mit dem Philologen betrifft, so bedaure ich, daß Sie etwas unzart darauf hingewiesen sind, ihn nunmehr bloß als ein Lexikon zu benützen, so wie ich nicht weniger bedaure, daß Sie auf sothane Benützung sich nicht früher schon von selbst beschränkt haben. Ihr erster Brief war am fraglichen Dienstag noch nicht angekommen. — Schönen Dank für die Blumenblätter. Ich schicke Ihnen dafür ein Maiblümchen, das durch zwei Tage mich erfreute und freundlich den ganzen Frühling bei mir vertrat.

Ich grüße Max, Kinder und Schwestern, die so freundlich waren, mich grüßen zu lassen. Ihr Niembsch.

Meine Krankheit verläuft ordentlich.

Ebenso.

Stuttgart, 28. April 1841.

Liebe Sophie!

Heute ist's der neunte Tag, daß ich liege, und daß ich die Krankheit habe, nach meines Arztes Behauptung, wenigstens der elfte. Nunmehr ist die Periode der Abschuppung eingetreten, und ich habe Hoffnung, wenn das Wetter so schön bleibt, binnen vier bis fünf Tagen wenigstens

dem Bette zu entrinnen, wenn ich auch dem Zimmer noch einige Wochen lang verfallen bin. Unglückselige Reise! Hätte ich sie nur später unternommen, vielleicht daß ich dann nicht erkrankt wäre! Höchst störend bin ich den beiden hausgenössischen Familien und ihrem glücklichen Zusammenleben dazwischen gefahren. Der zweite Stock ist vom ersten ganz abgeschlossen; man kommt nicht zusammen der Kinder Mariettens wegen, die bis jetzt zu meiner Beruhigung gesund geblieben. Ueberhaupt hat man in Stuttgart großen Respekt vor dem Scharlachfieber. Alexander, Evers, Pfizer und Andere sind für mich verschollene Leute. Da ich wieder lesen und schreiben darf, bin ich vollkommen damit einverstanden. Wenn Sie wüßten, liebe Sophie, welche Freude mich belebt, wenn mir ein Brief von Ihnen gebracht wird, würden Sie mir oft, und nie ein unfreundliches Wort schreiben. Leider hab' ich in den neun Tagen meines Krankenlagers nur Einen Brief, und zwar einen solchen erhalten, daß er mich noch immer wurmt. Ja, so ein unfreundliches Wort von Ihnen bleibt mir lange in der Seele sitzen, und nagt darin fort, als ein böser Wurm, den ich nicht zerdrücken kann. Vorgestern hab' ich ein Lied gedichtet von zwölf Strophen. Es wurde just um Mitternacht fertig, als das Glockenerz zwölfmal erklang.[1] Die Albigenser beschäftigen mich angelegentlich. Ich habe drei Gesängen einen Schluß gegeben. Bald werden sie zum Druck reif seyn. Wegen zu befürchtender Monotonie dürfen sie keine zu große Ausdehnung erhalten. Ich muß diese Arbeit so bald als möglich abschütteln, um mit frischer Kraft und Lust an eine neue zu gehen. Ich habe mir aus der hiesigen Bibliothek den Gregorius Turonensis bringen lassen, und will darin nach Stoffen suchen. Leben Sie wohl, liebe Sophie!

Lebt wohl, mein Freund Max, und Ihr, liebe Kinder! Euer Niembsch.

Stuttgart, 1. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Daß Sie so besorgt und geängstigt sind, ist mir tausendmal herber als meine Krankheit selbst. Wir werden uns in Ischl wiedersehen. Noch

[1] S. „Einklang" im dichterischen Nachlasse.

halten die Bande, die mich an dieses Leben knüpfen. Meine Natur scheint sogar durch diese Krankheit, als durch einen kräftigen Ausstoßungs- und Reinigungsakt Anstalten zu einem gesicherten und recht arbeitsfähigen Wohlseyn treffen zu wollen. Allerdings ist der Scharlach eine tückische Krankheit, und mir ist der Dämon des Verderbens, der neben der heilkräftigen Macht in meinem Körper lauert, keineswegs unspürbar und unbewacht. Als ich neulich das Lied dichtete, regte sich jener deutlich, und ich enthalte mich jeder Arbeit, seitdem ich wahrgenommen, wie schon ein lebhafter Gedanke im Stande ist, meinem Pulsschlag ein schnelleres Tempo zu geben. Eine große Mattigkeit und Niedergeschlagenheit ist gegenwärtig meine Klage. Die Abschälung geht ziemlich rasch von Statten. Kopf und Brust sind immer frei geblieben. Mein Aussehen ist, besonders Dank meinem unbeschränkten Bartwuchs, nach der Aussage Reinbecks, schauderhaft.

Der Verlust eines so schönen Frühlings ist zu bedauern. In hiesiger Gegend gibt es schon blühende Kastanien, grüne Weinberge und viele Nachtigallen; aber seltsam genug, noch keine Schwalbe. Sollte der April die Natur so gelockt und gekirrt haben, um sie an einen rauhen Mai zu verrathen? Herzlichsten Dank auch Dir, mein getreuer Max, für Deine besorgte Theilnahme! Am dritten Tage meines Krankseyns schrieb ich an Schurz; er wird aber meinen Brief erst am 5. Mai erhalten. Durch ein Versehen unserer Magd wurde das Schreiben unfrankirt in den Briefkasten geworfen, und erst vorgestern zufällig von Jemand, der meine Schrift erkannte, unter dem Gitter erblickt, wo die nicht expedirbaren Briefe ausgestellt werden.

Schurz wird Euch den kleinen Einschluß an Sophie wohl überbringen. Lebt wohl! Grüßet die lieben Kinder, Schwestern und Eltern herzlich. Euer dankbarer Niembsch.

Eine Bitte: W., der unbarmherzige Agent der barmherzigen Schwestern[1] hat mir hieher geschrieben.[2] Möchte doch Max ihm die paar Worte sagen, schreiben oder sagen lassen: „Ich bedaure sehr, daß ich

[1] In Wien.

[2] Wohl wegen eines dichterischen Beitrages für eine Feier zum Besten jener Schwestern.

mein Versprechen nicht habe einlösen können. Im Winter die Grippe, sodann meine Abreise und jetzt der Scharlach sind gewiß ein ganzes Bündel voll bündiger Entschuldigungen! W. sey billig und verzeihe!..."

Stuttgart, 3. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Gestern sind die Schwalben, das erste Gewitter und ein Brief von Ihnen gekommen. Es war ein schöner erquickender Tag für die Natur und mich. Mir geht es heute ganz gut. Ihre freundlichen Vorschriften will ich auf das Gewissenhafteste befolgen, und sogar um eine Woche länger im Zimmer bleiben, als es der Arzt für nöthig erklären wird. Den Mai will ich gern noch daran geben, damit mich der Juni um so sicherer gerüstet finde. Mein Arzt, ein denkender, erfahrener, behandelt mich ganz vernünftig, Reinbecks pflegen mich mit größter Sorgfalt, und ich selbst schone mich mit nicht geringerer, die Krankheit hat den gutartigsten Verlauf genommen, — was wäre da noch zu besorgen? — (Unberufen!!!!) Die Fabrikation einer neuen Oberhaut geht recht eifrig von Statten, und ich hoffe das neue Gewand dann eine ziemliche Zeit lang zu tragen. Die Natur wird sich doch nicht umsonst damit geplagt haben wollen?!

Meine Augen waren bloß angegriffen und geröthet, nicht eigentlich krank und entzündet. Das ist auch völlig wieder gut. Die große Erregbarkeit zu fieberhaften Wallungen hat sich ebenfalls verloren; mein Puls ist wie in gesunden Tagen, doch meide ich Alles, was dahin führen könnte.

Sie hatten zwei Tage keinen Brief von mir, bis Sie jenen gereizten und bissigen erhielten; doch ich habe für jeden dieser Tage an Sie geschrieben, nur die Briefe nicht abgeschickt, weil sie mir zu rauh waren. Der dritte war es zwar auch mitunter, aber doch schon viel geschmeidiger und gehaltener. Ich war in der That gekränkt und aufgebracht.

Könnte mich ein unfreundliches Wort von Ihnen nicht so verletzen, so könnte auch ein freundliches mich nicht so beglücken.

Das ist die Schlüsselgewalt, die Sie über mein Herz haben.

Wo in Ischl hat denn Sandmann die Wohnung für Euch genommen? Mich freut es wohl, daß der gute Waldmeister dafür gesorgt hat, und ich will dafür eine Aufschrift auf sein Haus machen, wie er sie wünscht.

Nächstens werd' ich Ihnen ein neues Kind schicken.

Schönste Grüße an Vater, Mutter, Schwestern und Schwäger. Den guten S., meinen angenehmen Stubengesellen von Penzing, möchte ich gerne wiedersehen, sowie seine Kinder, das herzige Mathildchen. Grüßen und küssen Sie mir Ihren Liebling, die kleine Metze, und erschrecken Sie nicht an diesem Namen, denn Metze ist auch die altdeutsche Abkürzungsform für Mechtild oder Mathilde.

Das Diminutiv Mazzeka ist nicht übel.

Mich freut's, daß das gute Minerl in der Heimath wieder aufblüht.

S. soll eben nach Wien transferirt werden. Leb' wohl, lieber Max, Ernst, Zoe und Trutschi!

Gott umgebe Sie immer und überall, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

In Ischl ließ Einer auch einmal einen Bergquell fassen, und wollte den Brunnen „den Rothschildsbrunnen" taufen und plagte Niembsch um eine Inschrift. Dieser hatte keine Lust. Endlich einmal zu Wien, in der „Stadt Frankfurt," wo ihn der Ischler wieder quälte, äußerte er gegen ihn, er wolle ihm einen Vers sagen, wenn er ihn benützen möge:

„Nicht der Quell allein, der klare,
Der vom Berge kommt geronnen,
Auch der Zeitenstrom, der trübe,
Nenne sich den Rothschildsbronnen."

(Niendorf, S. 213.)

Stuttgart, 4. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Heute befinde ich mich um ein Unbegreifliches besser; ich fühle die Wiederkehr meiner Kraft und Heiterkeit. Das machen die Schwalben und Consorten. Der Arzt hat mir erlaubt, einige Stunden außer Bett zu bleiben.

Der Appetit ist vortrefflich, der Schlaf so gut, daß sich Arthur dessen

nicht zu schämen hätte. Das Rauchen schmeckt herrlich, so daß ich die Wolken bis an die Decke blase mit orientalischem Behagen. Aber besorgen Sie nicht, theuerste Freundin, daß ich mich durch mein Wohlgefühl auch nur zur kleinsten Unbesonnenheit verleiten lasse. Ich füge mich der zum Theil wirklich ekelhaften Scharlachdisciplin mit der pünktlichsten Unterwürfigkeit. Schon habe ich mich zum kompleten Bärenhäuter herangebildet. Meine Wäscherin muß verhungern und ich habe so unreine Hände wie der ärgste Gassenbub. Ich stecke recht tief im Genesungsschmutze, auf den manche Aerzte, wie z. B. der große Ludwig, großes Gewicht legen. Und vollends der Bart! Ich bin ein wahres Scheusal. Meine Hausgenossen sahen den Scandal allmälig heranreifen und gewöhnten sich kleinweise an das Greuliche; sonst könnten sie mich ohne Entsetzen nicht anschauen. Das Stubenmädle vermeidet sorgfältig mich anzublicken, denn die müßte wenigstens in ein respectwidriges Lachen ausbrechen. — Sie werden nun schon wieder einige Briefe von mir erhalten haben. Ich lass' es nicht daran fehlen; auch in Zukunft. Sie haben mich von Ihrer Theilnahme so überführt, daß ich jetzt ganz keck mit meinen Krankengeschichten herausrücke. Und bin ich einmal gesund, so werden Sie auch das oft genug zu hören bekommen.

Die Besucher halten sich noch immer ferne. Graf Alexander schreibt mir zuweilen. Ich antworte sparsam, indem ich besorge, daß ihm meine Zettel ansteckungsverdächtig sind, und er wer weiß welche Räucherungsproceduren damit vornimmt, bevor er sie berührt. Ein großartiger Hasenfuß in diesem Punkte! Die Wittwe des berühmten Theologen . . . . . auf der Durchreise wünschte mich kennen zu lernen, und hätte meine Krankheit gar nicht gescheut. Doch ich will daraus nicht folgern, daß weibliche Neugier stärker sey als männliche Freundschaft. Ich dankte für die Ehre.

Es bleibt bei der Unwiderruflichkeit des 20. Juni. Jetzt kann ich schon sprechen, denn ich fühle mich bereits dampfschiff- und eilwagenfest.

Tausend Grüße an Max und die Kinder! Ihr Niembsch.

Stuttgart, 6. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Diesen Brief schreib' ich Ihnen mit gewaschenen Händen und gewaschenem Kopfe. Der letztere ist es nur figürlich, und zwar durch Ihren Brief, für welchen ich Ihnen nicht genug danken kann. Er ist heilsam, o heilsam!

Mir geht es fortwährend vortrefflich. Das Wetter ist schön und so warm, daß man mit dem schlimmsten Willen sich gar nicht verkühlen könnte. Meine Gesellschaft beschränkt sich fast allein auf Reinbeck und Emilie. Ein guter Zeitvertreib hat sich mir im Damenspiel geboten. Ein kolossales Spielbrett wird auf mein Bett gelegt, und abwechselnd wird von mir bald dem guten Reinbeck, bald Emilien eine Niederlage beigebracht. Reinbeck, der als Schachspieler nicht unbedeutend zu seyn behauptet, fühlt als solcher seinen Stolz gekränkt, daß er im gemeinen Damenspiel nicht aufkommen kann, und Emilie bricht oft in Klagen aus über ihre Bornirtheit, wie sie es nennt. Das unterhält mich. Des Abends wird mir zuweilen Musik gebracht von musikalischen barmherzigen Schwestern. Wenn das Clavierzimmer offen steht, so kann ich durch meine etwas geöffnete Thüre, vor der mich eine spanische Wand schützt, jeden Ton hören. Diese unsichtbar hörbaren Spenderinnen sind: Fräulein Leibnitz, Zumsteeg, Evers und Madame Heinrich. Die Leistungen an Clavier und Gesang waren bis jetzt sehr dankenswerth. Die Evers, welche ich noch nicht kenne, hat eine sehr frische und gute Jugendstimme, und, so viel ich aus dem Vortrage einiger Lieder entnehme, auch gute Methode. Besonders angesprochen hat mich mein von Evers in Musik gesetztes Gedicht: „Ach wärst Du mein, es wär' ein schönes Leben!" [1]

Heute sagte mir der Arzt, daß wir diese und noch die folgende Woche wichtig nehmen müßten, sodann aber ein kleiner Ausflug mir schon gestattet seyn werde. Dann sind vier Wochen vorüber. Ich will übrigens gerne noch freiwillig einige Tage zulegen, um alle Möglichkeit einer nachzügelnden Kränklichkeit abzuschneiden. So etwas würde mich als ein wahres Unglück treffen.

Noch einmal Dank für den letzten Brief. Ich habe jedes Wort

[1] „An *." Es ist an Sophie selbst gerichtet.

Ihrer schönen, mir so befreundeten Seele in die Schatzkammer lieber Erinnerungen niedergelegt, deren ich von Ihnen viele bewahre und bewahren werde mit meinem letzten Gedanken.

(Nun folgt im Briefe Lenau's Gedicht: „Am Sarge eines Schwermüthigen, der sich selbst den Tod gegeben.")

Wenn ich nur schon wüßte, wie es Ihnen gefällt, liebe Sophie! Mir ist dieses Gedicht so recht warm und stetig aus der Brust gequollen, wie schon lange keines mehr. Es ist Ihnen geweiht. Leben Sie wohl! Bin ich auch manchmal unartig, so glauben Sie mir doch: ich stelle Sie hoch, oder vielmehr: ich erkenne es freudig, wie hoch Sie Gott gestellt hat. Grüßen Sie Freund Max und Kinder.

Unwandelbar Ihr Niembsch.

Es ist das eben bezeichnete Lied eine Erinnerung Lenau's an den hochachtbaren Dichter Johann Mayrhofer in Wien, dessen sinnvolle Lieder durch die Tonsetzung seines Freundes Schubert eine größere Verbreitung erlangten, und der sich am 5. Hornung 1836 aus Schwermuth freiwillig den Tod gegeben hatte. Oder war dieß Lied zugleich ein geahnter Vorlaut der eigenen furchtbaren Oktobertage des Jahres 1844? Fast sollte man es glauben dürfen, nachdem, als er es dichtete — Zeuge seines Briefes vom 1. Mai 1841 — der Dämon des Verderbens deutlich in ihm sich regte.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 9. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Gar nicht recht ist es mir, daß Sie Ihre Briefe an mich nicht mit der vollsten Zuversicht schreiben, mir damit große Freude zu machen, denn ich befürchte von diesem Mangel an Selbstvertrauen ein Seltnerwerden Ihrer Briefe, der immer mit Sehnsucht erwarteten, mit größter Freude empfangenen. Darum soll es mir lieb seyn, wenn Sie, so lange ich hier bin, immer noch ein Restchen Besorgniß über meine Gesundheit und damit den Wunsch behalten, häufige Nachricht von mir zu bekommen.

Dann schreiben Sie selbst auch fleißig. Mir geht es immer gut und besser, doch mit der Häutung zu langsam. Warum nimmt die Natur nicht ein paar Gesellen auf, um schneller damit fertig zu werden? Oft befällt mich eine Ungeduld, daß ich zum Fenster hinausspringen möchte. Mir ist mein Zimmer schon unerträglich geworden. Zum Glück darf ich doch wieder etwas meine Geige streichen.

Im Gregorius Turonensis, dessen Geschichte der Franken ich mit Interesse durchlese, hab' ich noch keinen Stoff gefunden, vielleicht stoß' ich aber noch auf einen solchen. Im dritten Buche traf ich die Anekdote, woraus Grillparzer sein „Weh dem, der lügt" gemacht hat. Es ist mir unbegreiflich, wie ihn dieß schale Zeug zu einer größeren Arbeit erhitzen konnte.

Heute erhielt ich folgende Stegreifverse von Kerner:

Berlin, wie verständig, wie weise bist du!
Ich steh' vor dem Thore und höre dir zu.
Heraus fährt ein Windstoß und hebt mich empor,
Ich friere, ich falle nach Wien vor ein Thor.
Draus strömt es wie Sonne und wärmt mir die Brust;
Wie wird mir's gemüthlich! O Wien, meine Lust!
Wie möcht' ich dich preisen, wie singen allwärts:
Berlin ein Gehirn ist, doch Wien ist ein Herz!

Die Gräfin Helene hat das Schleimfieber. Die Reinbecks haben den Ausschlag schon gehabt und pflegen mich treu und ohne Scheu.

Gestern Abend spielten die Zumsteeg und L. mir ein Beethoven'sches Quintett vierhändig. Sodann spielte die L. den Trauermarsch, den ich so sehr liebe. Plötzlich aber brach er ab, und ich wußte nicht warum, und ärgerte mich, bis Emilie herüberkam und mir erzählte, die L. sey mit einemmal vor Trema ohnmächtig geworden, kalt wie eine Leiche und habe müssen gelabt werden; ich aber habe lachen müssen. Doch was hilft das alles? Ich wollt', es wäre Reisenszeit und alles schon vorüber. Mit meiner Kinderkrankheit muß ich auch etwas von der Kindernatur abbekommen haben, denn ich freue mich in der That wie ein Kind nach Ischl. Der Kutscher, der mich da hineinfahren wird, soll ein herrliches Trinkgeld haben. Wäre es mit meiner Krankheit schief gegangen, so könnt' ich

jetzt schon draußen liegen, wo man kein Posthorn mehr schallen hört und die Ungeduld im Herzen ausgeschlagen hat. Leben Sie wohl, liebe Sophie, und grüßen Sie mir die Unsern herzlich. Ihr Niembsch.

Stuttgart, 12. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Meine völlige Genesung ist das Einzige, was ich hier abwarten werde. Ueber meine Gedichte ist noch nicht contrahirt worden, da Cotta abwesend war und es wahrscheinlich noch ist; doch hat er mir vor seiner Abreise Vollmacht gegeben, in seiner Officin drucken zu lassen, was und wann ich wolle. Ich kann mir die Correctur meiner Gedichte nach Ischl schicken lassen oder auch ganz ersparen. Die Albigenser will ich, so lang ich noch hier bin, druckbar machen, gut oder übel, gleichviel; ich streife sie mit meiner alten Haut ab für immer!

Der Doktor hat mir erlaubt, heute mein Zimmer zu verlassen und eine Stunde in den Gemächern meiner Hauswirthe herumzuwandeln, allein ich thu's nicht. Ich wage nicht das Geringste, denn mir liegt alles daran, bald ganz hinauszukommen. Was ist daran gewonnen, das Zimmer zu wechseln, wenn ich das Land nicht wechseln kann?

Sie fragen nach meiner Kost und Eßlust. Ich darf alles essen und es schmeckt auch. Die Schwestern Emiliens wechseln mit ihr ab, mir was Gutes zu kochen. Die Kräfte sind wieder da und mit ihnen wächst meine Ungeduld. Das Arbeiten greift mich nicht mehr an, freut mich aber nicht, selbst Musik, selbst Beethoven nicht. Ich bin mißmuthig, das können Sie schon aus meiner Schreibart sehen. Es sind lauter Hacksätze. Fahren Sie nur recht oft nach Weinhaus und bleiben dort viel im Garten, liebe Sophie! Die Angegriffenheit Ihrer Brust hat mich sehr erschreckt. Wenn Sie die Reise nach Ischl vorbereiten, so beschwöre ich Sie, es gelassen und langsam zu thun.

Mein erlauchter Hasenfuß hat sich noch immer nicht blicken lassen. Der wird sich wundern und sehr getäuscht finden, wenn er glaubt, ich werde nach meiner Genesung noch zu haben seyn. Die Gelegenheit zu schwatzen mit mir ist ihm für dießmal unwiederbringlich verloren. Kaum

genesen, bin ich auch dagewesen. Ich lasse mir für meine Reise einen tüchtigen Mantel machen, und will, sobald es sich thun läßt, in kleinen Stationen ohne Anstrengung fortwandern. Vierzehn Tage von heut werd' ich noch im Hause bleiben müssen, dann gewöhn' ich mich allmählig an die Luft und sehe mich nach einem Hauderer um. Ja, nach einem Hauderer; dießmal will ich bequem reisen. Im Juni sehen wir uns. Mir ist mein hiesiger Aufenthalt dießmal so ganz verleidet, daß ich gern mit jedem gesunden Handwerksburschen tauschen und zu Fuß davonlaufen möchte. Nun ich aber ein armer, reconvalescirender Teufel bin, muß ich schon mit einem Hauderer anbinden. Da fahr' ich den ersten Tag bis Ulm, den zweiten nach Augsburg, dann München, Wasserburg, Salzburg, Ischl. Oder: 1) nach Ulm; 2) und 3) bis Regensburg zu Wasser; 4) nach Linz; 5) nach Ischl. Auch ich hoffe in der ersten Juniwoche flügg zu seyn. In fünf oder sechs Tagen bin ich schon wieder gut Freund mit der Luft, wenn ich einmal ausgehen kann. Schreiben Sie mir fleißig, ich bitte Sie herzlich. Sie erhalten in diesem Monat noch sechs Briefe von mir.

Nehmen Sie Ihre bisherigen lateinischen Aufgaben alle mit nach Ischl, damit ich beiläufig sehen kann, auf welcher Stufe Sie stehen. Ernst hat wohl dieselben Pensa. Nur langsam einpacken und sich schön dabei helfen lassen! hören Sie? Nichts Schweres heben, den häuslichen Eifer bezähmen und nicht zum Räumfieber steigen lassen! Leben Sie wohl, theure Sophie! Grüßen Sie Max und die Ihrigen alle. Ihr Niembsch.

Stuttgart, 14. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Sie sind nicht wohl. O, werden Sie nicht krank, sorgen Sie dafür, werden Sie nicht krank! Lieber würde ich meine Muse todt daliegen sehen, als Sie in Lebensgefahr. Daß ich selbst lieber in Freuden mich begraben ließe, um Sie zu erhalten, versteht sich von selbst, viel weniger sagen! Sie, theure Freundin, haben — was an meinem Talente das Beste ist — Sie haben mein Herz gebildet; dafür gibt es keinen würdigen Dank, als den ich so eben ausgesprochen. Soll ein Baum kräftig und

sicher zum Himmel gedeihen, so muß er fest und beharrlich im Boden wurzeln. Ich stehe und wachse in Ihrer Freundschaft. Jedes hochwallende grüne Blättlein an mir zeugt von einer heimisch und wohlgeborgenen Wurzel. Einst scheide ich von dieser Welt mit dem freudigen Bekenntnisse, daß Sie, theure Frau, es waren, die mir den Wurm des Zweifels geknickt und den Sturm des Hasses gestillt, die — an Geist und Herz mächtig wie wenige Ihres Geschlechtes — in einem höhern Lebenskreise das für mich gethan, was jene längst modernde andere theure Frau so gerne gethan hätte. O, liebe Sophie, beruhigen Sie mich doch bald mit besserer Nachricht! So sehr bin ich von diesem Gedanken eingenommen, daß ich keinen andern für Sie haben und schreiben kann, wenn es nicht der ist, den Sie gerne vernehmen: daß es immer besser geht.

Leben Sie wohl mit herzlichen Grüßen an Max, die Eltern und Ihre Kinder. Ihr Niembsch.

Schonen Sie sich beim Einpacken und bei allen Reiserüstungen; hören Sie!!! Ich bitte Sie!!! Nicht zu viel Abschiedsbesuche auf einmal; nur Alles langsam, langsam mit Würde und Anstand! Es schickt sich ja nicht einmal, so herumzufahren! Hören Sie!!!

Stuttgart, den 16. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Sehr freut es mich, daß Ihnen mein Lied gefällt. Das ist gut, das muntert auf. Ihre Lobsprüche sind Hafer für meinen Pegasus, der beste, der für ihn gewachsen ist. Kann gar nicht schaden, wenn Sie zuweilen davon aufschütten. Sie können mein Siegel schon wieder ohne alle Sorglichkeit brechen, liebe Sophie! Meine Briefe sagen Ihnen alle, daß ich seit dieser Krankheit gesunder bin, als lang vorher. Gestern war Dr. Schelling bei mir, unter allen mir bekannten Aerzten mir der liebste. Als er so neben mir dasaß, und ich ihn mit großem Wohlgefallen betrachtete, mußte ich mir denken: wärest du doch in Wien für meine liebe Sophie! Dieses Mannes Gesicht ist eine so überaus einnehmende Mischung von Weisheit und Kindlichkeit, wie ich noch nie gesehen. Ich stellte mancherlei Fragen an ihn, die angelegenste unter andern: ob ich bald reisen

dürfe? Der Herrliche antwortete mir, daß ich nach vier oder fünf Ausgängen sofort mich ohne Gefahr auf die Reise begeben könne; nur keine Nachtfahrten!

Das stimmt ja trefflich mit meinem Hauderer zusammen. Seyen Sie nur nicht traurig, liebe Sophie; ich will es an „recht vielen guten, freundlichen Worten, die Sie brauchen," so lang ich lebe, nicht fehlen lassen. Sie spenden dafür zuweilen von Ihrem köstlichen Haber; nicht wahr?!

Im Herbst nach Wien.

Noch ist mein Stübchen still und keineswegs zu einer Rauch- und Schwatzstube geworden, wenigstens das Letztere nicht. So wohlgethan hat mir die Einsamkeit meiner Krankheit, daß ich wünschen muß, ich hätte für die meisten Besucher immerdar so etwas abschreckend Unnahbares.

Die Welt wird nicht auf mich hereinbrechen, sondern ich werde sobald als möglich von hier hinausbrechen. Noch diesen Monat muß ich mich hüten, dann bin ich frei und flügg. Mein großer grauer Ischler Regenmantel ist bereits in der Mache.

Ich war nicht sehr matt als ich aufstand, und bin es jetzt gar nicht mehr. Der Appetit ist vortrefflich; viele hundert Spargeln waren sein Opfer. Der liebe Arthur, daß er nach mir gefragt hat! Ich grüße ihn schön dafür. Leben Sie wohl, theure Sophie! Grüßen Sie! — Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 18. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Meine angenehme Gewohnheit, abwechselnd den einen Tag einen Brief zu bekommen, den andern einen zu schreiben, hat, was das Bekommen betrifft, schon wieder einen Stoß erlitten. Nur in der sichern Erwartung, daß sich der heutige Abend besser bei mir einstellen wird, schreibe ich Ihnen schon wieder.

Ich schreibe dießmal gar zu gerne. Der Briefknopf scheint mir eben erst in der letzten Krankheit aufgegangen zu seyn; doch ist er es nur gegen Sie, liebe Sophie!

Ich bin jetzt über die Albigenser her. Der Wille ist lebhaft, und das ist schon sehr viel. Zwei Gesänge, von den ersten, und gerade die fatalsten, habe ich umgearbeitet, und in einen Gesang umgesungen. Jetzt klingt es; doch behält der Stoff allzeit eine gewisse Widerhaarigkeit, und meine Muse, die ärmste, muß schon gegen den Stachel lecken. Das kann ihr aber nur nützen, indem es ihr die Zunge stärkt. Mir geht es recht gut, liebe Sophie, und nach Ihrem Briefe glaube ich mit Freuden das Nämliche von Ihnen. Doch wiederhole ich meine Bitte um Schonung Ihrer Gesundheit, namentlich bei den Reisebereitungen auf das dringendste. Wenn man sich nicht gehütet hat, Andern so lieb und theuer zu werden wie Sie, so hat man sich dadurch die Verpflichtung zugezogen, auch Andern zu liebe auf sich selbst Acht zu haben. Also gelassen, gelassen!

Das Wetter hier ist fortwährend herrlich. Man hat schon Heuernte gemacht.

Meine Gesundheit bessert sich fühlends mit jedem Tage. Schon kann ich mit großer Anstrengung arbeiten ohne allen Nachtheil. Hauderer, sey mir gegrüßt, sey mir geküßt!

Mein Freund Max soll mir doch auch einmal antworten. Daß Karl Groß bei Ihnen war, freut mich sehr; ich werde ihm nächstens schreiben. Bringen Sie doch dem Brautpaare L. C. meine Glückwünsche, und meinem lieben Nachbarn, wie allen den Seinigen, meinen lieben Gruß. Gott sey um Sie, wie er in Ihnen ist, liebe, gute, einzige Sophie!

Grüßen Sie meine Freunde. Niembsch.

Stuttgart, den 20. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Wer weiß, ob Sie dieser Brief noch in Wien antrifft. Daß Sie der Hochzeit entwischen wollen, ist natürlich. Die Verwandten des Bräutigams sind Ihnen zu unnatürlich. So ein Aristokratenweibel, das sich Ihnen, liebe Sophie, entgegenspreizt, muß Einem Herzweh machen.

Wann wird die Welt vom Adel genesen? — Alte Klage, alte Frage!

Mir geht es halt noch immer sehr gut. Sie werden an meinem Appetit eine Freude haben. Ich lasse vorläufig die Kathi grüßen, um mich

bei ihr gut anzuschreiben. Bei uns ist das Wetter gar nicht rauh; gestern Nacht um ein Uhr wies mein Thermometer 20 Grad.

Meine Abschuppung ist beinahe vorüber, nur an den Händen bin ich noch ein Zerrissener.

Max, dem ich nächstens wieder schreiben werde, macht mir einen schmeichelhaften, zugleich komischen Vorschlag. Ich soll N—s Hofmeister seyn, d. h. mein Honorar in Gastein an meinen Zögling verlieren. Die erste Frage: „Wo sind die Karten?" Die zweite: „Wo sind die Würfel?" Die dritte: „Ist Niemand da, dem man die beiden alten Kindsköpfe zur Aufsicht geben kann?" Ich freue mich jetzt viel zu sehr nach Ischl, als daß ich einem anderweitigen Reiseplan auch nur scherzweise Raum geben könnte. Wenn dieser Brief noch in Wien erbrochen wird, so lassen Sie meine ernstliche Bitte nicht verloren seyn: schonen Sie sich vor und auf der Reise sorgfältigst!

So hat der arme Arthur schon wieder einen Unfall gehabt? Er soll, was er tanzen gelernt hat, fleißig üben, um seinen Füßlein, die ein etwas schweres Corpusculum zu tragen haben, mehr Festigkeit und Sicherheit zu geben, der liebe herzige Spitzbub. Meine Zoe bekommt ein schönes Tüchel, das ich ihr an meinem ersten Sonntag in Ischl umhängen werde. Auf das Roserl freue ich mich sehr; das bekommt auch ein Tüchel.

Gestern hat sich hier ein junger, talentvoller Maler, Namens B., mit Kohlen erstickt. Auf seinem Tische lag ein Brief an August Wilhelm Schlegel, dessen natürlicher Sohn er war. Besonders glücklich soll er Bettelbuben gemacht haben im Geschmacke Murillo's.

Ich werde nicht lange auf mich warten lassen. Die Albigenser müssen gut thun. Das himmlische Ischl soll mich zu einer neuen Arbeit ermuntern.

Leben Sie wohl, liebe Sophie; leb' wohl, Max; lebt wohl, Kinder!

Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 23. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Mißlich ist es, an Jemand zu schreiben, von dem man nicht weiß, wo er ist. Fixire ich Sie in Wien, so schnellen Sie mir nach Ischl

hinüber; und rede ich Sie hier an, so entweichen Sie nach Wien zurück. Ich stelle mich mit meinen Fragen, Wünschen und Grüßen also zwischen Wien und Ischl auf, und lasse Sie vorüberfahren. Wie geht es, liebe Freundin? Warum schreiben Sie so selten? Warum hat sich Ihre Schreiblust bereits zu einem viertägigen Fieber herabgestimmt? Das sind so Fragen, die ich der Ferne, der unzureichenden Bestie übergebe, ohne eine Antwort zu bekommen, die ich doch auf der Stelle haben möchte. Den Raum hat der Teufel erfunden, sagt Karl Daub, und o wie hat Karl Daub recht! Die Zeit hat der Teufel zwar auch erfunden, doch die ist schon besser, weil flüssig und sich selbst auffressend. Heut ists die fünfte Woche vorbei, daß ich so verflucht erröthen mußte, daß ich leicht hätte erbleichen können, wenn ich anders fern von Ihnen sterben dürfte. Das aber darf nicht geschehen, und ich werde Ihnen einst in meiner letzten Stunde gewiß sehr überzeugende Worte von der Unsterblichkeit sagen, und von unserem Wiedersehen im väterlichen Hause.

Leben Sie wohl, liebes Sopherl! Niembsch.

Stuttgart, den 26. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Ich sitze ganz stolz an meinem Schreibtische. So gut ist es mir zum erstenmal geworden, daß ich drei Briefe von Ihnen zugleich zu beantworten habe. Dank, Dank, liebe Sophie, für die schönen beglückenden Blätter! Nun will ich aber auch gewissenhaft und genau Alles sagen, was Sie wissen wollen. Dr. Schelling hab' ich allerdings erst während meiner Krankheit in seiner vollen Liebenswürdigkeit kennen gelernt. Mein Ordinarius war Dr. Becher, auch ein geschickter Arzt, der mich schon früher behandelt hatte. Cotta ist seit einem Tage von Dotternhausen zurück. Er hat im voraus allen Bedingungen zugestimmt, welche ich ihm in Betreff meiner Albigenser machen würde. An diesen habe ich die Tage unablässig gearbeitet, und sie bis auf weniges ganz wieder abgeschrieben, und dabei hier und dort Verbesserungen angebracht. Alles werd' ich thun, um das Manuscript hier lassen zu können. Sie haben recht; diese Albigenser sind ein wahrer Hemmschuh. Beim Abschreiben hab' ich die Arbeit genau

geprüft und gefunden, daß der Stoff selbst durchaus fragmentarischer Natur ist, und sich nicht anders als in einzelnen Schilderungen poetisch bearbeiten läßt. Mehrere von meinen Gesängen find' ich gut, und zwar so gut, daß die schwächeren schon mitlaufen können. Ueberhaupt will ich an meinem Motto festhalten: „Sie sollen's fressen!" Es wird doch zur Zeit in Deutschland nichts Besseres gemacht. Die Taschenausgabe meiner Gedichte wird bis zur Herbstmesse gedruckt und die Correctur von mir in Ischl gemacht werden.

Sie reisen morgen ab? Reisen Sie glücklich. Mir ist bange. Zöppritz hat vor einigen Tagen eine Fracht Wolle in der Donau verloren; das Schiff scheiterte bei Linz. Der Unfall des Dampfschiffes Sophia kommt noch dazu, um mich zu beunruhigen.

Könnt' ich Sie doch in Linz erwarten! Gott gebe Ihnen und den lieben Kindern und der Schwester seine verläßlichsten Schutzgeister bei. Ich bete zu den Wellen und zu den Felsen.

Auf ausdrückliches Verlangen meines Arztes und aufgemuntert durch das wärmste Wetter bin ich bereits vor acht Tagen im Garten gewesen, und zeither auch schon einigemal in der Stadt herum. Ich schreibe Ihnen das erst heute, weil ich der Nachricht gleich die beruhigende Versicherung beigeben wollte, daß mir die Ausgänge vollkommen gut bekommen sind. Ich bin freigesprochen. Nun reise ich auch bald. Den Tag zeige ich in meinem nächsten Briefe an.

Ich hoffe am 15. Juni bei Ihnen zu seyn. Ja, der Trutschi ist ein sehr liebes Kind, und ich will ihn noch besonders an mein Herz ziehen, und, wenn ichs im Stande bin, ihm auch noch nützlich werden. Sie haben recht, die Zahnlücke ist traurig. Ein Göttersommer soll das werden in unserem schönen Ischl. Ich freue mich unbeschreiblich darauf. Wir wollen wandeln, liebe Sophie, auf- und abwandeln. Der liebe Ernstl soll mir schön übersetzen, und Sie, theure Schülerin, sollen mir recht tief in die lateinische Grammatik schauen. Sie werden solche noch sehr anziehend finden. Der dumme Schneider hat mir mit meinem Mantel eine Confusion gemacht, und bringt ihn mir erst dieser Tage. Dann hab' ich nur noch mit Cotta über das Irdische zu verhandeln, um sofort dem Himmlischen zuzureisen. Grüßen Sie Liebroserl und Kinderlein. Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 1. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Leider kann ich wegen der rauhen Witterung und meiner abermaligen Zahngeschwulst den Tag meiner Abreise heute noch nicht bestimmen, zweifle aber nicht, daß ich bis 15. d. M. in Ischl seyn werde. Indem ich dieses schreibe, seyd Ihr, meine Lieben, wohl schon an Ort und Stelle, und Sie werden mir mein Kämmerlein vielleicht schon gewählt haben. Ich bin sehr mißmuthig über diese Möglichkeit einer Verzögerung, doch glaube ich nicht, daß die ganze rheumatische Geschichte mehr als drei Tage verderben wird. Einstweilen bin ich aber höchst verdrießlich. Cotta, der Schuß, war kaum hier angekommen, als er auch schon wieder nach seinem Landgute Hipfelhof abfuhr. Wenn ich ihn nicht habhaft werden kann, so fahre ich auch so davon. Die Hauptsache ist doch schon im Allgemeinen festgesetzt: die Gedichte (Taschenformat) werden gedruckt, sobald ich sie hergebe. Hallberger fügt sich, also bin ich quasi im Reinen; ich sage mirs wenigstens selbst vor, um nur fort zu können. Meine Ungeduld ist die ärgste Krankheit. Bis 15. muß ich bei Euch seyn. Lebt wohl. Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 4. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Schelling erklärte heute, daß bei der großen Empfindlichkeit meiner neuen Haut, die sich bereits durch eine Zahngeschwulst ausgesprochen hat, und bei der etwas rauhen Witterung — vor acht Tagen schlechterdings ans Reisen nicht zu denken sey. Das ist das Letzte, was ich mir gefallen lasse, dann aber versteh' ich keinen Spaß mehr und reise.

Also am 12. d. M. reise ich ab.

Sie haben aus einem meiner Briefe herausgelesen, daß ich eine Lust nach Gastein hätte, trotz meiner ausdrücklichen Erklärung, daß ich nicht einmal im Scherz einen andern Reiseplan als den nach Ischl fassen könnte. So sehr freue und sehne ich mich nach Ischl, daß ich einen andern Weg, der von dort noch weiter führt, nicht einmal zu einer kleineren Spazierfahrt einschlagen mag, und weder nach Weinsberg fahre, noch

nach Waiblingen, ja nicht einmal zu bewegen bin, Alexander einmal nach Serach zu begleiten. Gestern hab' ich mir den bösen Zahn, weil er mich am Reisen hätte hindern können, ausziehen lassen; kurz, ich lebe ganz in dem Gedanken bald bei Euch zu seyn, und muß nun sehen, daß Sie, liebes Sopherl, mich verkennen! Ich bin auch verdrießlich, verdrießlich wie Sie, und wohl noch etwas mehr.

Gott sey mit Ihnen! Der lieben Rosalie wünsch' ich herzlichst die wohlthätigste Wirkung der Gebirgsluft auf ihr theures schönes Leben. Tausend Grüße an die Kinder. Erholen Sie sich und freuen sich lieber auf unser Wiedersehen, als daß Sie mir grollen. Leben Sie wohl, theuerste, liebste Freundin! Ihr Niembsch.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Stuttgart, den 8. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Samstag den 12. reise ich ab. Noch hab' ich zwar rheumatisches Leiden, einen Schmerz im Hüftgelenke, wogegen ich einen ausgedehnten Zugpflasterfleck applicirte, doch am festgesetzten Tage setze ich mich, wenn es auch bis dahin mit meinen Leiden nicht abgethan seyn sollte, sammt Schmerz und Pflaster in den Wagen, und fahre zu Ihnen. Diese letzten Tage sind für meine hiesigen Freunde die verlorensten von allen, denn meine Ungeduld wächst mit jeder Stunde. Wahrscheinlich reise ich zu Lande des abscheulichen Wetters wegen. Nach meiner Berechnung treffe ich am 16. in Ischl ein.

Eine wundersame Ungeduld hat sich meiner bemächtigt, so daß ich durchaus nichts arbeiten, thun und denken kann. Keine Ruhe als im Grabe. Das Alter wird mich nicht kühlen, denn ich fühle vielmehr mit dem Zunehmen desselben eine immer höhere Steigerung meines heftigen Gemüths. Gestern und heut hat mich M. besucht, und mir von Ihrem guten und Rosaliens üblem Aussehen erzählt. Ich hoffe von Ischl das Beste für das gute, liebe Mädchen. Auch ich werde der Erholung bedürfen. Die Krankheit hat mir doch zugesetzt, erst jetzt spüre ich's. Von einem ordentlichen Briefe kann nicht mehr die Rede seyn. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Niembsch besuchte am 14. Juni 1841 auf seiner Durchreise in München Emma Niendorf und ihre Schwester, Agnese v. G., wie erstere in ihrem Buche S. 43 umständlich mittheilte. Es belustigte ihn, daß die bayerische Zofe, als sie ihm die Corridorthüre öffnete, beim ersten Blicke rief: „Ja, Sie sind gewiß der Herr v. Lenau, auf den die gnädig' Frau und die gnädig' Fräulein schon so lang' warten!" — Niembsch blieb zu Tische bei ihnen. Er versäumte nicht, mit großem Ergötzen von einem Traume Emiliens zu erzählen, voll prächtigen Humors; sie habe unsern Dichter gesehen in den Armen eines riesenhaften alten Weibes. Alpenblumen trug sie an der Brust. Ihre grauen Locken rollten sich herab; sie blieb aber ganz kalt bei seinen Liebkosungen, und da kam heraus, daß es — die Madame Steyermark sey!

Niembsch bezeichnete eine gewisse modische Allerweltsbildung mit dem schlagenden Ausdrucke „Millefleurs-Bildung." — Zu Emilie, wenn er unwillkommenen Widerspruch erfuhr, pflegte er immer zu sagen: „O Sie protestantischer Sauerampfer!!!"

Heute klagte Emma Niendorf, daß ihr von klein auf überall das Schreckensecho lähmend entgegen dröhnte: „Nur nicht exaltirt!" und daß man überhaupt in diesem Klima so Vieles: „Exaltation" nennt.

„„Da heißen sie mich überspannt,"" versetzte Niembsch — „„ich bin es nicht; sie sind schlaff."" — Er fügte lachend hinzu: „Schweine und Biere sind die Hauptmomente, auf die man hier überall stößt. Ich war einmal um fünf Uhr Morgens mit dem Eilwagen angekommen. Da fragte mich Einer um acht Uhr in der Frühe: „„Wann sind Sie angekommen?"" — „Heute um fünf." — „„Wie schmeckt Ihnen unser Bier?"" —

Emma erinnerte ihn an ein kleines Abenteuer auf einer seiner letzten Reisen nach Stuttgart. Auf dem Eilwagen saß er neben einer Dame. Sie hatte seinen Namen gehört. Nach seiner Gewohnheit wünschte er zu rauchen; aber ihm fehlt das Stückchen Flor, das er beim Anzünden der Pfeife mit Raffinement des Schmauchers obenauf zu legen pflegt. Da nimmt die Dame ihre Tüllhaube vom Kopfe, reißt sie in Trümmer und opfert sie dem Liebling der Götter.

Von einer lyrischen Sängerin ward muthwillig behauptet, sie brauche

wegen ihrer Gedichte zwei Liebhaber, einen glücklichen und einen unglücklichen. Ueber eine vornehme Ausländerin, die sich durch reine klassische Körperformen, aber auch durch frivole Gemüthsart auszeichnet, und deßhalb jetzt, da die Blüthe gewichen, fast unschön erscheinen mag, äußerte er: „Eben diese Regelmäßigkeit ist so häßlich an ihr, wie ein Schweinstall, der im gothischen Style erbaut.“

Nach Tische kam Graf H. Auch an ihm bewährte sich wieder die Magie von Lenau's Wesen. Im Herzen getroffen von seiner Geistesvornehmheit, blickte der schöne Jüngling zu ihm auf, die brausende Studentennatur, und war liebenswürdiger, artiger mit ihm, als mit der reizendsten Fürstin bei Hofe. Josephine Lang, welche Lenaulieder komponirt hat, eilte gleichfalls auf einen Wink herbei und sang abwechselnd mit Agnese. Besonders ergriff ihn der von dieser gesungene Vers aus seinem Gedichte: „Scheideblick.“

„Scheiden mußt' ich ohne Wiederkehr.“

Später sang man das „zerrissene Herz“ von Maltitz. „Ich muß den Text gegen Sie vertheidigen,“ erwiederte Lenau auf eine leichte Kritik von Emma. „Es hat wirklich einen tiefen Sinn: „Nimm, was Götter nur verstehen, nimm ein ganz zerrissenes Herz!““ Das ist, wie Lessing sagt: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, hat keinen,“ so auch: „Wem über gewisse Dinge das Herz nicht zerreißt, hat keines.“

Abends brachte ihn Graf H. und Emma zu Wagen mit einem Umwege durch den englischen Garten an sein Hotel: „Die Traube.“

Niembsch an Max in Wien.

Ischl, den 14. Juni 1841.

Mit meinen vertrakten Albigensern bin ich halt immer noch nicht fertig. Nie mehr will ich eine Arbeit unternehmen, bei welchem der terminus ad quem nicht vorhinein klar.

Niembsch an Emilie.

Ischl, den 19. Juni 1841.

Ischl hat mich mit gutem Wetter begrüßt, und bereits fühle ich das Wohlthätige der Gebirgsluft an der Zunahme meiner Kräfte und an der Wiederkehr der Lust zum Arbeiten. Das erste Abendroth auf den Höhen, die erste Alpenstimme einer Jodlerin haben mich mit dem alten, nie zu schwächenden Zauber ergriffen. Auch liegt auf allen Hügeln die duftende Mahd der Alpenkräuter und würzt mir jeden Athemzug. Ein schönes Land! Ich habe gestern mit meinen Soolenbädern begonnen, und werde sie fleißig fortgebrauchen.

Gleichfalls.

Ischl, den 7. Juli 1841.

Mein Fuß ist noch immer eine Qual und Hemmniß in allen meinen Unternehmungen zu Berge. Ich habe anhaltend gebadet, und doch will der tiefnistende Schmerz nicht weichen. Meine Stimmung ist auch nicht die beste. Das Arbeiten geht bis jetzt nur so atomistisch vorwärts; in einen rechten Zug bin ich noch nicht gekommen. — Mein Fuß verstimmt mich, indem ich glaube, ein rechtes Gichtleiden hat bei mir seinen Anfang gemacht.

Ein solches Leiden, vielfach in seinen quälenden Erscheinungen und unübersehbar in seinem Verlaufe, ist eine schwere Last für's Leben.

Niembsch an Karl Evers in Wiesbaden.

Ischl, den 18. Juli 1841.

Mein vielgeliebter Evers!

Vergib, daß ich Dir Dein liebes Schreiben erst heute beantworte. Ich war auf einem Ausfluge nach Steiermark abwesend von hier, und dann von unaufschieblichen Correcturgeschäften so eingenommen, daß ich in der That zu entschuldigen bin. Daß übrigens Dein Andenken durch alle Eindrücke einer großen Natur und durch alle Arbeiten nicht verdunkelt werden konnte, magst Du mir auf mein ehrliches Wort glauben! Oft

gedenk' ich Deiner und mit aller Neigung, die mein Herz Deiner tüchtigen Persönlichkeit und Deiner edlen Freundschaft schuldig ist. Ich lebe hier ziemlich vergnügt; zur vollen Freudigkeit fehlt die volle Gesundheit.

Noch immer ist der fatale Schmerz meiner linken Hüfte nicht gewichen, er trotzt allen Bädern und wird mich wahrscheinlich veranlassen, von Ischl fort und nach Fusch bei Gastein zu ziehen, um dort die Quelle zu trinken, die als besonders heilkräftig gegen gichtische Leiden gerühmt wird. Wenn ich wüßte, daß es bei meinen gegenwärtigen Leiden ein Bewenden hätte, so läge mir nicht so viel daran; doch hat mir wahrscheinlich die Gicht ihren Schmerzenssamen ins Hüftgelenk gestreut, damit er von dort aus nach und nach die sämmtlichen Aestlein und Zweiglein meiner Nerven als böse Schmarotzerpflanze umranke und mich allmählig aufreibe.

Wie geht es Dir, mein lieber Evers? Ich habe auf Deinen Arzt in Wiesbaden viel Vertrauen und hoffe von den Bädern das Beste für Dein räthselhaftes Leiden. Am Ende steckts bei Dir auch blos in den Nerven, während die Stuttgarter Aerzte nur immer von organischen Entartungen sprachen. Schreibe mir doch recht bald, damit unsere Correspondenz in einen ordentlichen Gang kommt, vor Allem aber, damit ich über Deinen Zustand beruhigt werde.

Nach Allem, was ich aus Wien vernommen, war der Erfolg Deiner Schwester zwar kein schlagender, doch ein sehr ehrenwerther und scheint die Theilnahme für die junge Künstlerin mit dem öfteren Auftreten derselben noch immer zu steigen. Es würde mich sehr freuen, wenn sie nach Ischl käme, wo ich sie trotz meines schlechten Beines herum geleiten würde.

Ueber meine Reiseplane für den Herbst kann ich vorerst noch nichts Bestimmtes mittheilen; das Alles hängt von meiner Hüfte ab. Die Nachrichten von Reinbecks waren bisher etwas beunruhigend. Der alte Herr klagt über häufige Wiederkehr seiner Kolikbeschwerden, was immer bei seinem hohen unsicheren Alter leider sehr bedrohlich scheint.

Die Geige wird wacker gestrichen. Es geht, wie ich glaube, mit jedem Tage vorwärts. Die Eingangsakkorde der großen Sonate bring' ich bereits völlig rein heraus. Wenn ich nur schon wieder mit Dir spielen,

rauchen, plaudern und Kaffee trinken könnte! Lebe wohl und schreibe bald. Ich umarme Dich herzlich. Dein treuer Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Ischl, 18. Juli 1841.

Mein geliebter Bruder!

Die Briefe kommen selten, aber von Herzen. Ich sitze wieder in den schönen Bergen; sitze, denn ich habe ein krankes Bein. Da hat sich so ein Dämon von Gicht in das linke Hüftgelenk geworfen, und behauptet seinen Platz, allen Bädern zum Trotz.

Wenns nicht bald besser wird, verlasse ich Ischl und wandere nach Fusch bei Gastein, und trinke dort täglich zwanzig Seidel von dem gichtbesiegenden Quell.

Deine Gedichte sind schön gedruckt. Ich habe ein Exemplar an Emilie und eins an Karl Mayer abgegeben, zehn Exemplare für Dich mitgenommen. Schleifer hab' ich noch nicht gesehen, da ich von München über Salzburg reiste. Soll ich ihm nicht auch ein Exemplar schicken? Doch das versteht sich von selbst, ich hätte es bereits thun sollen.

Von meinen Gedichten, den sämmtlichen, wird gegenwärtig bei Cotta eine sehr elegante Taschenausgabe gedruckt. Moritz Schwind liefert zwei Zeichnungen zu verzierenden Stahlstichen.

So bald sich mir eine Gelegenheit bietet, schicke ich Dir Deine Gedichte. Nun werden sich bald die Recensenten regen. Der Eindruck des ganzen Buches kann nach meiner Ueberzeugung nur auf die Bosheit ein ungünstiger seyn; doch da die Bosheit und die Dummheit durch unsere deutschen kritischen Journale, wenige ausgenommen, treulich Hand in Hand gehen, so magst Du Dich, theurer Freund, immerhin mit einer harpunendichten Panzerhaut überziehen.

Grüße mir meine innigst geliebte Schwester Therese. Wie lebt sie? wo lebt sie? Schreibe mir recht bald hieher, denn ich ziehe wahrscheinlich nach Fusch. Wenn Du nur einmal mit Weib und Kind, mit Sack und Pack in unsere Gebirge kämest! Es ist lange her, daß wir eine schöne

Gegend zusammen gesehen haben. Neuberg war die letzte. Hast Du keine Staubferienreise vor?

Leb' wohl, geliebter Bruder! Ich umarme Dich und Theresen und eure Kinder herzlich. Dein treuer Niembsch.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Lend, 30. Juli 1841.

Liebe Sophie!

Gestern sind wir nach einer hübschen Fahrt zur Gosauschmiede und einem Eierspeisfrühstück daselbst, sodann nach Auf- und Abkletterung der Zwieselalpe, wo die Aussicht überaus herrlich war, und endlich nach einer Fahrt durch das hübsche Annaberg und Martinsthal, Abends neun Uhr in Hüttau angekommen. Die Aussicht von der Zwieselalpe machte für mich den Tag aus, doch mußte ich diesen Genuß mit Schmerzen an meinem linken Bein erkaufen, alles Uebrige war leidlicher Beschaffenheit, und nicht erheblich genug, als daß ich es schriftlich recapituliren möchte. Heute plätscherte uns beim Erwachen so ein rechter Gebirgsregen entgegen. Wir fuhren aber dessen ungeachtet weiter, und langten zu Mittag hier an. Nach Tisch wollten E. und Ernstl einen Spaziergang zur Klamm machen; ich wollte allein seyn und blieb zu Hause. Morgen früh setzen wir den Weg nach Fusch fort. Ich bin recht froh, daß ich den Ernst mithabe. Er ist ein lieber guter Junge. Wenn ich nur schon Fusch gesehen hätte und wieder bei Ihnen und der lieben Rosalie wäre!

Das Wetter scheint diesen Abend besser zu werden. N. wird heute hier erwartet, und ihm will ich diesen Brief mitgeben.

Die Gebirge von Fusch sollen durch starken Schnee unersteiglich geworden seyn. Mit fünf Tagen wird also die Reise beschlossen seyn können. Meine Laune ist übel zugerichtet. Leben Sie wohl, theure Sophie! Herzlich grüße ich mein liebes Roserl und die Kinder. Ihr Niembsch.

Die Rückkunft nach Ischl erfolgte am 5. August 1841.

Niembsch an Emilie.

Ischl, 27. August 1841.

Meine Alpenwanderungen sind nunmehr geschlossen. Der Ausflug nach dem Pinzgau, und namentlich nach dem herrlichen Thal von Fusch war ein sehr lohnender. Schönen Dank für die Erinnerung an meinen Geburtstag. Er hat mir das vierzigste Jahr eröffnet. Wenn Rückert recht hat, daß mit vierzig Jahren die Höh' erklommen sey, so bin ich mit meiner Culmination nicht zufrieden, und ich trete meine Reise nach Thal verdrossen und traurig an. Ich war eben nicht fleißig genug und der Abend überrascht mich mitten unter meinen Wünschen, Entwürfen und Halbheiten. Sey es drum! Es herrscht in der Natur wie in der Menschengeschichte keine rechte Wirthschaft; wird vieles vergeudet und weggeworfen. Mein Gichtleiden hat sich merklich gebessert; doch der böse Funke, nur unter Asche schlummernd, bricht von Zeit zu Zeit wieder hervor. Noch immer, trotz aller Gebirgsluft, trag' ich die Nachübel meines Scharlachs in mir herum. Das größte davon ist eine totale Verstimmung, ein Unmuth, vor dem Gott jeden Christen und Heiden bewahre. In Stuttgart sogar, während meiner Krankheit, war meine Seelenstimmung eine frohere.

Einen sprechenden Beweis dieser heillosen Stimmung lieferte Niembsch damit, daß er am 6. September plötzlich von Ischl wienwärts nach Gmunden davon fuhr, woselbst er aber, den hastigen Fluchtversuch bereuend und aufgebend, stracks wieder um- und am 7. nach Ischl zurückkehrte. Der kleine Trutschi sah vom Fenster herab in der Gasse ihn anlangen, und rief freudig den Andern im Zimmer zu: „Der Niembsch, der Niembsch kommt!" Die Andern glaubten es aber dem Kinde nicht, und beeilten sich nicht ans Fenster zu springen. Als sie darauf doch hinzutraten, war Niembsch schon vorüber, und der Knabe behielt Unrecht; allein bald erhärtete der einlaufende nachstehende Brief dennoch die Wahrheit seiner Worte:

Ischl, den 7. September 1841.

Staunende Freundin!

Liebe Sophie!

Wenn den beiden verehrlichen Auböckshäusern, dem großen wie dem kleinen, schon mein Abreisen närrisch vorkam, so wird ihnen meine

schleunige Umkehr und namentlich das Motiv dazu, vollends toll erscheinen. In vermeintlicher Flucht vor dem Sklavenjubel bin ich eigentlich von dem Regen in die Traufe gerathen, denn in Ebensee wüthete die Huldigung auf das Empörendste. Der viele Aerger, den ich dort, und schlechter Hirschbraten, den ich in Gmunden geschluckt, haben mir die Nacht verdorben, und allerlei böse Träume verursacht. Mir träumte, ich wäre, in Wien angekommen, vom Nervenfieber befallen worden, und das träumte mir mit einer so warnenden überzeugenden Lebhaftigkeit, daß ich in meinem Aberglauben mich zur schleunigen Rückkehr um so eher entschloß, als ich überdieß mein Manuscript in Ischl vergessen, eigentlich in den unrechten Koffer gepackt hatte, ferner noch ein fremdes wunderschönes Hemd, dessen Restituirung an den vielleicht bald abreisenden Eigenthümer mir am Herzen liegt, in meiner Bagage fand, und endlich noch den Schlüssel zur Kürschnerspelunke in meiner Rocktasche entdeckte.

Ich bin also wieder da, schreibe aber erst diesen Brief, weil ich lieber über meine Schrift, als über meine, trotz aller ihrer Absonderlichkeit von mir sehr in Ehren gehaltene Person, die erste Frische des Auslachens ergehen lassen will. Ist einige Beruhigung der löblichen Zwerchfelle eingetreten, so bitte ich mir hievon einen gütigsten Wink zu geben, damit ich den Rest des Spottes, des verhallenden, über mich ergehen lasse, wenn Sie nicht vielleicht meine Gemeinschaft scheuen, als eines Menschen, cui non est sanum sinciput. Niembsch.

Niembsch wurde gleichwohl mit schallendem Gelächter empfangen, in welches er selbst herzlich einstimmte.

Niembsch an Emilie.

Ischl, 24. September 1841.

Mit mir und meiner Stimmung geht es um nichts besser. Ich finde in meinem Leben zu viel Verlornes, Versäumtes und Verfehltes, als daß ich bei meinem angebornen Hange zum Mißmuth nicht immer tiefer hineingerathen sollte. Gegenwärtig bin ich allein, meine ganze Gesellschaft ist fortgezogen. Mit meinem Fuße geht es wohl besser, doch ist mir —

ich glaube von meiner Krankheit — eine ganz fatale Nervenreizbarkeit zurückgeblieben. Schon eine Spazierfahrt macht mir eine schlaflose Nacht. Vielleicht sind es auch die Soolenbäder, die ich hier gebrauche, und die auf manche Naturen ungemein aufregend wirken sollen. Kurz, dießmal bin ich mit Ischl nicht zufrieden.

Niembsch an Evers in Stuttgart.

Ischl, 24. September 1841.

Du warst in der Schweiz und hoffentlich guter Dinge, während ich in Ischl saß und an meinem alten stets wachsenden Unmuth nagte. Mein Körper ist eine pure Niederträchtigkeit; Alles ist störend, aufregend, und was weiß ich, für diesen Lumpen. Kaum daß er Kraft genug aufbringt, um den Fiedelbogen nicht fallen zu lassen; an ein tüchtiges Arbeiten ist bei mir nicht mehr zu denken. Alles stockt und wird bitter, wie die stockenden Bitterkeiten meiner Leber.

Sey nicht unwirsch, lieber Alter, daß ich mich so lange nicht gerührt und Dir nicht geschrieben habe; Alleinseyn thut mir oft so noth, daß ich nicht einmal an einen theuern Freund schreiben mag.

Ischl hat mich dießmal auch nicht frisch gemacht; Partien konnte ich dießmal nur sehr wenige mitmachen, weil mich das Fahren angreift. Brüderchen, ich habe schon den Erdgeruch in der Nase; mir scheint, sie schaufeln mich bald hinunter.

Du kannst die Größe meines Mißvergnügens aus der Antwort ermessen, die ich hier gewöhnlich meinen Freunden gab, wenn sie mich zu einer Lustfahrt einluden: „Lasset mich aus mit diesen Gebirgseseleien!" — Das scheint denn doch schon so ziemlich das letzte Loch meiner Pfeiferei zu seyn. Dazu kamen noch die allerfluchwürdigsten Cigarren, die jemals die Finger eines Schurken gedreht haben, kaiserliche Cigarren, duftend wie angebrannte Weichselzöpfe.

Mein Fuß ist besser, aber meine Nerven sind desto schlechter. Ich glaube mich mit den hiesigen Soolenbädern ruinirt zu haben; auf die unbedeutendste Anstrengung bin ich caput; mein Schlaf ist ein scheues Reh;

mein Appetit launisch wie meine Seele. Leb' wohl! Freund! Grüße deine Mutter und Schwester schönstens. Dein getreuer Niembsch.

So bald ich kann, komm' ich.

Niembsch kehrte bald darauf nach Wien zurück, wo ihm der Winter so still und sachte vorüberschlich, daß eben nichts davon zu vermelden steht, als nur, daß er Anfangs am Mehlmarkt im Casino, jetzt Hotel Munsch Z. 1045 im zweiten Stocke, gegenüber der Kapuzinerkirche, sehr prächtig; die zwei letzten Monate jedoch am Franziskanerplatze 911, der Franziskanerkirche gegenüber, aber mit den Fenstern in die Weihburggasse, im vierten Stocke, sehr anspruchslos wohnte.

Er hatte keine bleibende Stätte auf Erden. Moritz Hartmann, der Dichter, bemerkt von Niembsch: „Er führte in Wien ein Nomadenleben und wohnte bald hier, bald dort, bald in einer einfachen bürgerlichen Stube, bald in einem glänzenden Gemache. Er sagte es selbst, daß er nach einer abgemachten Lebensperiode oder nach Vollendung eines Werkes es nicht mehr in derselben Stube aushalten könnte."

So lange noch die schönen Tage währten, bis in den November hinein, machte er mit seinen gelehrten Freunden Karajan und Wolf kleine Ausgänge in die Umgegend. So z. B. am 4. November, einem Donnerstag, gingen sie um zwei Uhr Nachmittags von der Hofbibliothek aus zum Mittagmahle in eine sehr bescheidene aber gute Kneipe in der Nähe des Schönbrunner Gartens, und bei einbrechender Dunkelheit unter hellen Gesprächen wieder gemüthlich heim. Der immer mehr sich vereinsamende Niembsch bedurfte freundlicher Ansprache.

Niembsch bereitete sich schon Anfangs April 1842 vor, zur Herausgabe seiner endlich, endlich einmal fertig gewordenen Albigenser nach Stuttgart abzugehen. Darnach wollte er einige Monate in Paris zubringen, wozu ihn ein Freund, Professor Romeo Seligmann, mit Einführungsschreiben ausstattete. Aber er kam nach Paris gar nicht und nach Stuttgart erst gegen Ende Mai.

Niembsch an Sophie in Wien.

Linz, 17. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Ein paar Worte nur, in Eile, denn B. ante portas, und wir sind ziemlich spät angekommen, da schlechten Wetters wegen das Schiff einige Stunden anlegen mußte. Schlecht war auch die Kost, das Lager, und überhaupt schlecht die Gesellschaft. Ich bin müde von allem, besonders von der Wehmuth unserer Trennung. Lebt wohl! Ich grüße Max und die Kinder von ganzem Herzen. Bald mehr von München aus. Ihr Niembsch.

Von der dießmaligen Durchreise Lenau's durch Salzburg ward uns durch Emma Niendorf (S. 52) Folgendes aufbewahrt:

Er zog ein Messer hervor: „Das ist vortrefflich, das hab' ich in Salzburg gekauft. Ich ging ganz früh in den Laden. Da fand ich einen jungen Menschen, den Gesellen, und auch ein Mädchen, ein gar nettes hübsches Ding; beide sprachen zusammen, und sie gefiel mir so gut, daß, als sie hinausgegangen war, ich zum Gesellen sagte: „„Die ist gar hübsch, Ihr würdet gut zusammenpassen, Ihr solltet ein Liebespaar abgeben."" — „„Ist schon geschehen!"" erwiederte er so herzvergnügt, daß michs gar sehr freute. Es war des Meisters Tochter. Der Geselle war mit ihr versprochen." Wenn Niembsch sagt: „Das freut mich!" — fügt Emma bei — strahlt es auf in seinem Auge, daß man alles vom Himmel herunterholen möchte, nur damit jener sich freue.

Wie einfach erzählt er, wie packt er nur mit ein paar Worten, stellt alles leibhaftig vor uns hin, seinen Vortrag mit den Blicken vervollständigend.

Niembsch an Sophie.

München, 22. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Kaum hatt' ich in Linz das Briefchen an Sie geschrieben, so kamen auch schon B. und H., um den Abend mit mir zuzubringen. Den Morgen

darauf fuhr ich mit der Eisenbahn bis Lambach, und von dort in Gesellschaft von lauter Bräuern und Wirthen, geplagt von ununterbrochenen Biergesprächen, nach Salzburg. Hatten mich die Bierleute schon gelangweilt und geärgert genug, so thaten es auf dem Wege von Salzburg nach München zwei schweizerische Thierärzte noch weit mehr. Wir fuhren zu dritt mit einem Salzburger Landkutscher. Diese Schweizer waren gute Kerle, aber fürchterlich; ihr Sprechen war entsetzlich. Haben Sie es nie gehört, dieses Heraufwürgen und Herausröcheln von Rachenlauten, das vielmehr ein unartikulirtes Erbrechen, denn ein Sprechen zu nennen ist? Kurz, die Kette unangenehmer Eindrücke riß nicht ab bis München.

Bei der Kürze meines hiesigen Aufenthaltes hab' ich mich auf das Besehen von zwei Kirchen beschränkt. Die Ludwigskirche ist in ihren Bauverhältnissen sehr schön, doch der Ton der inneren Verzierungen schien mir ein zu lustiger, und namentlich mißfiel mir das Altarblatt, mit dem jüngsten Gerichte von Cornelius. Ein unerträgliches Figurengewimmel, alles mit lichtfarbenen breiten Gewändern, wogegen die Köpfe, die meist blonden, kaum irgend abstechen und gleichsam in der Garderobe versinken, erschien mir das Ganze fast wie ein himmlischer Tandelmarkt. Das Bild ist häßlich, was auch die Bewunderer Cornelius zu seinem Lobe posaunen mögen.

Dagegen gefiel mir die Allerheiligenkapelle durchaus. Ein herrliches Werk in allen Beziehungen.

Von Bekannten hab' ich hier Niemand gesehen, als meinen alten Traubenwirth, Gmähle und dessen Hausknecht. Heute Nachmittag reise ich auf der Eisenbahn nach Augsburg, und die Nacht auf dem Eilwagen weiter nach Stuttgart, wo ich morgen bis sechs Uhr Abends eintreffe. Ich wollt', ich wäre schon wieder daheim! Leben Sie wohl, liebes Sopherl; bald schreib' ich wieder. Grüße an Max und alle die Ihrigen. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 28. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Also bin ich wieder in Stuttgart, schier hundert Meilen von Euch entfernt, und dießmal noch in einer Angelegenheit, die mich in ihren

Folgen der Heimath vielleicht entfremden wird. Das ist die Rücksicht, die mich in Beendigung meiner letzten Arbeit und im Betriebe ihrer Veröffentlichung so lau und fast schüchtern seyn ließ; nur die Hoffnung, daß der an die Wand gemalte Teufel dießmal doch nicht kommen werde, gibt mir noch Stimmung und nöthigen Eifer zu meinem Geschäfte. Ich habe die Wünsche meines Lebens in einen engen Raum zusammengeschlossen. Einem Volke, das auf ganz andere Dinge als Poesie zu horchen hat, mit meinen Liedern im Ohr zu liegen, erscheint mir mehr und mehr als chimärisches Treiben, und könnte mich für einen großen Verlust im Leben nicht entschädigen. Mit meiner Gesundheit bin ich zufrieden. Reinbecks und Hartmanns sind über mein Hierseyn sehr erfreut. Graf Alexander sitzt auf Serach mit zweien seiner Kinder, die übrigen mit der Mutter sind in Florenz geblieben. Ihn hab' ich noch nicht gesehen. Evers ist wieder hier. Ueber meine weiteren Sommerplane hab' ich noch nichts bestimmt. Ich danke Ihnen, liebe Sophie, für Ihre Bemühungen zum Geigenmacher Schmid. Er soll den alten schlechten Scherben von Geige haben, jedoch ohne Bogen. Tausend Grüße an Freund Max und die Kinder. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 5. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Kaum kann ich aus dem Gedränge von Visiten herausathmen, mit dem ich heute zu kämpfen hatte. Die Klinke meiner Thür ist den ganzen lieben Tag nicht kalt geworden von einer Hand nach der andern. Ich soll Ihnen schreiben, wie es mit meinen Stimmungen und Planen steht? Meine Stimmungen sind ein beständiges Streben, wieder zu einer tüchtigen Arbeit zu kommen. Es ist mir wenigstens gelungen, zwei größere Arbeiten zugleich zu beginnen und in jeder sind bereits einige hundert Verse gemacht worden. Mit dem Druck ist begonnen worden.

Baron Münch ist hier, doch nur auf einige Tage.

Gesellschaften besuche ich keine, Einladungen zu Tische acceptire ich keine. Der Strom der Visiten wird mit dem heutigen Schwall wohl

abgelaufen seyn und dann hindert mich nichts mehr am rüstigen Fortschreiten in meinen Arbeiten. Daß Sie nach dem Gebrauche von Karlsbad nicht nach Baden [1] ziehen werden, ist Schade. Sie werden doch nicht in der Stadt bleiben? Leben Sie wohl, liebe Sophie! An Max, dem ich mit Nächstem schreiben werde, viel Schönes, auch den Kindern und dem Hause Ihrer Eltern. Ich muß schließen. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 12. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Unerträgliche Hitze! schlechtester Humor! Wieder einmal der bekannte fressende Unmuth, nagend an Leib und Seele. Als mir gestern bei Tisch die Aeußerung entfuhr, daß mirs ekle vor allem um und um, wohin ich nur schauen möge, frug mich Reinbeck mit freundlichem Entsetzen: ob er denn auch zu den Gegenständen meines Ekels gehöre? Hypochondrie und Gemüthsschäden.

Sie fragen nach den Trauerspielstoffen? So wie sie vorliegen, sind es keine solchen; die Hauptsache müßte erst hineinerfunden werden. Wann reisen Sie nach Karlsbad? Wann kommen Sie wieder zurück? Und wo werden Sie dann wohnen? An ein dolce far niente [2] ist jetzt bei mir nicht zu denken. Hätte ich auch sonst nichts zu thun, als meine Last von Unmuth zu tragen, es wäre genug; ich werde aber auch noch anders gedruckt. Sonderbar, wie wenig Freude ich daran habe! Cotta verspricht sich glänzende Erfolge; die Buchhändler warten mit Begierde auf mein neues Buch, wie Cotta mir sagte; doch mich kann nichts locken und reizen mehr in der Welt; ist's halt nichts!

Mein Zimmer ist gegenwärtig ein Backofen zu nennen; läßt die Hitze nicht nach, so verlasse ich es.

Mit der dramatischen Poesie ist's auch nichts. Unsere jetzige Poesie ist ihrem innersten Wesen nach eine lyrische; alles Andere ist ein Gerede

[1] Bei Wien.

[2] Seitdem Wieland so schrieb, anstatt „dolce non far niente," fehlen alle andern Deutschen es ihm glücklich nach.

von außen her, wenn auch Zuhörer genug sich einfinden. Hat denn die dramatische Poesie auch Organe in unserer Zeit? Schwebt sie nicht, wie ein Gespenst, mit bloßem Scheinleib über unsere Bretter? Wen es freut, der mag seine laterna magica immerhin anzünden! Ich habe den Gedanken wieder auf lange hinausgeschoben. Halms neuestes Stück hat nur so viel Wirksames, als es Lyrisches hat.

Leben Sie wohl, liebe, theure Sophie!

Wenn ich mich noch auf irgend was freuen kann, so ist's auf unser Wiedersehen.

Grüße den lieben Kindern. Niembsch.

Wie Niendorf S. 59 erwähnt, wurde damals „Königin Hedwig von Polen" als Stoff für ein Trauerspiel ins Auge gefaßt, aber bald bei Seite gelegt.

Uebrigens habe Niembsch öfter davon gesprochen, wie er sich in spätern Jahren, wenn die Seele aufgehört habe zu blühen, in philosophische Arbeiten zu concentriren gedächte und vielleicht für das Alter geschichtliche Werke vorbehalten wollte. Er seufzte damals einmal: „Unsere Zeit ist nichts für Poesie, nur Politik gilt. Was bin ich? Ich bin ein Stein, der auf einer öden Heide liegt."

Stuttgart, den 16. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Ich danke Ihnen für den kleinen und liebenswürdigen Brummer; hör' ich doch aus dem zänkischen Geräusch den wohlklingenden Sinn heraus, daß Ihnen meine Briefe werth sind. Reisen Sie glücklich, liebe Sophie; möge die Natur ihre besten Heilkräfte für Ihr theures Leben aufbieten. Es ist noch niemand von innigeren Wünschen nach Karlsbad begleitet worden, als die meinigen sind, die ich für Sie der Natur ans Herz legen möchte. Oeffnen Sie Ihr Ohr den Aerzten, Ihr Herz der Heiterkeit und Ihr ganzes Leben den wohlthätigen Einflüssen des Himmels und der Erde. Amen, Amen, liebe, herrliche, seltene Frau!

Ich lebe hier ein sehr stilles, eintöniges Leben. Meine Geschäfte,

mit deren Abschluß ich bei Cotta zufrieden seyn kann, indem mir der Großmüthige sogar freiwillig mehr anbot, als ich verlangt hatte, rücken zwar nicht sehr rasch, aber stetig weiter. In drei bis vier Wochen hoffe ich damit fertig zu seyn. Hinsichtlich meiner weitern Reiseplane wird Max wohl Recht behalten, daß solche nicht weit über Stuttgart hinaus reichen dürften. Mit der Gesundheit geht es, der großen Hitze ungeachtet, bis jetzt ganz gut.

Zur Neuigkeit melde ich Ihnen die bevorstehende Verheirathung der Gräfin Marie an Herrn v. Taubenheim. Er hat sieben Jahre um sie gedient.

Sagen Sie Max, es wäre schön, wenn ich seine mystischen Worte von einem baldigen Wiedersehen recht verstanden hätte, und ich mit ihm eine Rundreise zu meinen Freunden in Schwaben thun könnte. Sein Brieflein aber, sine die et consule, sine „Salve!“ und „Vale!“ war so kurz und dunkel, daß ich mich auch irren könnte. Leben Sie wohl, liebe Sophie, auf ein glückliches Wiedersehen! Grüße an die Ihrigen. Ihr Niembsch.

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, Juni 1842.

Geliebter Freund!

Ich kann meine eben unter der Presse befindlichen Albigenser, an denen ich hier und dort noch immer ein wenig zu feilen finde, und meine Gedanken jetzt ganz kleben habe, nicht verlassen, auch nicht auf einen Tag, so lieb es mir wäre, Uhland mit Dir zu besuchen. Doch dieß geb' ich darum für ein späteres mal nicht auf. Bringe dem theuren Manne meine herzlichsten Grüße. Vor meiner Abreise aus Württemberg seh' ich ihn gewiß. Schurz küßt Dich brüderlich. Dein Niembsch.

Grüße an Deine Lieben.

Niembsch und Mayer waren übrigens (laut des Letzteren Buch S. 182) schon am 7. Juni 1842 im Garten des Neustädter Bades beisammen, wo sie mit den Hartmann'schen bei einem Mittagsmahle die silberne Hochzeit

Reinbecks mit seiner zweiten Gattin Emilie feierten, der das gleiche Fest früher mit seiner ersten Gattin auch schon begangen hatte.

Es war ein Zeichen gutmüthigen Humors, daß Niembsch späterhin bei Ueberreichung eines eleganten Exemplars seiner Albigenser zu Mayer sagte: „Dir hab' ich das Buch einbinden lassen, weil Du so viele Kinder hast."

Niembsch an Sophie in Karlsbad.

Stuttgart, 28. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Vor allen Dingen muß ich Sie in Karlsbad begrüßen und bitten um eine gewissenhafte genaue Erfüllung Ihres Versprechens, sich die Kur recht angelegen seyn zu lassen. Sie sind ja unter Anderem auch eine gute Wirthin, und sollen daher schon aus ökonomischen Gründen dahin trachten, daß die Badekosten nicht vergeblich aufgewendet werden. Ich setze, wie Sie sehen, Alles in Bewegung, und rücke gegen Ihre bekannte Sorglosigkeit (in Beziehung auf Ihre Gesundheit) selbst mit solchen Gründen zu Felde, die mir sonst nicht leicht in den Sinn kommen.

Mit dem Arbeiten geht es so einigermaßen. Die Albigenser nehmen noch immer hier und dort meine Feile in Anspruch; doch ist außerdem noch einiges Andere entstanden. In drei Wochen hoffe ich hier fertig zu seyn; dann besuch' ich noch Uhland und Kerner, und dann — hier liegt ein Schleier auch für mich selbst. So weit ich aber den Lauf der Welt und den meinigen kenne, glaube ich sagen zu können, daß hinter dem Schleier was Himmlisches steckt.

Münch hat hier wohlgefallen. — Ich spiele täglich auf meiner Alten, und es geht mit meinem Spiele auch immer etwas vorwärts. Heute war ich von einem ausgezeichneten Virtuosen Namens Keller besucht, und keck genug, ihm eine halbe Stunde lang vorzufiedeln. Mein Spiel machte zu meiner Verwunderung Eindruck auf ihn und er brach aus in die Exclamation: Herr Jesus, was wäre aus Ihnen geworden, wenn Sie die Geige zum Fach genommen hätten! Wie viel Ton! Ja, etwas Großartiges! — Das freut mich mehr, als wenn meine Albigenser gefallen.

— Dermaleinst werd' ich doch noch ein Beethoven'sches Quartett gut spielen, etwa in einem Jahre.

Otto Prechtler ist hier mit dem Componisten Füchs aus Wien. Die Oesterreicher Poeten kommen gerne nach Stuttgart, weil sie seit meinem Erfolge glauben, daß hier die Lorbeern für sie wachsen.

Von meinen Albigensern werden Sie freilich auch ein Exemplar bekommen, denn ich bin es ja gewohnt, mich Ihnen mit allen meinen Arten und Unarten zu geben. Auf einer mittleren Stufe der Achtung und Neigung gibt man sich in gewählter Toilette des Körpers und der Seele; auf der höchsten aber in jedem Aufzuge. Grüßen Sie mir die liebe Rosalie und Ihre Kinder. Ihr Niembsch.

Stuttgart, 6. Juli 1842.

Liebe Sophie!

Ich bin in diesem Augenblick nicht im Stande, Ihnen auf Ihren letzten Brief zu antworten, wie ich es gerne möchte. Meine Geschäfte umsummen mich wie ein Mückenschwarm. Mit den Albigensern geht es nun rasch vorwärts.

Ich habe noch Vieles daran zu bessern gefunden; erst wenn es Ernst wird und meine Worte in die Welt hinaus müssen, pfleg' ich sie scharf und ganz genau zu mustern, wobei mir dießmal vieles aufstieß, was anders werden mußte.

Ihr theurer Brief ist mir in meine gegenwärtige Lebensdürre wie ein süßer Frühlingsregen hereingekommen und hat mich wahrhaft erquickt und mehr als das.

Meine Reiseplane werde ich nächstens eröffnen.

Meine Briefe sollen Ihnen nicht zum Maße meines Herzens dienen. Ein Blatt, und vielleicht das schlechteste aus einem ganzen immergrünen Walde, ist ein jeder Brief, den Sie von mir erhalten; auch der beste und willkommenste ist nicht mehr.

Ich lebe hier einsam, obgleich Wangenheim und seine Tochter im Hause sind. — Fast den ganzen Tag bin ich arbeitend auf meinem Zimmer, selbst die Geige wird verkürzt. Ich schreibe Ihnen noch in dieser

Woche mit mehr Ruhe. Gott lasse Ihnen Karlsbad gedeihen! Das ist mein Wunsch vor jedem andern. — Leben Sie wohl, liebes Sopherl! Ihr Niembsch.

Niembsch an Ferdinand Wolf in Wien.

Stuttgart, 11. Juli 1842.

Verehrtester Freund!

Ich erlaube mir, Ihnen den Ueberbringer dieser Zeilen, Herrn Dr. Scherer aus Stuttgart, als einen talentvollen Literaten, der zu seinen historischen Arbeiten unsere Hofbibliothek zu benützen wünscht, auf das Angelegentlichste zu empfehlen.

Münch ist hier gewesen und hat um so günstigere Eindrücke zurückgelassen, als alle die irrigen Vorstellungen von diplomatischer Gemessenheit und aristokratischer Vornehmigkeit, mit welchen man seiner persönlichen Bekanntschaft entgegengesehen hatte, in seinem offenen und biederen Wesen eine angenehme Widerlegung fanden.

Ich lebe hier in häuslich freundschaftlicher Einfriedigung still und arbeitsam meine Tage hinunter, nur zuweilen von Hitze, Druckfehlern und einer Gattung großer, schwarzer siestastörender Fliegen geplagt, die mich wie fliegende Baßgeigen umlärmen, und mir schier wie Nachkommen jener summenden Schwärmer auf den provenzalischen Schlachtfeldern erscheinen. Wenn nur nicht von dorther mir auch noch Hornisse kommen! — Das Buch ist beinahe fertig. Der nächste Winter wird, wie ich hoffe, uns wieder in traulichen Abendstunden beisammen finden; die vergangenen sind mir unvergeßlich.

Grüßen Sie mir gefälligst unsern edlen Freund Karajan recht herzlich und behalten Sie mein Andenken, wie das Ihrige als ein theures und lebendiges in meiner Seele besteht.

Ueber meine weitern Reisen habe ich noch nichts beschlossen. Ihr treuer Freund und Verehrer Niembsch.

Niembsch an Sophie in Karlsbad.

Stuttgart, 13. Juli 1842.

Liebe Sophie!

Ihre verdrießlichen Zeilen habe ich gestern erhalten, und sie wurden von mir, da ich mich in der nämlichen Stimmung befinde, als liebe Verwandte ans Herz gedrückt. Ach, liebe Sophie, was soll ich Ihnen denn von meinen Lebensverhältnissen erzählen? Ich besuche fast niemand als etwa Schwab und Pfizer; ich erlebe kaum etwas. Außer meinen altgewohnten freundlichen Hausgenossen gesellten sich seit einigen Tagen noch Wangenheim und seine Tochter, eine Hofdame der Herzogin von Coburg, zu meinem Umgang. Wangenheim ist sehr gesprächig und mittheilend, seine Tochter ein artiges gutes Mädchen. Er hat mir von Rückert erzählt und von dessen dramatischen Arbeiten, auch suchte er mich selbst zu solchen Productionen zu überreden. Ich aber war die ganze Zeit her ausschließend und höchst eifrig mit meinen Albigensern beschäftigt, von denen ich bereits die letzte Revision auf meinem Tische habe. Da die einzelnen Gesänge dieser Dichtung in langen Zwischenräumen und in den verschiedensten Stimmungen entstanden sind, so blieb manches darin unvollständig, abgerissen, unklar, und erst als ich die gedruckte Correctur vor Augen hatte, stieß ich auf die größten Uebelstände, und ich mußte mit dem Aufgebot meiner ganzen Kraft oft bis ein oder zwei in der Nacht arbeiten, um sehr disparate Dinge in einen Zusammenhang, dergleichen ein Buch doch immer haben muß, gleichsam einzurammeln. Davon wird aber die Welt hoffentlich nichts merken, denn, unter uns gesagt, mir steht ein ziemliches Maß von Kunst zu Gebote; meine Abänderungen sind gutgeheilte Beinbrüche. — Trotz der afrikanischen Hitze blieb ich doch so gesund, daß ich bei meiner Arbeit energisch fortmachen konnte. Paris schlag' ich in den Wind, Rügen in den Wind. Im August sehen wir uns wieder. Ich habe auch zählen gelernt. Brauchen Sie das Bad redlich, thun Sie es, liebe Sophie! Morgen besuch' ich Uhland in Tübingen, dann Kerner, Alexander und Karl Mayer. Ich werde ziemlich gleichzeitig mit Ihnen in Wien eintreffen. Grüßen Sie mir Ihre Mutter, Rosalie und die Kinder schönstens, und seyen Sie allerschönstens gegrüßt von Ihrem Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 23. Juli 1842.

Herzgeliebter Bruder!

Reinbeck las mir neulich in Gegenwart des ganzen Hauses und des Ministers v. Wangenheim zu meiner nicht geringen theils Prostitution, theils Freude, Deinen Brief vor, in welchem Du den lieben alten Freund mir als Exekution auf den Hals schickst. Die guten Nachrichten von Dir und den Deinigen fielen wie ein wohlthätiger Regen auf mein dürres und verstocktes Herz; es begann ordentlich darin zu keimen, zu sprossen und zu singen, doch leider noch immer nicht für des Kaltenbrunner Album. Grüße mir denselben schönstens und stelle ihm vor, daß ich mirs ein für allemal zur Norm gemacht habe, mit poetischen Kleinigkeiten nicht mehr in Almanachen aufzutreten und die Kritiker darüber zu provociren. Die Recensenten, wie sie so sind, haben ihre Herzensfreude daran, wenn sie einmal Anlaß finden, ihr Messerlein gegen mich zu wetzen, wenn ich ihnen ein paar wehrlose Liedlein preisgebe; um so mehr ist dieß der Fall, als Almanache gewöhnlich gerade den armseligsten unter den armseligen sogenannten Kritikern zur Beurtheilung zugewiesen werden. Ich habe immer gehofft, es würde mir Stimmung zu einem größeren Alpengedicht kommen, das ich dann gerne ins Album geliefert hätte; doch meine Albigenser haben meine ganze Kraft und Besinnung für sich vindicirt, um ihnen noch die letzte Rundung zu geben, deren sie nach der Gelegenheit des Stoffes und meines Talentes fähig waren. Entschuldige mich, wie Du irgend kannst.

Grüße mir die liebste Tertschi sammt den Kindern auf das Absonderlichalleronkelhafteste. Dir aber zu Deiner nahen guten Aussicht meinen herzlichsten Glückwunsch! Du hast sie redlich verdient. [1]

Vale, fave! In vierzehn Tagen sind die Albigenser fertig. Jacta est alea.

Dein Dich umarmender Bruder Niembsch.

Reinbecks grüßen herzlich und bezeugen ihre Mitfreude an der Besserung der lieben Lori.

---

[1] In eben der Stunde, als ich diesen Brief erhielt, den 18. Juli 1842 um 11 Uhr, gelangte auch meine Ernennung zum Vice-Hofbuchhalter im Münz- und Bergwesen vom Kaiser herunter.

Niembsch an Sophie.

Weinsberg, den 5. August 1842.

Cotta ist von Stuttgart abgereist und hinterließ mir einen Brief, worin er mich beschwor, seine Zurückkunft abzuwarten, indem er noch Vieles mit mir zu besprechen habe. Das hat mich bisher festgehalten. Morgen kommt Cotta zurück, dann reise ich nach Wien. Ihr letzter Brief war mürrisch und verleidete mir alles Schreiben. Es ist auch nichts an dieser Briefsudelei! Lebt wohl! Niembsch.

Hier sey Einiges aus Emma Niendorfs Buch S. 103—149 eingereiht:

Kerner schrieb an dieselbe am 12. Juni 1842 schon: „Niembsch ist ein prosaischer Gesell, daß er in Stuttgart sitzen bleiben kann, und ich halte auf seine Poesie nichts mehr. Sag' es ihm!"

Emilie meldete am 10. Juli an Emma, welche bereits Anfangs Juli zu Kerner gereiset war: „Die Albigenser werden im Laufe dieser Woche die Presse verlassen. Sie haben ihren Dichter bis jetzt so ausschließlich und anhaltend beschäftigt, daß er sonst zu nichts kam, am wenigsten zum Briefschreiben. Kerner soll es ihm verzeihen, ich hab' ihn oft genug gemahnt, nun wird er aber gewiß bald kommen."

Am 16. Juli fuhr Niembsch nach Tübingen zu Uhland, der ihn dringend eingeladen hatte, da er eine große Reise nach dem Norden antreten wollte.

Am 20. Juli Abends endlich kam Niembsch zu Kerner. Dieser hatte schon Morgens erzählt, daß er, was ihm selten geschieht, von Feuer geträumt, und dieß bedeutet in der Symbolik des innern Dichters — Vergnügen. Wie sie so dasaßen, Aug' in Auge, Justinus zu Lenau gebeugt, das war eine Freude zu schauen. „Er ist die Ananas," sagte Kerner. „Das Sanfte und die Wildheit in seinem Gesichte, wie die Ananas!"

Nach Tische sprach man vom Rauchen. „Ich vermöchte keine Zeile zu schreiben ohne meine Pfeife im Munde, erklärte Niembsch. Nur beim Rauchen kommen die Gedanken; es concentrirt. Man glaubt nicht, wie viel gerade auf innerliche Naturen, die sich ins Seelenleben vertiefen, Aeußerlichkeiten Einfluß haben, weit mehr als bei den Durch-

schnittsmenschen. Wenn ich meiner Kappe einen andern Ruck gebe, wenn ich meine Cigarre frisch anzünde, so wirkt das gleich auf mich und gibt mir einen ganz andern Ideengang. Man glaubt nicht, wie man von äußeren Dingen abhängt, und immer mit Gewinn: es erfrischt."

Gelegentlich erwähnte er ein Gedicht, das er einmal gemacht: „Der Teufel an einen Aristokraten," und sagte ein paar kräftige Verse davon her, hinzufügend: „Dieser Aristokratismus, das ist die eingefleischte Vornirtheit. Auch in einem tieferen Sinne, speculativ philosophisch: „Die Menschennatur vermochte nicht den Gedanken ihrer Größe zu fassen und stellte also als Erweiterung des Menschen, als Vervielfältigung, den Adel hin; als höchste Idee den Fürsten, weil sie sich nicht so hoch, nicht zur eignen Bestimmung, nicht zu Gott aufschwingen konnte."

Nach solchen Tischgesprächen gingen sie noch hinaus in die warme, feuchte Nacht. Wie sie so den engen Hohlweg durch die Reben nach der Burg hinschritten, sah Kerner Niembsch an, der bleich im Dunkel schimmerte: „Dein Gesicht glänzt wie Moses."

Am 21. Juli verbrachte man den Nachmittag und einen Theil vom Abend wieder auf der Burg bei den Aeolsharfen. Niembsch stimmte sie vorher lange und mit Geduld; gleich einer Mutter mit ihrem Kinde ging er damit um; und nachher — seine Augen verklärten sich vor Rührung bei ihren Tönen. Er lächelte dankbar, nickte mit dem Haupte.

Noch niemals hatte er diese Harfen so schön gehört. Er, Kerner und Emma saßen stumm da; es war wie ein Gottesdienst oben. Einmal sagte Lenau: „das gäbe ein Requiem."

Abends setzte sich unten Lenau in den Lehnstuhl bei der Ofenecke und hub an gar ungewohnt traulich zu plaudern: „Wien ist mir sehr lieb und bequem, wie ein ausgetretener Stiefel. Die Philisterei an einem kleinen Orte halt' ich nicht aus. Sie ist gewiß dem Dichter noch verderblicher wie die Despotie. Diese reizt ihn auf, jene mergelt ihn aus.

Ich habe etwas Pudelhaftes in meiner Natur; wen ich einmal liebe, zu dem treibt mich's immer wieder; den muß ich immer wieder sehen — das ist die stärkste Fessel! Das hab' ich gefunden: über alle Natur, über alle Kunst geht Menschenwort, das warme, lebendige — und Menschenherz!

Daher begreif' ich auch den Weltumsegler nicht, der Jahre lang von den Seinen fortleben kann. Bei den Aeolsharfen, da ergriff michs so, da glaubt' ich an ein Wiedersehen."

Später sprach er: „Die Albigenser sind das Kühnste, das Großartigste, was ich gemacht habe. Es sind Fresken."

Am 22. Juli um 10 Uhr Morgens holte die Equipage von Baron H. Niembsch, Kerner, Rickele und Emma nach E. ab. Als dort von ländlichem Aufenthalte die Rede war, äußerte Niembsch: „Nichts Landleben für den Dichter! Er bedarf Reibungen, Conflikte!"

Darnach: „Ein Talent ist ein Glück. Man sollte nur lernen lassen, wozu der Trieb treibt. Unsere eklektische Bildung taugt nichts. Von Allem ein Bissen, und wenn man fortgeht, ist der Magen verdorben und öde."

Auch: „Es ist etwas Herrliches, Kinder zu unterrichten. Vorigen Sommer in Ischl war es meine liebste Erholung, einem kleinen Knaben lateinischen Unterricht zu geben. Wo Kinder sind, machen sie's eben lebendig, und wenn sie die größten Dummheiten sagten."

Später wurde der stattlich gewölbte Schloßkeller, so reich gefüllt mit Schätzen der Nachbarhöhen, zu Ehren der Gäste illuminirt. Wie hübsch phantastisch war es da unten! Man pilgerte von Faß zu Faß, kostete von jedem. Niembsch war ganz vergnügt.

Vom Keller ging es durch Hof und Garten in den Pavillon, aus dem man die Ruine von Burg Löwenstein überschaut, zu deren Füßen am einsamen Hange der Friedhof sich hinschmiegt, wo die Seherin von Prevorst schläft unter ihrem goldglitzernden Male. Oben im Kabinet schrieb Niembsch in das Album der Dame, welche ihm die Feder in die Hand gegeben hatte:

„Auf solchem Gang durch einen reichen Keller,
Da schlägt der Puls des Herzens tiefer, schneller.
Auf solchem Gang durch einen grünen Garten,
Da wetzt das Leben aus die alten Scharten."

Abends daheim folgte Lenau's Auge der mit Bewirthung beschäftigten Tochter des Hauses, Emma. „Die schlanke Gestalt der lieblichen Braut!" sagte er. „Ich seh' eine Braut so gern. Das ist eine Zukunft. Ein ganzes Menschenleben in der Knospe, zum Aufbrechen bereit. Und wenn man so ein Kind hat aufwachsen sehen!" Nach einer Weile setzte er hinzu:

„Ich könnte auch Kinder haben, aber die, die ich geliebt, hab' ich nicht heirathen können."

Am 23. Juli Morgens verließ Niembsch Weinsberg. Kerner geleitete ihn nach Heilbronn. Abends war das kleine Schweizerhaus sehr voll, lauter Professoren von dort mit ihren Frauen, darunter auch David Strauß und seine Braut, Agnes Schebest. Kerner theilte mir (Schurz) im Jahre 1850 mit: „Als Niembsch den Savonarola schrieb, vermied er die Bekanntschaft Davids Strauß, Verfassers des Lebens Jesu, der in hiesiger Nähe (in Heilbronn) wohnte. Als er aber die Albigenser schrieb, wünschte er ihn kennen zu lernen; aber dann wollte ihn Strauß, durch den Savonarola empfindlich gemacht, nicht mehr kennen lernen, und so waren sie nicht zusammenzubringen."

Am 2. August klagte Emilie zu Stuttgart in einem Briefe an Emma in Weinsberg: „Niembsch ist seit seiner Rückkehr von Weinsberg immer unwohl; scheint sich in E. den Magen recht gründlich verdorben zu haben, und hat mir in den letzten Tagen ernstliche Sorgen gemacht. Heute geht es ihm zwar wieder etwas besser, doch traut er sich noch nicht zu reisen. Baron Cotta, der ihn gern noch sprechen wollte vor seiner Abreise und inzwischen immer abwesend war, kommt Samstag oder Sonntag (6. oder 7.) hier an, und so lange wird Niembsch noch in unserem Hause verweilen. Kerner schrieb gestern an Julie und äußerte sich in seinem Briefe sehr unzufrieden über eine Stelle in den Albigensern, die er offenbar nicht in ihrem ganzen Zusammenhange las, und sie deßhalb als eine individuelle Glaubensansicht von Niembsch annahm, da sie doch nur eine Albigensische war, von Almerich von Bene aufgestellt. Wir wollten Niembsch den Brief nicht zeigen, und das Mißverständniß gar nicht zur Sprache bringen; allein er sah die befreundete Handschrift, griff ohne anzufragen darnach, las, und fühlte sich, wie ich voraus befürchtete, sehr verletzt dadurch, daß Kerner ihn so mißkennend unter die muthwilligen Zerstörer des Christenthums rechnet."

Nun litt es Niembsch nicht länger in Stuttgart. Als Emma am 4. August nach Sonnenuntergang in die Wohnstube Kerners trat, da

stand Niembsch. Ein Berliner Doktor begleitete ihn. Während er im Schweizerzimmer soupirte, saßen sie um ihn her.

Er war von der besten Laune. „Ich kenne einen Dichter in Wien," sagte er; „wenn ich den frage: „Was machen die Musen?" so antwortet er immer: „Ich lieg' ihnen nicht am Busen!"

Man kam auf Uhland zu reden und auf sein neues Buch über das mittelalterliche Volkslied, aus dem er neulich Lenau in Tübingen vorlas, zu dessen Bewunderung. „Uhland hat sich ganz in Liebe hingegeben an das Mittelalter," sprach er. „So ein Buch ist für unsere Zeit ein Segen. Das klopft einmal wieder an der rechten Thüre, am Herzen. In einer Zeit, wo Alles Abstraction, ist dieß Beschäftigen mit dem alten Volksliede viel werth. Es ist wieder Naturboden. Es ist das Schwerste, Alles so umfassend und prächtig einfach hinzustellen, wie er; man sieht dem Mittelalter bis ins Herz hinein. Und diese Spürkraft, die Uhland hat! Wie der Indianer im Grase, weiß er die leiseste Spur zu finden."

Die Unterhaltung schlüpfte zu den Hegelianern über. „Es ist etwas Großartiges in dieser Negation," erklärte Niembsch. „Es ist der Nord, der die Luft reinigt. Mir bleibt aber eine Philosophie verdächtig, die für die Naturkunde nichts ist, und auch nichts für die Poesie, also nach gar keiner Seite etwas. Wenn ein Hegelianer eine Nachtigall im Gebüsche sieht, die ihren Kropf aufbläht, dann hält er sie für ein Paragraphenzeichen. Ich habe einen geistvollen Hegelianer gesprochen, welcher äußerte: „„Wenn man Alles weg thut, so bleibt in der Welt doch noch ein irrationeller Rest, der nicht zu tilgen ist.""

Lenau schlief wieder in dem Gartenhause, worin er auch früher das Gedicht „Zuflucht" mit dem Beginne:

„Armes Wild im Waldesgrunde"

gemacht, das im II. Bändchen S. 137 vorkommt, und mit dem genau so betitelten des I. Bändchens S. 215 nicht zu verwechseln ist. Ursprünglich war es „An einen jungen Freund" überschrieben, und Theobald Kerner gewidmet, welcher damals noch Gymnasiast war. Es sollte diesem gleichsam eine Mitgabe auf die Universität, in das bewegte Leben hinaus seyn, und zugleich eine Huldigung für die Hausfrau, ein Denkmal für zwei Mütter, für die von Lenau und für das Rickele."

Am 5. August las Kerner aus seines Jugendfreundes Joseph Stoll Gedichten vor; unter andern auch ein Stillleben „Des Müllers Wiederkehr,“ mit Zeilen endend, welche Niembsch als Refrain aufgriff, der fast durch den ganzen Tag nachtönte:

„Zweimal ist kein Traum zu träumen,
Noch Gebrochnes ganz zu leimen.“

Man schlenderte auf die Burg. Die ganze Natur schmachtet vor Dürre. Das Laub fällt von den Aesten. Lenau blieb vor einem der vertrockneten Gebüsche stehen, die sich oben unter Trümmern ausbreiten. „Da seht,“ sagte er, indem er die welken todten Blätter mit seinem Stocke berührte, daß sie raschelten, „da seht, und dann heißt es, die Natur sey liebevoll und schonend! Nein, sie ist grausam, sie hat kein Mitleid. Die Natur ist erbarmungslos!“ rief er mit einer kalten, vorwurfsvollen Schärfe, welche in die Seele schnitt. Es entstand eine Pause der Trostlosigkeit.

Bei Tische erfuhr der Berliner Neckerei, weil er Sympathie zeigte für einen entsprungenen und wieder gefangenen Räuber. „In dem Menschen,“ äußerte Lenau, „streiten sich zwei Gefühle: das moralische und die Freude an Abenteuern, das poetische Interesse. So empfinde ich unwillkürlich immer nebenbei eine Regung von Bedauern, wenn ich höre, daß eine große Feuersbrunst gelöscht ist.“

Es entspann sich mit dem Berliner ein Streit über Preußen und den Süden von Deutschland. Jener behauptete, der Geist gehe von dort aus, wogegen die Anderen einwandten, daß man gerade aus unsern Gegenden die Hauptelemente solcher Macht, die Intelligenzen, die Talente berufen. „Norddeutschland, das von uns empfängt, ist die Frau, Süddeutschland der Mann,“ sagte Niembsch. „Die Buchbindersfrau aus Balingen, mit der wir gestern reisten,“ setzte er hinzu, gegen seinen Gefährten gewendet, „die so eine Liebe zur Poesie schlicht und einfach darlegte (sie recitirte uns unter Anderem „Eginhart und Emma“ von Langbein), und die Frau v. P. in Wien, die einen Salon macht und alle literarischen Notabilitäten einladet, an wahrer Liebe und wahrem Bedürfnisse der Poesie steht sie der armen Buchbindersfrau nach. Berlin ist die Frau v. P., und wir sind die Buchbindersfrau. Schöpferisches Interesse ist in uns mehr. Der Oesterreicher wirft in seinem Leichtsinne

etwas hin, in welchem dann doch der Berliner selbst wieder viel ideales Streben erkennen muß. Sie möchten eine Eierschale zum Luftballon aufblasen. Das geistige Interesse ist größer in Berlin; im Süden überwiegt die Production. Wir wollen den Berliner zu den Slaven rechnen. Das unterscheidet ihn, daß er immer eine arrière pensée behält. Der Germane schüttet sein Herz bis auf den letzten Neigetropfen aus." „Behalten Sie denn gar nichts mehr zurück?" fragte der preußische Doktor. Da machte Niembsch ein sehr schlaues Gesicht: „Ich komme hier nicht in Betracht; ich bin ein Magyare."

Kerner stand bald nachher auf, kehrte aber gleich aus seinem Schreibstüblein mit einem Papierstreifen zurück, auf welchem noch naß die Zeilen zu lesen:

Berlin und Wien.

Kein Körper kann bestehn mit einem Kopf allein,
Es leget Gott in ihn auch stets ein Herz hinein.
Dem deutschen Körper gab zum Kopfe Gott Berlin,
Als Herz doch legt' er Wien, das herzliche, in ihn.

Nach Tisch sagte Lenau sehr gemüthlich zu Justinus: „Man sollte Dir eine Anstellung geben, daß Du so herum reisen könntest oder treiben, was Du wolltest, z. B. ein Geisterconsul." Die Beiden waren so treu und zärtlich zusammen, daß es einem wohl that, wie eine schöne tiefe Melodie. Niembsch lehnte sein Haupt an Kerner. „Wer weiß," sprach jener, „was es für ein Schicksalstraum ist, daß ich noch einmal hab' zu Dir müssen! Ich kann nicht los von Dir. Er hat mich verhext." Jetzt war's, als wölbte sich ein farbenglänzender Friedensbogen über jenem Mißverständnisse. Justinus sagte voll Liebe zum Freunde: „Mein erstes Gedicht soll an Dich seyn, und an mein Glas von Dir![1] Er schnitt Niembsch, ohne daß der es merkte, mit einer großen Papierscheere ein Löckchen ab, und ging triumphirend heimlich damit fort.

In der Nacht spielte Kerner noch einen Abschied auf der Maultrommel, dann fuhren Alle davon.

---

[1] Wenige Tage darnach war es fertig. Es heißt: „Mein Krystallglas, an Nikolaus Lenau," und ist auch bei Niendorf S. 143 zu lesen. In der Miniaturausgabe der Kerner'schen Gedichte von 1847 steht es S. 322.

Die Mißlaune, welche aus Lenau's Briefe oben vom 5. August an Sophie grollt, verließ ihn auch auf dem Wege nach Wien nicht. Emilie schrieb an Emma am 27. August: „Niembsch kam auf seiner Heimreise in der übelsten Stimmung zu uns nach Heidenheim, blieb kaum einen Tag, und gerade den Morgen vor seinem Geburtstag, den wir so gern mit ihm gefeiert hätten (zugleich mit der Genesung des geliebten Vaters), reiste er ab. Er war mißmuthig, schroff und kalt. Dennoch bat ich für ihn um Vergebung, suchte ihn möglichst zu entschuldigen, schrieb ihm aber doch offen und redlich über sein Unrecht, und fand auch in dem Brief, den ich von ihm (in Stuttgart bei der Zurückkunft) antraf, sein Eingeständniß desselben. Indeß muß ich Dir gestehen, meine theure Emma, daß mich oft eine wunderbare Scheu vor allen Berühmtheiten anwandelt, die so groß dastehen vor der Welt. So ist es gewiß aber nicht Stabilität, wenn mein Herz mehr an dem alten Niembsch, als an dem fortgeschrittenen Lenau hängt, an dem ursprünglichen Quell seiner Poesien, dem klaren gebirgshellen, mehr, als an dem namhaften Strom, in den schon so viel fremde Bäche eingemündet haben. Es ist dieß Gleichniß auch weniger auf seine Dichtungen, als auf den Dichter selbst zu beziehen, auf sein Herz, das sich immer mehr dem Alten ab- und Neuem zuwendet."

Niembsch an Emilie.

Wien, 21. November 1842.

Mein Mischka[1] ist fertig und freut sich schon, Ihnen vorgestellt zu werden. Sein Wuchs ist zu groß ausgefallen, als daß ich ihn in einem Briefe unterbringen könnte, daher ich mit der Mittheilung schon noch warten muß. Sein Umfang beträgt nämlich an 300 Verse. Was mich an dieser Dichtung freut, ist, daß sie ganz im Tone meiner ältern ungarischen Lieder gehalten, jugendlich frische Naturmittel, ungealterte und durch meine spekulativen Bockssprünge ungeschwächte Originalität an der Stirne trägt. Fast noch mehr aber freut mich daran, daß mir die Veranlassung dazu durch eines Ihrer schönen Bilder geworden ist.

---

[1] „Mischka an der Marosch."

Niembsch hatte sich dießmal in der großen Schulerstraße, 861, im zweiten Stock, im Durchhause aus der Grünangergasse in die Wollzeile, eingewohnt. Sein Aufenthalt durch den Winter von 1842 auf 1843 ist wieder eine kleine Wüste für uns. Seine von den herrlichsten Blumen umblühten frischen Quellen: seine Briefe — waren wieder versiegt. Es ist fast, als ob er immer eine Art Winterschlaf gemacht hätte. Er besuchte, wie sonst, wieder täglich Neuner, Sophiens Haus und manchmal das ihrer Eltern, und uns in der Vorstadt, dieß aber nur selten, denn er war schon äußerst bequem geworden; das Theater nie, aber öfters Concerte. Uebrigens wurde er immer mürrischer und leutscheuer. Von Begebenheiten sind zwei zu melden: der nach mehrjährigem und unsäglichem Leiden am 26. September 1842 erfolgte Tod unsers väterlichen Freundes Schleifer, der, nur die martervollsten Stunden ausgenommen, doch immer heiter geblieben war. Hier ist der Ort nicht zu einem längeren Nachrufe, den dieser charakterstarke und talentvolle Mann so sehr verdiente. Er mußte sich mühsam durchs Leben fechten und in Dörfern einsam verkümmern. Unter gnädigeren Gestirnen schritte er nicht so weit hinter Lenau, sondern dicht am jüngern Bruder einher, der ihn warm liebte und tief verehrte.

Das zweite Ereigniß war das Jubelfest des berühmten Erzherzogs Karl, Anfangs April 1843. Es vollendete sich das fünfzigste Jahr, seitdem dieser als junger Held das höchste aller kriegerischen Ehrenzeichen, das Maria-Theresienkreuz, auf dem Schlachtfelde erworben. An jenem Tage hielt Kaiser Ferdinand eine glänzende Heerschau in Wien, wobei er das nämliche Maria-Theresien-Großkreuz seinem ruhmwürdigen Oheim Karl anheftete, welches voreinst der unvergeßliche Kaiser Joseph, der Ordensstifterin Sohn, von der eignen Brust genommen und hierauf, ausnahmsweise mit Brillanten überdeckt, dem Eroberer Belgrads, dem Heldengreise Laudon, überreicht hatte.

Zur Verherrlichung jenes Ereignisses veranstaltete auch die Gesellschaft der Wiener Freunde der Tonkunst einen großen Tonwettkampf, der durch ein dichterisches auf den Gefeierten Bezug nehmendes Vorwort eröffnet werden sollte.

Das Weitere erzähle Niembsch selbst durch Emma Niendorf (S. 154): „Niembsch zeigte mir die goldene Medaille, welche er vom Erzherzog Karl

für den Jubiläumsprolog empfing, und die kaum sechs Individuen oder vielmehr gekrönte Häupter erhielten. [1] Sie kam gerade vor der Abreise, ja man bedeutete dem Dichter, diese um eine halbe Stunde zu verschieben, weil noch etwas für ihn anlangen sollte: ein Handschreiben, des Inhalts: daß nur die schnelle Abreise den Erzherzog verhindere, wie er gewünscht hätte, Lenau persönlich das Erinnerungszeichen zu übergeben.

Dieser Prolog, sagte Lenau, ist sehr schnell entstanden. Ich wollte ihn lange nicht übernehmen, weil ich in keiner poetischen Stimmung war. Aber man drängte so und da gab ich nach. Die Idee, mit diesem Concert eine Feier für den Erzherzog zu verbinden, kam erst ganz spät einem der Unternehmer. Ich hatte kaum drei Tage, weil der Schauspieler, der die Dichtung sprach, doch auch noch damit bekannt seyn mußte. Zuerst ging ich, um mich zu inspiriren, auf die Bibliothek und ließ mir die Kriegsberichte aufschlagen, das Aktenmäßige. Zunächst über die Schlacht von Aspern. Das war alles ganz einfach und kurz. Es ergriff mich gleich und ich erkannte, daß diese Schlacht als Hauptmoment dastand. Dann ging ich nach Haus und fing gleich an und war im Zug; in drei Tagen war ich fertig. Dann gingen die Katzbalgereien mit der Censur los. Der Prolog mußte der Censurbehörde übergeben werden. Der Fürst Metternich ließ sich denselben vortragen; er gefiel ihm; nur Eine Stelle war ihm verdächtig: da, wo der Kränkungen Erwähnung geschieht, welche der Erzherzog dulden mußte. Mit einem ganz feinen diplomatischen Bleistift unterstrich mir der Fürst diese Stelle und schickte Jemand zu mir, ich möchte ihm den Gefallen thun und das ändern, worauf ich erwiederte: da diese Stelle meine Gesinnung enthalte, so könne ich sie so wenig streichen und ändern, wie meine Gesinnung. Jetzt ging der Prolog an die Censurbehörde zurück. Die ließen nun die Stelle; bloß Ein Wort darin hatte mir der betreffende Beamte — M.... heißt er — gestrichen mit einer groben Bauernfeder, und statt „bösen Tropfen" „Schmerzenstropfen" darüber geschrieben, worauf ich ihm auf noch derbere Weise sagen ließ:

[1] Erzherzog Karl selbst; dann König Karl Johann XIV. von Schweden; Herzog von Wellington; Ludwig Anton von Bourbon, Graf von Marne; Wilhelm I. König von Württemberg; Wilhelm II. König der Niederlande; Leopold I. König der Belgier; und Karl Albert, König von Sardinien; zusammen acht.

er solle mir meinen Blumengarten nicht beschmutzen. Dann fuhr ich zu ihm. „Das kann sich der Dichter nicht gefallen lassen," sagte ich zu ihm, worauf er entgegnete: „„Ja, es war mir gleich nicht recht, wie ichs hinschrieb."" Er bestand nun auf einer Aenderung, ich blieb aber dabei: „Wenn ich ein Wort ändern soll, so wird der ganze Prolog nicht gesprochen." Ich wußte wohl, daß ich ihnen Trotz bieten durfte, weil denn doch auch der Erzherzog im Hintergrund war, und so errang ich den Sieg über die Censur, der, wie die Verhältnisse dort sind, ein Ereigniß, und auch für die Andern errungen. Es ist unerhört, daß etwas so unverändert gesprochen werden durfte."

Der Wiener Tonkunstfreundeverein ernannte Niembsch unter anerkennendem Dank zum Ehrenmitgliede.

Das Aspernlied erschien zwar mit des Dichters Vorwissen sowohl in der Wiener Zeitschrift als auch in der Augsburger Allgemeinen Zeitung; aber Lenau nahm es niemals in seine Gedichtsammlung auf, daher erst sein Nachlaß es als ein ausgezeichnetes Werk wiedergab. Auch vom erhaltenen bedeutungsschweren Goldehrensolde sprach er nur gegen Vertrautere. So übertrieben mied er auch schon nur den bloßen Schein von lohngieriger Schmeichelei und knechtischer Kriecherei und die Besorgniß, es könnte jenes Heldenlied vielleicht doch hie und da für ein von ihm verpöntes „Fürstenlied" gehalten werden. (S. Nachlaß: „Protest.")[1]

Er hatte seine Reise etwas verschoben, weil im Momente, als er fort wollte, die Milanollos nach Wien kamen, und diese wollte er noch hören. Er hörte sie zuerst in der Probe, wo sie nur vor fünf Personen spielten.

Niembsch an Sophie in Wien.

München, den 29. April 1843.

Liebe Sophie!

Gestern Abend um neun Uhr bin ich nach einer vom übelsten Wetter chicanirten und nur von flüchtigen Mahlzeiten unterbrochenen Fahrt hier

[1] Von den Musikern sagte sogar einmal Niembsch (Niendorf S. 156): sie seyen wie die Hunde, die keinen Augenblick ohne Herren seyn könnten. Jede Linie, die sie schrieben, müßten sie Jemand dediciren.

angekommen, und zwar, wie es scheint, ohne alle nachtheilige Wirkung auf meine Gesundheit. Nur die leidige Erschütterung durch schlechte Wagen auf schlechten Straßen spüre ich noch in allen Gliedern. An den lieben und verehrten Hofrath, Ihren Vater, werde ich schreiben, sobald ich gesammelt und kräftig genug bin, um der Fülle des freudigsten Dankes, die mein Herz bewegt, einigermaßen entsprechende Worte geben zu können. Wie es mir mit allen Empfindungen ergeht, daß sie mir immer lebhafter werden, je weiter ich mich in ihren Gehalt vertiefe, so geschah es auch dießmal, und bis zu einer peinlichen Höhe stieg während des Fahrens mein Unwille, daß ich mit allen Gefühlen der Freude und des Dankes immer weiter fort mußte, statt daß ich damit zu meinem wohlwollenden Freunde geeilt wäre, durch dessen unverkennbare Einwirkung mir eine so hohe Ehre zu Theil geworden.

Einige Tage werde ich in München bleiben, um alles genau zu besehen, was seit einer Reihe von Jahren den schönen Sehenswürdigkeiten dieser Stadt zugewachsen ist; dann gehe ich nach Stuttgart, um dort mein papierenes Glück zu schmieden. Sie sollen oft Nachricht von mir erhalten, liebe Sophie. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald nach Stuttgart, wo ich am 2. Mai eintreffen werde. Grüße an Max und Kinder, Eltern, Geschwister und Schwäger. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 3. Mai 1843.

Liebe Sophie!

In Gesellschaft zweier Damen, welche von Zeit zu Zeit eine Flasche Wein aus der Seitentasche des Eilwagens hervorzogen, und ohne Glas aus dem Kragen der Bouteille tranken, dann des Dr. Buddeus, mit welchem ich in München zufällig zusammengetroffen, bin ich gestern hier angekommen.

Mein erstes Geschäft, nachdem ich gestern noch zu Abend gegessen und auch Nachts ein wenig ausgeruht hatte, war heute, an Ihren Vater zu schreiben. Der Brief an ihn und der gegenwärtige an Sie, liebe Sophie, gehen heute Abends zugleich nach Wien ab.

Wir haben hier im Hause und in der Familie mehrere Kranke. Die arme Julie liegt seit vierzehn Tagen an Gicht krank und ohne Regungsfähigkeit ihrer Glieder; der alte, gute Hartmann leidet an einem bedenklichen Brustleiden; das älteste Stiefkind der Weisser'schen ist dem Tode nahe, und der alte Bediente Hartmanns, der ehrliche, alte Karl, stirbt wahrscheinlich heute noch. Mariette mit ihren Kindern ist auch hier, was mir um so angenehmer ist, als der Anblick aufblühender Jugend inmitten des Verfallenden und Sterbenden ein wohlthuender und entschädigender ist.

Das Wetter ist seit zwei Tagen sehr schön und wird hoffentlich in dieser erwünschten Eigenschaft noch eine Weile andauern. Morgen beginne ich meine Erkundigungen, Verständigungen und Betreibungen bei der Cotta-schen Buchhandlung. Seyen Sie so gütig, Jemand in die Gerold'sche Buchhandlung zu schicken, und das letzte Heft der „Nibelungen," welches von der Cotta'schen Buchhandlung an die Gerold'sche für mich nach Wien gesendet worden, abholen zu lassen und mir bis zu meiner Zurückkunft aufzubewahren. Herr Schirmer bei Gerold weiß um die Sache und hat das Heft zur Beförderung an mich in Händen. Wenn das Wetter mich nicht daran hindert, so denke ich nach dem Schwarzwald aufzubrechen; etwa gegen Ende dieses Monats.

Dingelstedt ist hier vom König als Privatsekretär, Bibliothekar, Vorleser der Prinzessinnen und Gesellschafter der Majestät angestellt worden. Gratulire.

Leben Sie wohl, theure Sophie, mit Freund Max und allen Eurigen, herzlichst gegrüßt von Ihrem Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 11. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Daß Ihr Brief auf einem bäuerischen Tische geschrieben worden, ist ihm nicht anzusehen, wohl aber, daß er bei seiner Entstehung vom Frühlingshauch durchlüftet wurde, denn er ist sehr freundlich, wofür ich Ihnen herzlich danke.

Gerührt hat mich, was Sie mir von Ihrem lieben Vater schreiben,

wie eifrig er sich bemüht habe, mir das schöne, goldene Stück Ehre noch vor meiner Abreise zukommen zu lassen. Ich habe bereits vor acht Tagen an den edlen und wohlwollenden Freund geschrieben. Sie werden indessen meinen Prolog auch in der „Allgemeinen Zeitung" gefunden haben. Aus mehr als einem Grunde hab' ich ihn dahin gegeben. Die Veröffentlichung durch die „Wiener Zeitschrift" schien mir nicht wichtig und solenn genug, und mir war es darum zu thun, daß die Welt selbst sehe, wie ich einen Fürsten besinge.

Ich glaube übrigens, daß eben die Keuschheit meines Lobes es war, was dem Erzherzog an meiner Huldigung zumeist gefiel. Hier in Stuttgart ist man allgemein erfreut, sowohl über das Gedicht, als über die ausgezeichnet ehrende Anerkennung von Seiten des Erzherzogs. Namentlich hat Paul Pfizer sich mit großer Freude darüber geäußert. Der Name des Erzherzogs lebt hier überall in verehrungsvollem Andenken.

Ueber meine Geschäfte kann ich Ihnen Bestimmtes noch nicht mittheilen, weil Cotta's Leute mit dem Resultate der Messe erst von Leipzig zurückerwartet werden. Uebrigens glaubt Cotta selbst an die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage der Albigenser, wie auch meiner Gedichte.

Der alte Bediente ist bereits begraben und der fünfzehnjährige Stiefsohn der Lotte wird morgen begraben werden. Julie liegt noch immer mit regungslosen Füßen im Bette. Hartmann hustet; Emilie ebenfalls. Das Wetter ist seit drei Tagen sehr schlecht.

Die Reiseplane werden sich auf ein bescheidenes Maß zusammenziehen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Leb' wohl, Max, Kinder, und Alle gegrüßt! Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 17. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Ungestörte Gesundheit und eine mir sehr angenehme Zurückgezogenheit gewisser zeittödterischer Bekanntschaften gewähren mir Kraft und Muße vollauf zu anhaltenden Arbeiten; ich bitte Sie also, theure Sophie, alle Besorgnisse in dieser Hinsicht einzustellen. Bereits hab' ich mich in ein Studium,

wie ein Bulldog in seinen Fang, verbissen, und ich gedenke Sie mit den Ergebnissen desselben seiner Zeit zu überraschen. Von meiner Reise her bin ich jetzt gewohnt, täglich früh aufzustehen, und ich will diese heilsame Angewöhnung nicht so bald wieder ablegen. Ich arbeite täglich acht bis zehn Stunden mit großer Intensivität und Leichtigkeit. Ein Spaziergang im Schloßgarten, wo ein Heer von Nachtigallen gegen meinen alten Mißmuth mit klingendem Spiel loszieht, pflegt mich des Abends zu erfrischen; nur ist leider das Wetter so veränderlich und häufig schlecht, daß darüber abermals ein gutes Stück Frühling ungenossen verloren geht. — Mit Cotta hab' ich für's Erste über eine neue Auflage meiner Gedichte in zwei Oktavbänden vertragsmäßig abgeschlossen. Zweitausend Gulden Rheinisch sind als Honorar bedungen. Binnen vierzehn Tagen werden Cotta's Abgesandte von der Leipziger Messe mit den Resultaten betrefflich meiner übrigen Schriften zurückkehren. Sehr wahrscheinlich wird zur Herbstmesse auch von den Albigensern eine neue Auflage veranstaltet werden, und wenn, wie es scheint, auch meine Gedichte im Taschenformat zur Neige gehen, auch von diesen. Dieses muß ich noch hier abwarten; sodann aber werde ich, ohne mich um die Correcturen persönlich zu bekümmern, Stuttgart verlassen. Weitere Beschlüsse sind noch nicht gefaßt. Meine gute Geige vermisse ich allerdings schwer; doch ich vermisse ja noch viel Größeres, und das stoische: Disce carere! werd' ich mir schon mein Lebenlang vorsagen müssen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und geben Sie Ihrem Bruder Karl, der vielleicht schon in Wien ist, den beigeschlossenen Zettel. Die Antwort an meinen lieben Trutsch steht auf der Rückseite dieses Blattes.

Lebt Alle wohl! Niembsch.

Niembsch an seinen lieben Trutsch.

Stuttgart, 17. Mai 1843.

Mein lieber Arthur!

Ich danke Dir herzlich für Deinen schöngeschriebenen Brief und gebe Dir die Versicherung, daß Du mir, so klein Du auch noch bist, einer meiner liebsten Correspondenten bist. Auf meiner Reise ist es mir bis

auf das schlechte Wetter gut ergangen. Neulich habe ich beim kleinen Zöppritz sehr schöne Bleisoldaten gesehen, an welchen besonders die Pferde ausgezeichnet waren. Ich werde Dir eine Schachtel davon mitbringen. Grüße mir Deinen lieben Vater schönstens und sag' ihm, daß ich ihm nächstens schreiben werde; auch den Ernst und die Zoe sollst Du von mir grüßen. Fürchte Dich nicht im Dunkeln, sonst mußt Du Dich Dein ganzes Leben fürchten, denn das ganze Leben ist etwas dunkel. Das soll Dir Deine Mutter erklären.

Ich küsse Dich. Dein Freund Niembsch.

Stuttgart, 24. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Das üble Wetter, das uns hier fortwährend ärgert, und uns den Frühling so zu sagen unterschlagen hat, scheint auch bei Euch sein Unwesen zu treiben, und wenn es dort nicht besser geht als hier, so dürfte der grüne Ofen in Ihrem Zimmer wohl noch lange Ihnen das angenehmste Grün bleiben, woran Sie sich zu erfreuen haben. Meine Absichten auf Rippoldsau sind durch besagtes Wetter sehr zweifelhaft geworden. Man sagt mir allgemein, die Thäler des Schwarzwaldes seyen nur bei anhaltend schönem Wetter genießbar; bei üblem dagegen rauh und gichtbringend. Meine Geschäfte konnten mittlerweile um nichts vorrücken, weil die Leipziger Daten noch nicht da sind. Cotta ist übrigens gegen mich von einer weit über die gewöhnlichen Schranken hinausreichenden Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit.

Heute habe ich bei Schwabs zu Mittag gegessen, wo Spargel mit Spätzle mich nicht vergessen ließen, daß ich in Schwaben bin, woran mich freilich auch der in ächtester Sorte gereichte Dialekt lebhaft erinnerte. Ich habe für Schwab, abgesehen von seinen persönlichen Vorzügen, eine treue Liebe, denn er war meine erste Anerkennung und gewissermaßen mein literarischer Ausgangspunkt, auf den ich immer wieder gerne zurückkomme. Wäre er doch bei seinem Horatio geblieben. Das Pfarramt ist doch ein zu beschäftigendes und ruheloses für ihn. Als er mich heute nach Tisch an sein Fenster führte, das eine sehr hübsche Aussicht auf grüne

Bergeshöhen eröffnet, machte ich ihm die schalkhafte Bemerkung: „Gelt, Alter; Jesus Christus gewährt uns eine schöne Aussicht?" worauf er allerdings mit Würde erwiederte: „„Wenn es nur diese Aussicht wäre, die er mir gibt, so wäre ich nicht da."" — Das war gut; aber mein Sarkasmus ebenfalls.

Meine Studien mit obligatem Frühaufstehen werden lebhaft fortgetrieben, und ich danke meiner Natur, daß sie mir, je älter ich werde, je mehr Kraft und Lust zu anhaltendem Arbeiten gibt. Das hilft über manche Kluft des Lebens hinweg; Schlafen und Arbeiten sind die besten Springstöcke, an denen wir fort- und hinübergleiten.

Nun feiert Ihr bald die Hochzeit der lieben Johanna, und Strichel, der Glückliche, hat nun bald sein ersehntes Glück eingestrichen. Wohl ihnen beiden!

Grüßen Sie mir den lieben Vater herzlich, wenn er wieder kommt; auch Freund Karl und die übrigen Alle!

In meinem nächsten Briefe kann ich Ihnen hoffentlich schon den Tag meiner Abreise von hier angeben. Hat Max den Orden noch nicht erhalten?

Ich sehne mich nach Bergluft und nach stillerer Einsamkeit, um einen Kranz von Gedichten zu flechten, den ich Ihnen bei meiner Heimkehr ans Herz legen möchte. Leben Sie wohl, theure Sophie! Leb' wohl, lieber Max! Ihr Niembsch.

Stuttgart, 31. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Die trübe Stimmung, in der Sie Ihren letzten Brief geschrieben haben, wird hoffentlich nunmehr eben so von selbst vergangen seyn, wie sie Ihnen gekommen war; daher will ich denn auch nicht meine Waffen gegen die bereits flüchtig gewordene gebrauchen, sondern eine heitere an Ihnen begrüßen, und sie bitten, daß sie bleibe und Ihren Briefen eine freundlichere Miene mittheile. In zwei bis drei Tagen wird sich über den weiteren Gang meiner Angelegenheiten Alles entschieden haben. Die Leipziger Sendlinge kommen wahrscheinlich morgen zurück, und ich will dann nicht säumen, mit Cotta ins Klare zu kommen.

Bei Reinbecks ist wieder mehr Sicherheit des Daseyns. Neulich kränkelte zwar der gute alte Hartmann wieder; doch es war nur vorübergehend und er blieb noch in unserer Mitte. Indessen ist er schon so schwach geworden, daß ich ihm nie mehr gute Nacht sagen kann, ohne an die letzte zu denken. Nach Weinsberg werd' ich dießmal nicht reisen. — Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Stuttgart, 8. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Noch immer hab' ich die erwartete Auskunft von der Cotta'schen Buchhandlung nicht erhalten; dieselbe wird erst in einigen Tagen von Leipzig aus brieflich ertheilt werden. O, wie bin ich dieses Harrens und Anliegens müde! Schaffen sollte das einzige Geschäft eines Dichters seyn; wir sind zu hart und gemein gehalten auf Erden. Meine Laune, von deren Vortrefflichkeit Sie mehr wissen, als ich selbst, ist gerade gut genug, um mich bei fleißigem Arbeiten zu erhalten. Ich möchte mich gerne zu Tode arbeiten, wie der Seidenwurm, von welchem Goethe's Tasso beneidend sagt:

Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt!
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
O gäb' ein guter Gott uns auch . . . .

Wir haben heut hier seit langer Zeit den ersten schönen Tag. Regen, Kälte, von seltenen flüchtigen Sonnenblicken unterbrochen, scheinen das Um und Auf dieses schlechten Frühlings zu seyn, und ich kann bei solchen Aussichten mich immer noch nicht entschließen, nach Rippoldsau zu gehen, das bei schlechtem Wetter gar zu düster, naß und kalt seyn soll.

Von Freuden hab' ich Ihnen wenig zu melden. Ein paarmal Beethoven und einige schöne Stunden im Schloßgarten waren so ziemlich meine besten Genüsse. Von Einladungen bin ich gemieden, weil ich jede verbeten habe. Graf Alexander soll in diesen Tagen zurückkommen.

Ihr Vater hat mir einen Brief geschrieben, einen sehr wohlwollenden,

schöngesinnten, herzerfreuenden. Sein darin ausgesprochener Wunsch soll nicht ohne Wirkung bleiben. — Den Neuvermählten wünsche ich nicht Glück, denn das Glück betäubt und verwirrt, und ruft auch nur allzugern sein Gegentheil hervor; aber ich wünsche, daß Ihnen das Leben gerecht seyn möge, und Ihnen überall mit derjenigen Freundlichkeit begegne, deren sie beide würdig sind.

Wenn Freund Fritz [1] noch in Wien ist, so sagen Sie ihm einen guten Gruß von mir. Arthur soll mir auch wieder einmal schreiben. Ich sehe seine kindlichen Schriftzüge gerne, und freue mich, daß er meiner gedenkt. Wie hält sich denn Ernst? — Auch Zoe, das liebe Kind, werde nicht vergessen.

Wenn Rosalie nach Karlsbad reist, so wird sie dort Paul Pfizer sehen können, einen der edelsten gedankenreichsten deutschen Männer. Leider sind auch ihm von dem Ausglühen gediegener metallblanker Gedanken die Schlacken im Unterleibe sitzen geblieben.

Malen Sie mir wieder ein Blümlein auf den Brief. Warum ist das abgekommen? Doch lassen Sie es immerhin, wenn Sie es nicht gerne thun. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ich grüße Max und Ihrer Eltern Haus herzlich. Niembsch.

Niembsch an Sophie.

München, 18. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Seit gestern bin ich hier, um meine verschiedenartigen Angelegenheiten ins Reine zu bringen. Es wurde mir in Stuttgart ein Urgens vom österreichischen Judicium delegatum militare mixtum zugestellt, daß ich binnen vierzehn Tagen mich zu erklären habe, ob ich die mir zugedachten Erbansprüche auf die noch vorliegende Obligation aus der Verlassenschaft meiner Großmutter agnosciren wolle oder nicht. Der Schuldschein [2] ist, wie Sie sich vielleicht erinnern, von K. ausgestellt und bei dessen Insolvenz völlig werthlos; gleichwohl müßte ich im Agnoscirungs-

[1] Sophiens jüngerer Bruder.

[2] Ueber 4300 fl. C.M.

falle 351 Gulden C. M. Aerarialgebühren bezahlen, worauf es eigentlich gemünzt scheint. Da jedoch bei der Sache auch meine Schwester Magdalena betheiligt ist, und meine Erklärung in Einverständlichkeit mit der letzteren abgegeben werden soll, so dürfte die Beendigung dieses lästigen Geschäftes noch einige Schwierigkeiten verursachen und wohl gar meine Gegenwart in Wien erfordern. Schurz ist bereits durch mich von Allem unterrichtet; ich erwarte in diesen Tagen seine Nachrichten.

Ich bin unterdessen nach München gegangen, theils um die brieflichen Mittheilungen zu beschleunigen, theils um, wenn ich nach Wien reisen müßte, schon ein Stück unterwegs zu seyn. Hoffentlich wird Alles durch eine Vollmacht an Schurz abzumachen seyn.

Meine Verlagsnotizen sind noch immer nicht eingelaufen. Die Correcturen meiner Gedichte werden mir indessen hieher nachgesendet, und ich benütze meinen hiesigen Aufenthalt zum Studium der hiesigen Kunstsammlung mit Hülfe einer vortrefflichen Geschichte der Malerei. Seit zwölf Tagen habe ich keinen Brief von Ihnen; was ist die Ursache? Schreiben Sie doch bald, und zwar nach München poste restante.

Ueber meine nächste Zukunft kann ich unter den gegenwärtigen Umständen natürlich nichts entscheiden. Eine neue Auflage der Albigenser könnte mich vielleicht, wenn die Wiener Angelegenheiten abgethan sind, veranlassen, jedoch nur auf kurze Zeit, noch einmal nach Stuttgart zu gehen.

Ich bin verstimmt, so lange ohne Nachricht von Euch zu seyn. Wozu haben Sie denn schreiben gelernt, wenn Sie Ihrem besten Freunde nicht schreiben wollen? Grüße an Alle. Niembsch.

Ebenfalls.

München, 23. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Ich küsse Ihnen Ihre kunstreiche und freundliche Hand für die schöne rothe Thürsteherin Ihres letzten Briefes, die herzinnige Blume, so wie für den ganzen liebenswürdigen, geistreichen, witzigen Inhalt des Schreibens.

Noch sitze ich in München, auf Briefe wartend. Schurz hat mir in

Betreff der dummen Angelegenheit noch nicht geantwortet, auch die Buchhandlung mir die verlangte Auskunft noch immer nicht zukommen lassen. Unterdessen studire ich hier die Pinakothek und treibe meine andern Arbeiten ebenfalls fort. Das Wetter ist über allen Ausdruck elend und niederträchtig. Der erste Band meiner Gedichte ist bis auf zwei Bogen fertig korrigirt. Mit den letzten zwei Bogen verlasse ich München, das mir um so unangenehmer wird, da die Leute bereits anfangen, mich einzuladen, und ich nächstens einer großen Gesellschaft als Futter für die Neugierde vorgereicht werden soll. Ich aber empfehle mich gehorsamst.

Mit Paul Pfizer, der bereits abgereist seyn muß, habe ich aus eigenem Kupplerinstinkt gesprochen. Ich sagte, er werde in Karlsbad diejenige sehen können, für die ich ihn zum Freier bestimmt hätte; was er sehr freundlich lächelnd und mit der Frage aufnahm, wie sie denn hieße? Ich sagte den Namen der Holden, und ich bin überzeugt, er wird ihn behalten, und die Dame wenigstens auskundschaften.

Der nächste Brief wird Ihnen hoffentlich endlich alle Ihre Fragen beantworten können. Bis jetzt weiß ich selbst noch nichts von meinem nächsten Beginnen. Ihr lieber Vater äußerte in seinem freundlichen Briefe an mich den Wunsch: Ich möchte meine weitergreifenden Ideen über den gefeierten Helden, die ich ihm in brieflicher Prosa mitgetheilt hatte, in poetischer Form ausführen. Grüßen Sie Ernst schönstens, so wie auch Zoe und Arthur. Vielleicht sehen wir uns bald wieder. Die lehrreichsten und nützlichsten Beschäftigungen können mich doch nicht vergessen machen, was ich durch meine Entfernung von Wien entbehren muß. Sie haben recht, mich auf die Flüchtigkeit der Zeit zu verweisen. Wenige Menschen kennen mich, noch wenigere lieben mich und sind von mir geliebt, sterblich sind wir Alle, und freilich sollten die Gleichgesinnten sich ehrlich und ungestört in ihre gemeinsame Spanne Zeit theilen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Mit herzlichen Grüßen an Max, an welchen ein Brief bereits geschrieben ist, aber einiger fehlender Zusätze wegen erst demnächst abgehen soll. Adressiren Sie den nächsten Brief nach Stuttgart. Niembsch.

C. A. Schlönbach in Coburg sandte mir gefälligst am 22. September 1850 folgenden Beitrag zur Biographie Lenau's:

„Es war Ende Juni 1843, als ich mit sorglichen Empfehlungen von Freiligrath und Kinkel nach Stuttgart reiste, ein junger, überschwänglicher Poet, dem das liebe Schwabenland mit seinen herrlichen Dichtern die schwellendste Hoffnung gegeben hatte, dort Förderung, ein Asyl und — Verleger zu finden. Ich fand aber und — wie ich später erkannte — verdiente auch höchstens nur freundlich persönliche Theilnahme, ersprießliche Belehrung und liebevolle Thätigkeit für den Augenblick. Besonders wurde mir das alles von Lenau (dem mich der edle Gustav Schwab empfohlen hatte), und zwar mit einer Art und Weise, die mir es an innerem Werthe noch bedeutend erhöhte. In freundlicher Weise ladete er mich auf den 28. Juni zu sich ein in das Haus des Herrn Hofraths v. Reinbeck. Ich gebe hier die Worte wieder, die ich einige Wochen später in der deutschen Chronik in: „Reiseeindrücke eines fahrenden Poeten" über die persönliche Erscheinung des wunderbaren Dichters aussprach. „„Lenau, das tiefe, glühende Gemüth, das sich immer mächtiger emporschwingt (Savonarola, Albigenser), ein kleiner, aber breitgesetzter Mann, mit schon grau werdendem schwarzem Haar und Schnurrbart. Seine Züge sind tief gefurcht, als wenn glühende Leidenschaften und herbe Schmerzen darin gehaust hätten; eingefallen, braun, werden sie von einer starken Nase beschattet, und eine hochgewölbte Stirne hebt sich mächtig über das sonderbare oft unheimliche Blitzen seiner großen schwarzen Augen. Sein Benehmen war (wenn auch auf die Dauer Zutrauen erweckend, und durchaus den edlen Biedermann, das weiche warme Dichtergemüth verrathend) unruhig, oft scharf fixirend. Den weiten Hausrock dann und wann krampfhaft um die Glieder schlagend, rannte er hastig aus einer Zimmerecke in die andere. Es mahnte mich an den Tiger im Käfig, wenn er an den Eisenstangen auf- und niederfährt.""

Mit wahrhaft tragischem Schmerz trat später diese ganze Scene und ihre Schilderung, die nun gleichsam prophetisch geworden war, mir vor die Seele. Gewiß zuckten damals schon dann und wann die Blitze der später hereinbrechenden grausenhaften Vernichtung durch sein Wesen.

Höchst eigenthümlich war es mir, daß der edle Dichter fast ganz

dieselben Worte über meine Lieder sagte, die Kinkel mir schon früher gesagt hatte. „„Diese Lieder kommen mir vor, wie reine, schöne Kinderformen. Mit Rührung ahnet, fühlt man, daß sie sich zu wirklicher Schönheit heranbilden können; aber es sind doch eben nur noch Kinderformen, es ist keine Festigkeit, keine Elasticität darin.““

Ich weiß mir durchaus kein Begegnen zu erinnern, was mich mit so dämonischer und rührender Gewalt erfaßt, als dieses mit Lenau.“

Niembsch an Sophie in Döbling bei Wien.

(Ohne Ort- und Tagangabe. Etwa: Stuttgart, den 3. Juli 1843.)

Obschon von Zahnschmerzen gequält, schreib' ich Ihnen heute wieder; denn es müssen seit meinem letzten Briefe aus München wohl über acht Tage verflossen seyn. Endlich weiß ich, woran ich bin, und hoffe meine Heimreise noch im Laufe dieses Monats antreten zu können. Wenigstens will ich, wenn mein verwünschter Zahn mich nicht daran verhindert, an meinem Geburtstage bei sehr lieben Freunden in Döbling zu Mittag essen. Die Pausen, welche Sie zwischen dem einen und andern Briefe eintreten lassen, scheinen sich mit meiner Abwesenheit zu verlängern, und da meine eigene Schreiblust nicht groß genug ist, um bei einer solchen Erwiederung lange aushalten zu können, so könnte eine längere Entfernung meinerseits bald eine wechselseitige Todtenstille zur Folge haben.

Leben Sie wohl! der Zahn schmerzt höllisch! Grüße an Max.
Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 6. Juli 1843.

Liebe Sophie!

Schön ist die Rose Ihres Briefes, und schön sind die freundlichen Worte, die er bringt. Dank für Beides! Gerne möchte ich Ihnen mit einem hübschen Liede danken, doch die Lieder wollen hier nicht kommen, und ich muß sie schon auf meinem heimischen Boden Oesterreichs aufsuchen,

wo ich einst meine ersten gefunden. In der nächsten Woche werde ich Stuttgart verlassen, etwa den 10. dieses Monats. Zum 13. August will ich, wie gesagt, in Döbling speisen. Mein böser Zahn hat sich wieder beruhigt und wird hoffentlich, auch ohne Ausriß, des Schmerzes ein Ende seyn. Vorgestern erhielt ich einen Brief von einer anonymen Dame aus Rheinpreußen, die meine Albigenser gelesen hat, und mit mir in briefliche Erörterungen religiös-philosophischer Streitfragen zu treten wünscht. Der Brief enthält viel von Bildung und Geist, aber auch des Ueberhirnigen und Verworrenen nicht wenig. Das ist eine indiscrete Person. Ich soll als Dichter einer verkappten Neugierigen ohne weiters meine geheimste Werkstätte öffnen und mir jede Falte des Herzens und Hirnes beschnüffeln lassen! Wie dumm! Den merkwürdigen Brief werde ich Ihnen übrigens mitbringen.[1]

Porbeck ist hier und besucht mich fleißig.[2] Auch ein junger Jude nimmt gegenwärtig meine Theilnahme in Anspruch. Bernhard Birkenthal, Rabbiner aus Galizien, gründlicher Gelehrter der jüdischen und christlichen Theologie, macht eine Reise durch ganz Deutschland in der großen Absicht, das Judenthum überall von innen heraus zu reformiren und dasselbe sittlich und intellektuell, ja sogar auch bürgerlich, der übrigen Menschheit gleichzustellen. Er besitzt eine eminente Beredsamkeit und hat in der That einen Eifer und Nachdruck in seinen Reden, als wäre er von prophetischem Eifer ergriffen.

Leben Sie wohl, theure Sophie! Schreiben Sie mir das Nächste nach Salzburg poste restante; aber, ich bitte, sogleich, damit ich dort einen Brief von Ihnen als schönsten Gruß meiner Heimath vorfinde. Ihr Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 11. Juli 1843.

Geliebter Bruder!

Empfange meinen herzlichsten Dank für Deine nicht geringen Bemühungen in der leidigen Erbschaftsangelegenheit und namentlich für die

[1] Derselbe ist nicht vorfindig.

[2] Gesandter des Großherzogs von Baden.

brüderliche Bereitwilligkeit, mit welcher Du, der ohnehin so vielfach Geplagte, Dich derselben unterzogen hast. Im Anschlusse erhältst Du meine Erklärung an das Judicium delegatum militare mixtum mit einer Bitte, dieselbe mit der nöthigen äußern Aufschrift zu versehen und gefälligst einzureichen.

Deine Nachrichten von unsern Weidlingern haben mich wahrhaft bekümmert, doch hoffe ich, daß unterdessen der Fuß meiner vielgeliebten Resi sich gebessert hat, daß Pepi seine Physiksprüfung ehrenvoll bestanden hat, und daß Resi wie Kathi, das Töchterlein, auch wieder hergestellt sind. Ich komme in der ersten Hälfte Augusts nach Wien und werde nicht versäumen, den Fürsten Schwarzenberg[1] angelegentlichst um seine Verwendung beim Erzbischof von Salzburg zu bitten, damit Toni die Kutte bekommt.

Hinsichtlich der Herausgabe Deiner poetisirten alten Sinnsprüche kann ich Dir bis jetzt kein erfreuliches Resultat mittheilen. Vielleicht ergibt sich noch in der Folge eine bessere Aussicht dafür. Diejenigen, denen ich Proben aus Deinen Heften mitgetheilt, fanden dieselben an Stoff und Form viel zu sehr abweichend vom Geschmacke unserer Tage, als daß ein günstiger Erfolg davon zu erwarten stünde. Doch, wie gesagt, kommt Zeit, kommt Rath und vielleicht auch That.

Lebe wohl, geliebter Freund! Ich freue mich auf unser Wiedersehen und auf unsre dieses Jahr vielleicht ausführbare Gebirgsreise in den Tagen Deiner Staubferien. Dein bis in den Tod getreuer Bruder Niembsch.

Umarme mir meine arme liebe Schwester und Deine Kinder sammt Haus und Hof und jedem Weinstocke, den Gott segne! Reinbecks grüßen schönstens. Mayer hab' ich noch nicht gesehen. Er ist als Gerichtsassessor nach Tübingen transferirt und sehr vergnügt darüber.

Nach dem Verkaufe unseres Hauses zu Kirling im Jahre 1840 hatten wir uns in derselben schönen Gebirgsgegend, aber eine Stunde näher gegen Wien, zu Weidling bei Klosterneuburg, ein artiges, ganz kleines, in einem Weingarten, dem lieblichsten aller Friedhöfe gegenüber stehendes

[1] Friedrich Schwarzenberg, den Schriftsteller.

Häuschen gekauft, worin nun immer Frau und Kinder übersommerten. Meine jüngste Tochter Kathi ist ein Ersatz für meine verlorne älteste gleichen Namens. Mein ältester Sohn Anton wollte damals, zwanzigjährig, gern Mönch werden; aber es fand sich nicht sogleich Gelegenheit dazu, und nun ist er Officier.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 17. Juli 1843.

Wie sehr ein Poet an sinnlichen Zeichen hängt, das sehe ich an der Freude, die mir Ihre Blümlein bringen. Da ist gleich der erste Eindruck des Schreibens ein so freundlicher, daß sich mir jeder Buchstabe in eine Blume verwandelt und ich den Brief durchwandle wie einen schönen, nur leider immer zu kleinen Garten, voll Blüthen des Geistes und Herzens meiner theuren Freundin.

Der noch nicht beendigten Correctur wegen mußte ich meine Abreise hier verschieben. Ich konnte mich nicht entschließen, meine Gedichte der Gefahr häßlicher Verunstaltungen preiszugeben. Da die Oktavausgabe meiner Gedichte bereits gänzlich vergriffen ist, hat es mit dem Wiederabdruck Eile, daher ich mir die Correctur eben so wenig nachsenden lassen konnte, als sie der Buchhandlung allein überlassen. Ich mußte also nolens volens einen Theil der schönen Jahreszeit in Stuttgarts Mauern versitzen. Im Laufe dieser Woche — heute ist Montag — wird das leidige Geschäft beendigt seyn, und reise ich sogleich meiner Wege.

Bis auf den bekannten Krampf im Schlunde [1] bin ich ziemlich gesund.

Neulich hat mich Graf Alexander besucht in Gesellschaft seiner Frau Gemahlin. In meinem Zimmer war ein Rauch zum Ersticken; doch die Gräfin behielt die ruhigste Haltung, die freundlichste Fassung; sie hüstelte nicht einmal.

Man kann eigentlich in Stuttgart viel weniger allein seyn, als in unserem geräuschvollen Wien. In Stuttgart, dem Neste, hör' ich nur zwitschern und pipen, doch stört mich dieß mehr und ist mir lästiger als

[1] Noch von der Halsentzündung zu Weihnachten 1825 her.

das lärmende Toben einer großen Stadt; denn ein solches nähert sich in seiner tumultuarischen Verworrenheit dem wilden Geräusche der Natur.

Der kleine Rabbiner aus Polen, Birkenthal, besucht mich oft und unterhält mich mit seinen reformatorischen Planen zuweilen nicht übel. Doch fehlt es seinen Tendenzen an einer festen philosophischen Grundlage. Ein hitziges Verfolgen der Details mit Außerachtlassung der Hauptpunkte der Diskussion läßt seinen Verstand mir oft wie einen Hühnerhund erscheinen, der, nicht richtig dressirt, in seinem übelverstandenen Eifer Spatzen steht statt Hühner und Hasen. Höchst merkwürdig bleibt mir der Mann indessen immer durch die ideale Haltung seiner ganzen Thätigkeit und die rastlose Aufopferung an fernliegende, wohl unerreichbare Reformen der Judenschaft.

Meine guten, getreuen Hartmanns, Reinbecks müssen mir diese schrecklich öde Kleinresidenz, oder vielmehr Kleinlichkeitsresidenz, erträglich machen; sie thun auch Alles dafür, was Liebe und Sorgfalt vermögen. Schon wieder ist ein norddeutscher Gelehrter hier, C. M., der mir bevorsteht. Meine plötzliche Abreise von München hat dort bei den Literatoren ein mißvergnügtes Murren zurückgelassen. Schon war eine große Gesellschaft vorbereitet, mich zu ehren, als ich davonfuhr. „Laßt's mich aus!" Ich bitte nur um ein bischen Privatleben. Weil die Deutschen kein politisches öffentliches Leben haben, machen sie ihr Privatleben zu einer Carricatur des öffentlichen. Grüße an Max und Alle. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 25. Juli 1843.

Liebe Sophie!

Welch ein ärgerlicher Mißgriff, daß ich Sie bat, mir Ihre Briefe nach Salzburg zu adressiren, und nun so lange in Stuttgart bleiben mußte ohne alle Nachricht von Ihnen. Morgen endlich, nachdem ich Alles hier abgefertigt habe, werde ich meine Heimreise antreten. Nach Salzburg reise ich ohne Aufenthalt, und dann über Ischl, nach einem lang entbehrten Blicke in die Gebirgswelt, nach Wien.

Das Wetter ist hier fortwährend äußerst veränderlich und oft so rauh,

daß es z. B. heute geschneit hat. Und das nennen die Leute die „Hundstage!“ Ja wohl! — Für meinen lieben Trutschi hab' ich eine Schachtel Bleisoldaten gekauft, eine Franzosen-Preußenschlacht, hübsche Pferde und Leute. Ernst und Zoe und Liebmutter Sophie bekommen auch etwas, aber ich sage nicht was.

Daß ich mich auf unser Wiedersehen sehr, sehr freue, versteht sich von selbst.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, herzlichst gegrüßt, wie auch Max und die Kinder, von Ihrem Niembsch.

In Salzburg ein Weiteres.

Dieses Weitere kam nicht.

Ueber das Verhalten Lenau's gegen seine Freunde in Schwaben zu dieser Zeit gibt Emma Niendorfs Buch, S. 156—160, Winke.

Emilie schrieb am 3. Juli an Emma nach Weinsberg: „Unsere Einsamkeit wurde zwar durch die Rückkehr des Freundes etwas versüßt, indeß kennst Du ja seine Art, wie er sich rar macht — da sind wir doch sehr viel, auch Abends, allein. — Graf Alexander war bei Niembsch und brachte, wie es scheint, Alles unter ihnen wieder ins alte Geleise. Niembsch ist heute früh mit Herrn Dr. E.. nach Serach gefahren, und wird wahrscheinlich spät zurückkommen. Dieser ist immer noch stark am Brett.“

Ohne Zweifel ist hier der Dr. Ehrenbaum gemeint, von dem Mayer, S. 185, erwähnt, er sey damals in der Regel Niembschens fast täglicher Besuch gewesen. Sodann am 11. Juli: „Könnt' ich nur auf einige Tage Niembschens äußere Gestalt borgen, wie wollt' ich zu Euch eilen, den guten Justinus zu versöhnen, ihm wohlzuthun mit den lebendigen Worten der wärmsten Liebe und Theilnahme; aber ich bin nur ein armes Ding, dem keine Art von Zauberkraft zu Gebote steht, nicht einmal die der Ueberredung; da kann ich leider gar nichts machen. Ein Brief ist indessen angefangen, der, wie ich hoffe, mit diesem zugleich auf die Post kommt, doch kann ich auch nicht für sein Fertigwerden stehen.“ Er ward es aber wieder nicht. Niembsch behauptete ja öfter: „er reise leichter von Wien nach Stuttgart, als daß er einen Brief schreibe.“

Emilie schloß: „Verzeihet nur dem wunderlichen Freunde die

Versäumnisse, mit welchen er Euch wehgethan hat. Gott weiß, wieviel ich selbst von seinen Eigenheiten schon gelitten habe, und wie gern ich ihn hingebender für seine Freunde machen möchte; aber man muß oft sehr lang an dieses gepanzerte Herz klopfen, ehe er aufthut, und doch ist es gut und edel."

Den 22. Juli: „Bei uns geht es fortwährend ganz leidlich; nun aber will Niembsch uns ernstlich verlassen und da wird die Leere in unserem Hause erst recht fühlbar werden. Du kannst Dir denken, wie schwer mir dieß wieder auf dem Herzen liegt; denn es ist ja nicht die räumliche Trennung allein, die ich dann zu beklagen habe, das Aufhören aller näheren Beziehungen schmeckt eben gar zu bitter nach einem nähern Zusammenleben, das doch wenigstens seine traulichen Momente hatte. Und dann weißt Du ja, wie es meinem armen Herzen zum Bedürfniß geworden ist, unserm Freunde all die Liebe und Sorge zu widmen, die ich einem Kinde geschenkt, wenn der Himmel mir nicht dieß Glück versagt hätte."

Diese Blätter lassen, wie Emma selbst hinzufügt, errathen, daß der Freundschaftshimmel sich schon wieder, und zwar aber auch von gar allen Seiten, mit Wolken überzogen hatte. Emma's eigene kleine Klage bestand darin, daß ihr von Niembsch das Versprechen eines letzten Besuches zum Lebewohl und der Zusendung eines Abdruckes der Albigenser nicht mehr erfüllt worden war. Niembsch hatte kürzlich in einem Briefe mit seiner schroffen Weise — wohl auch nur durch etwas egoistisches Ausweichen auf Klagen Kerners, von welchem er, der Verschlossene, leichter ein einsames Verarbeiten des Schmerzes verlangen konnte — die lindere Amandusseele verletzt, welche sich früh den verwandten Suso zum Lieblinge erkor. Bei Lenau — äußerte Justinus in dieser Zeit — vernichtet die Philosophie noch die Poesie, wie einst bei Uhland, wenigstens für den Augenblick, Politik die Poesie zerstörte. Eine Vorhersagung, die sich — nach Emma's Meinung — in einem gewissen Grade bewahrheitete, wo aber der Dichter gerade daran unterging, daß die Philosophie nicht völlig Meister zu werden vermochte über die Poesie, die Grundbedingung seines Daseyns.

Mit Mayer, der schon im April 1843 seine Stelle in Waiblingen verlassen hatte und als Rath beim K. Gerichtshofe des Schwarzwald-kreises nach Tübingen gezogen war, kam, während dessen Anwesenheit als

Kurgast zu Cannstadt, Niembsch nur einmal im Sommer bei einem Mittagessen im Frösner'schen Bade zusammen. Auch der Maler Louis Mayer war dabei. Alte Heiterkeit, alte Freundschaft beseelte ihre lebhaften Gespräche, und glücklicher als damals war Karl Mayer nie mehr mit dem Freunde gewesen (S. dessen Buch, S. 183).

Niembsch traf Anfangs August in Wien ein, brachte den Herbst bei seinem Freunde Max in Unterdöbling zu im kleinen Lange'schen Hause, und zog dann für den Winter zum Regierungsrath der Polizei-Hofstelle, Noe von Nordberg (Spitalplatz, 1100, Bürgerspital, Hof VII. Stiege XIV), wo seine Fenster im ersten Stocke in den Haushof zunächst dem Kärnthnerthortheater sahen.

Niembsch an Emilie.

Wien, 21. August 1843.

Herzlichen Dank für die Erinnerung an meinen Geburtstag.[1] Ich habe diesen Tag[2] bei meiner Schwester in Weidling zugebracht. Schurz und die Kinder waren alle zugegen. Natürlich wurde auch der lieben Freunde vielfach und innig gedacht. Schurz kredenzte mir eine tüchtige Flasche Weidlinger Wein, eigenen Gewächses, der mir vortrefflich schmeckte. Möchte mir der Rest meines Lebens eben so schmecken! Doch besorge ich, daß die Säure und Herbe immer vorwaltender werden, je tiefer ich auf die Neige meiner Tage hinabkomme. Wir waren bei dem ländlichen Mahle sehr vergnügt, und als ich mir zum Kaffee meine Cigarre anzünden wollte, brachte mir eine meiner Nichten die einzige vorräthige Wachskerze des Hauses, und diese war, wie ich sogleich an der auffallenden Länge und Dünne derselben erkannte, eine Todtenkerze, welche Schurz bei einem Leichenbegängnisse erhalten und getragen hatte. Das war nun freilich bloß ein harmloser Zufall, wirkte aber doch auf mich fast wie ein wehmüthiges Omen.

---

[1] Es war sein letzter gesunder in der Heimath.

[2] Sonntag.

So erhielt Niembsch eine Kirchenkerze, wie er sich deren drei Jahre früher (im Juli 1840) zu Aussee auf seinen Tisch, selbst aus der Kirche, hatte holen wollen, endlich unverlangt in Weidling zum Cigarrenanzünden. Das wehmüthige Omen ging dadurch wirklich treulich in Erfüllung, daß Niembsch sieben Jahre später, nur wenige Schritte von jenem ländlichen Festtische, in den kühlen Grund gebettet worden ist, gerade gegenüber dem Jünglinge — einem jungen Wiener Dichter Namens Theodor Motloch, dessen Vater eine sehr artige Besitzung in Weidling hatte, woselbst der Sohn verschied — bei dessen Bestattung zu Ende August 1842 ich die brennende Todtenkerze trug, woran, fast ein Jahr darauf wiederangezündet, Niembsch seinen todten Glimmstengel belebte.

Niembsch an Emilie.

Wien, 9. September 1843.

Mein gegenwärtiges, sehr eifriges Studium ist das alte Testament, wozu ich mich unaufhaltsam gedrungen fühle und selbst einen großen Theil der Nächte verwende.

Ebenfalls.

Wien, 20. September 1843.

Ein paar Stunden in der Einsamkeit des Waldes verlebt, sind für ein in die Waldgeheimnisse eingeweihtes Herz von unermeßlicher Wohlthätigkeit, wenn ihm in seine schmerzhaftesten, sonst für kein Heilmittel zugänglichen Stellen von unsichtbaren Händen ein heimlicher Balsam geträufelt wird. Auch ich habe in letzter Zeit solche Stunden zugebracht. Leider ist es schon wieder Herbst. Als ich neulich dem Rauschen der Blätter zuhorchte, wollt' es mich bedünken, als rausche der Wald im Herbste ganz anders, als im Frühling, viel rauher und härter. Die Blätter sind dann nicht mehr so weich und beweglich, wie jene des Frühlings, die Aeste starrer, die Lüfte schärfer. Ich wollte, wenn ich in einem Kerker lange gesessen, und in ewigem Dunkel dort jede Zeitrechnung verloren hätte, mit zugebundenen Augen plötzlich in einen Wald versetzt,

aus dem bloßen Rauschen der Bäume erkennen, ob es Frühling wäre oder Herbst.

Ich habe seit meiner Zurückkunft von Stuttgart ein Gartenzimmer in Döbling, in der Nähe der Stadt, bewohnt, und werde nach einigen Tagen mein Winterquartier beziehen, weiß aber noch nicht, in welcher Gegend der Stadt. — „Balduin" ist nicht aufgegeben. Die Studien dazu sind begonnen und werden fleißig betrieben.

Lenau hat damals seinen letzten und vielleicht auch schönsten Liederkranz geflochten: „Waldlieder." Berthold Auerbach berichtet darüber in seinem Aufsatze: „Der letzte Sommer Lenau's" (Deutsches Museum, I. Jahrg., 1. Heft, S. 54): „Ich brauche kaum zu sagen, daß ich auch meine Freude über so wunderbar Vollendetes nicht verhehlte, und als ich da einmal auf die erst vor Kurzem gedichteten „Waldlieder" hinwies, erzählte er mir, wie seltsam er dazu gekommen sey. Seine Schwester wohnte damals auf dem Lande, er ging nun fast täglich hinaus, um sie und die Kinder zu besuchen, und „„fast jedesmal"" — so erzählte er — verirrte ich mich im Walde, dann setzte ich mich unter einen Baum, und da flog mir bald dieses, bald jenes Gedicht zu. Da sind sie nun." Niembsch ging damals einigemal von Döbling über das mit Waldung bedeckte Kahlengebirg, worin sich der Unvertraute allerdings sehr leicht verirren kann, nach Weidling zu seiner Schwester. — Ein Theil der Waldlieder soll auch, nach Sophiens Angabe, in dem oberhalb Grinzing allerliebst lauschenden „Krapfenwaldl" entstanden seyn.

Eben als Lenau diesen Waldbrief an die Freundin auf die Post trug — es dämmerte bereits — begegnete ihm (wie Emma auf S. 164 berichtet) ein Herr am Postgebäude, den er für einen Bekannten, einen Prinz Schwarzenberg, hielt.

Niembsch ging ihm nach und begrüßte ihn, da fand sichs, daß er ein Fremder war. Jener entschuldigte sich, daß er ihn für einen Bekannten gehalten, dem er so ähnlich sehe. „Gewiß für den Prinz Schwarzenberg; man hat mir das schon oft gesagt." Ein Wort gibt das andere, und als der Fremde, ein Herr v. Bayer, Gutsbesitzer, Preuße, erfährt, daß er mit Niembsch spreche, äußert er die größte Freude, ihn kennen zu lernen, und bittet um eine Gunst. Es sey ihm eben ein Sohn geboren worden,

und den möge er, Lenau, aus der Taufe heben. Jener fleht so dringend, daß der Dichter wirklich zusagt, während der Andere in den stürmischen Erguß von Lob und Bewunderung, womit er sein Gesuch rechtfertigen will, immer wieder mitten hineinruft: „Aber halten Sie mich nur für keinen Narren!“ — Die Taufe ging glücklich von Statten; man war sehr heiter, und unter den Gästen befand sich auch jener Fürst Schwarzenberg, der unschuldig die ganze Pathengeschichte angestiftet.

Zu jener Zeit genoß Niembsch auch noch zu guter Letzt des Umganges seines Freundes Auersperg, da dieser erst Anfangs Oktober sich in seinen Thurm am Hart zurückzog.

Niembsch an Emilie.

Wien, den 18. November 1843.

Mir geht es wieder einmal ganz schlecht, was die Stimmung meines Gemüthes betrifft. Ich habe neulich ein Wort im Homer gelesen, das meinen Seelenzustand treffend bezeichnet: *αμφιμελας*, das heißt: ringsum schwarz. Ja, um und um schwarz ist meine Seele, wenn mich der Hypochonder packt, und der packt mich diesen Winter öfter und fester als je.

Ein Dichter kann heutzutage nicht glücklich seyn, denn die Zeit will nichts von ihm. Ein Dichter aber, der überdieß kein Familienleben, ja nicht einmal eine gesicherte Existenz hat und körperlich zur Melancholie im höchsten Grade disponirt ist, wie ich — ein solcher hat Stunden, wo jenes homerische Beiwort auf seine Seele paßt.

Diese letzten paar Zeilen beleuchten wie ein Blitz das ganze nächtliche Geschick Lenau's, und zeigen uns den Weg, der ihn zum Abgrund leitet.

Gleichwohl genoß auch in diesem Winter Niembsch noch manche gar heitere und vergnügte Stunde durch den Umgang mit Wort- und Tondichtern. Unter den ersteren ist vorzüglich Lenau's würdiger Landsmann Karl Beck, zu nennen, von dem ich innig bedauern muß, noch nicht die mir freundlich in Aussicht gestellten anziehenden Beiträge, darunter auch Briefe von Lenau, erlangt zu haben, deren ich mich aber für die Zukunft noch froh getröste; sodann auch der angenehme Dichter Reland, oder auch

von Morajn (v. Löhner), den ich damals besonders häufig bei Niembsch traf in sehr beredsamer Abwicklung mannigfaltiger Stoffe; unter den Tonverständigen sind aber außer dem unglücklichen Becher, mit welchem Niembsch über Kunstfragen ebenfalls sehr viel verkehrte, insbesondere Dessauer, Joseph Fischhof und August Schmid zu erwähnen. Dessauers freundlich versprochene Beiträge entbehre ich noch immer schmerzlich; Fischhofs Andeutungen flocht' und flecht' ich gehörigenorts ein; Schmid aber theilte mir folgenden Auftritt mit:

„Es war an einem trüben Herbstabend, daß ich Lenau vom Neuner nach Hause begleitete. In sein Zimmer eingetreten, bat er mich, ihm einige ungarische Nationalmelodien vorzuspielen. Stumm lehnte sich Lenau in seinen Stuhl, den gesenkten Kopf auf die Hand gestützt, und horchte sinnend zu. Ich mochte wohl schon mehrere Lassan und Frißen [1] gespielt haben, und wollte eben die Geige aus der Hand legen, als Lenau aufstand, wortlos das Instrument ergriff und zu spielen begann. Ich werde diesen Moment nimmer vergessen. Auf den Stuhl hingesunken, horchte ich den magischen Tönen, die aus dem nächtlichen Dunkel (denn es war mittlerweile im Zimmer ganz finster geworden) herausklangen, so zauberhaft und dabei so wehmüthig und tiefergreifend. Ein prophetischer Geist war über den Spieler gekommen und belebte seinen Bogen. Sein eigenes Loos und das Schicksal seines Volkes, damals noch in der Zukunft tief verborgen, malte er in Tönen. Es war ein Bild, das die Seele mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßte und das Herz mit schmerzlicher Rührung erfüllte. In jedem Tone lag der Ausdruck des Schmerzes, der bald in den wehmüthigen Klängen des Lassan, wie in stillem Jammer, fortweinte, bald wieder im raschen Frißen wild aufschrie.

Ich weiß nicht, wie lange Lenau gespielt, plötzlich aber verstummten die Klänge; eine tiefe Todtenstille trat darauf ein. Ich griff mich bis zur Thüre fort, und kam, mir unbewußt wie, mit nassen Wangen auf die Straße. Es war mir, als hätte Lenau die ganze Wucht des Schmerzes, die auf seiner Seele lastete, in seinen Tönen auf die meine gewälzt."

---

[1] Laschan, langsam; frischko, flink!

Möge der gute Geiger Lenau uns hier auch zugleich als guter Geigenkenner vor Augen treten! — Emma Niendorf (S. 111) erzählt aus Weinsberg, den 21. Juli 1842:

„Unten, da wir in die Stube zurückkehrten, holte er seine Geige und spielte — mächtige Töne! Der Baß genau wie Violoncell. Er hat das Instrument um hundert Gulden gekauft, es ist aber vierhundert Gulden werth.[1] Eine echte Cremoneserin; der Verfertiger heißt Joseph Guarnerio. Wie ein Kindersärglein sieht der Kasten aus," bemerkte unser Doktor (Kerner) mehrmals. „Ich werde Ihnen heute bei Tische eine Abhandlung über alte Violinen geben; es ist mein Steckenpferd — beschwichtigte Niembsch unsere Fragen. Eine Guitarre, die kann man aus jeder alten Schachtel machen!" sagte er.

„Zum Geigenbau," begann er lächelnd, als der bezeichnete Augenblick erschienen war, „zum Geigenbau kommen allerlei mechanische und dynamische Bedingungen. Zuerst das Holz; die Violindecke, von der das meiste abhängt, ist von Tannen; Boden und Seiten sind von Ahorn. Dabei beobachteten die alten Meister manches, was man jetzt theils vergaß, theils verlernte. Sie nahmen die Morgenseite des Baumes. Sie wußten, daß je enger die Jahre, die Kreise am Holze sind, je schöner tönte es in der Nähe, und je weniger in der Ferne; je weiter aber die Ringe sind, je mehr trägt der Ton in die Ferne, und klingt nicht so schön in der Nähe. Das Geigenbauen war in Familien erblich, und um nur recht trockenes Holz zu haben, hieben sie die Tanne um, und ließen sie hundert Jahre liegen. So bereitete der Großvater das Holz für den Enkel.

„Doch trockenes Holz hat man jetzt auch noch. Nun sind aber bei dem Baue selbst so subtile Verhältnisse, daß man eigentlich nur durch ein Diviniren der harmonischen Verhältnisse eine gute Geige hervorbringen kann. Das alles aber vermöchte man doch noch zur Noth. Aber das, was die alten Geigen unersetzlich macht, ist etwas ganz Geistiges. Wenn man

[1] Er kaufte es um 300 fl. Conventions-Silbermünze beim Geigenmacher Schmid zu Wien im Bürgerspital, dem er auch laut seines Briefes vom 28. Mai 1842 an Sophie, seine alte Geige überließ. Schmid erklärte zugleich schriftlich, jene Geige jederzeit von Lenau um 300 fl. wieder zurücknehmen zu wollen. Sie ist nun im Besitze von Lenau's Schwester Therese.

eine Geige spielt, vielleicht hundert Jahre, so erhält sie dadurch erst ihre eigenste, höchste Vollendung. Man hat solche alte Violinen geöffnet, und auf dem Boden eine Menge Splitterchen u. d. m. gefunden, welche die Geige aus sich heraus gespielt hat. Alles Fremde, Alles, was nicht zu ihrer Harmonie gehört, nicht hinein in ihre Schwingungen, und die Vollendung stören möchte, stößt die Geige aus. Das ist das Wundersamste, dieser Geist der Harmonie, der in ihr lebt. Deßhalb muß Einer, der eine solche Geige hat, sie auch als etwas Lebendiges betrachten, nicht wie ein Stück Holz. Wenn sie unrecht gespielt wird, dann ist sie hin.

„„Die Menschen, bemerkte Jemand, sollten sich diese Geigen zum Vorbilde nehmen, alles Fremde aus sich herausstoßen, was die Vollendung stört, sich immer mehr harmonisch läutern. Wir sind nur zu oft die schlechten Spieler, welche die Geige hinmachen."" — „Ja, sagte Niembsch mit Begeisterung, was sich nicht schwingen will, muß hinausgearbeitet werden. Hinaus, was nicht klingen will!"

Man fand also, wiederholte er, auf der innern Decke der aufgemachten alten Geigen eine Menge von Atomen. Diese Partikeln stößt die Geige aus, die nicht in das harmonische System ihrer Schwingungen gehören: es sind unreine Fasern, die herausreißen. Man hat, fuhr er fort, durch Aussieden der harzigen Theile das Holz trockner machen wollen. So kam ich einmal zu einem Violinmacher, der vor einem großen Kessel stand. „Was machen Sie denn da?" — „Ich koche Geigen." Der Kessel war voll Violinen.

Später einmal (am 11. April 1844 zu Stuttgart, s. Niendorf S. 167) erzählte Niembsch, wie kürzlich der Geigenmacher in Wien, von welchem er seine Violine gekauft, und der seine Passion für alte Geigen kennt, ihm eine vom Bankier Pereira gebracht habe, welche Tausende werth ist, und die er von seinem Vater geerbt, der ein guter Geiger war, und für einen kleinen Neffen aufhebt, der geigen lernt.

„Diese Geige ist eine Schwester der meinigen, auch von Guarnerio. Es war ein großer Moment, als ich die zwei Geigen nach einander aus ihrem Futteral nahm, und auf jeder dieselbe Passage probirte. Der Ton der meinigen ist lieblicher, klingender; die andere ist heroischer, weiter, großartiger. Sie ist doch um etwas mehr, und dieß Etwas

— das ist ein paar tausend Gulden werth. Als ich darauf spielte, konnte ich mich auch nicht enthalten zu sagen: „Du verfluchte Geige!“

Warum Niembsch die Guitarre, die er früher doch so meisterlich spielte, zuletzt gänzlich bei Seite legte und sich ausschließlich zur Geige wandte, darüber gibt eine Aeußerung von ihm an seinen Jugendfreund Keiller Aufschluß. „Die Guitarre,“ meinte er, „ist zu viel Holz. Sie gibt mir nicht, was ich will; in der Geige aber ist Menschenlaut.“ (Wiener Sonntagsblätter von 1848, Z. 2.)

„Ja,“ rief er einmal (am 25. Juni 1840) zu Stuttgart geringschätzig, „die Engländer wie die Amerikaner sind noch am Guitarrespiel!“ (Niendorf S. 31.)

In gesunden Tagen und noch im Anfange seiner grausen Krankheit pflegte er zu sagen: „Ich hätte mich lieber aufs Geigen als aufs Dichten legen sollen; ich hätte mehr davon gehabt. (Niendorf S. 252.)

Aber zurück nach Wien in das Spätjahr 1843!

Wie selten sich Niembsch auch bewegen ließ, eine ihm noch unbekannte größere Gesellschaft zu besuchen, oder erst gar noch darin von seinen Gedichten vorzulesen, so versagte er sich dennoch nicht einer dießfälligen warmen Einladung meines, wie schon erwähnt, ihm als Beethovenspieler besonders werthen jüngeren Bruders Joseph. Dieser hatte in früherer Zeit in einer der besten Wiener Mädchenerziehungs- und Bildungsanstalten Unterricht ertheilt und war auch noch späterhin mit derselben in freundlicher Berührung geblieben. Dort wünschte man nun schon längst sehnlichst, Niembsch auf einen Abend zu besitzen. Wie gewöhnlich schmuck gekleidet, zumal mit ganz frischen, während des Weges erst gekauften weißen Handschuhen, trat er nun mit uns beiden Schurz in die schon erwartungsvoll harrende Versammlung, unter eine Schaar holder Mädchen, vom Kind bis zur voll erwachsenen Jungfrau hinan, mit den Vorsteherinnen und Lehrerinnen an der Spitze. Zuerst erfreute uns eines der älteren Mädchen, eine Leipzigerin, wie ich glaube, die sich in Wien zur Sängerin vervollkommnete, mit sehr angenehmem Gesange unter Begleitung meines Bruders auf dem Flügel. Sie sang unter Anderem auch „Adelaide“ von Beethoven, mit großer Bewegung, man erkannte es an dem Beben ihrer Stimme, und mit sichtbarem Bestreben, des anwesenden

berühmten Dichters Beifalls nicht ganz ledig zu gehen, was ihr denn auch wirklich gelang. Als endlich Niembsch mit Mund, Blicken und Händen um seiner Muse Gold angefleht wurde, willfahrte er ohne alle Ziererei und Zögerung. Er las heute, so wohl bei Laune war er, ungewöhnlich viel vor, wenn gleich immer noch nicht genug. Er las uns mit seiner schönen Deutlichkeit und Ruhe, Gleichmäßigkeit in Bewegung und Ton, ohne gesteigerte Leidenschaft und Malerei, den recht mildheiteren „guten Gesell," die schauerlich wilde „nächtliche Fahrt," von ihm selbst beinahe für sein bestes Gedicht gehalten, und zuletzt alle seine neun, damals noch ungedruckten „Waldlieder" voll Duft und Balsam. Die Mädchen alle, auch die lebhaftesten und jüngsten, schienen selbst zu Bäumen erstarrt, so regungslos lauschten sie der bisher noch nie, und auch künftig nie mehr gehörten männlich wehmüthigen Stimme des wunderbar ergreifenden Dichters.

Niembsch an Emilie.

Wien, den 24. December 1843.

Mit meiner Gesundheit geht es besser, ja ich kann sagen gut. Eine Reise nach Stuttgart wäre mir zwar in mehr als einer Hinsicht sehr wünschenswerth; doch besorge ich, sie würde, in dieser rauhen Jahreszeit unternommen, mir übel bekommen. Ich darf meinem alternden Körper solche Anstrengungen kaum mehr zumuthen. Weniger gut als mit meiner Gesundheit geht es mit meiner Gemüthsstimmung, und mir kommt es vor, als ob das Organ der Freude in mir vor allen übrigen absterbe. Und doch gebraucht man gerade dieses am nöthigsten, damit die übrigen ihre Dienste nicht umsonst, oder vielmehr nur zum Verdruß leisten.

Wäre doch der leidige Winter schon vorüber! Die Natur kann und wird dann trösten und erheitern. Die lange Trennung von ihr geht mir sehr nahe und vermehrt die Uebelstände in meiner Seele.

Drittes Buch.

Hinab!

Fünfter Abschnitt.

Das „vierschrötige" Jahr.

Niembsch an Emilie.

Wien, den 9. Januar 1844.

Schönen Dank für Ihre freundlichen Wünsche zum neuen Jahre. Ich erwarte von diesem nicht viel Gutes; schon die Zahl 44 ist so vierschrötig, daß ich allerlei Impertinenzen mit Sicherheit entgegensehe.

Also schrieb Niembsch wörtlich, der wahre Vorverkünder. Heißt doch auch Paulus (Tit. 1, 12.) die heidnischen Poeten ausdrücklich Propheten!

Wir haben schon hin und wieder Aeußerungen Lenau's über seine Zurückgezogenheit und Unliebe großer Gesellschaften gelesen.

Hier kommt nun ein Beweis seines öfteren „menschenscheulichen Paroxismus" auch aus Wien an die Reihe. Der sehr beliebte österreichische mundartliche Dichter Franz Stelzhammer erzählt darüber im Wanderer vom 11. Juni 1851 Z. 256:

„Wenn ich nicht irre, so war es im Jahre 1844,[1] als die damals ausgezeichnete Gesellschaft Concordia ihrem allgeschätzten Grillparzer ein Fest bereitete. Wieder, wenn ich nicht irre, war es die Feier seines zweiundfünfzigjährigen Geburtsfestes,[2] die ganz vollzählig besucht war;

[1] Am 15. Jänner.

[2] Das dreiundfünfzigste, da Grillparzer am 15. Jänner 1791 geboren worden ist. (S. Album österreichischer Dichter S. 104 und 97.)

aber ich muß mich corrigiren, sie war es nicht: fehlte doch Einer, und das war Lenau. Man mußte schon befürchtet haben, daß er nicht kommen dürfte, wenn er nicht besonders dazu aufgefordert und eingeladen würde, denn Lenau war bereits zurückgezogen, ja leutscheu geworden. Nun wurde eine förmliche Deputation an ihn abgeordnet, welcher ich, als Einer, den er immer wohl leiden mochte, auch beigesellt war.

Wir sollten ihn, wie wir uns im Vorzimmer schmeichelten, wahrscheinlich bei guter Laune treffen; er geigte innen, daß es eine Lust war zu hören. Wir hörten ihm wirklich einige Augenblicke zu. Endlich klopften wir; ein rauhes „Herein!“ und als wir darinnen waren, ein noch rauherer verfinsterter Mann.

Mir gab er doch wieder annoch die Hand, und sprach dazu auch etwas freundlicher, lichter; von: „Auch — wieder — einmal — anschaun — lassen“ und „was machen?“ und „wie ergehn?“ und hörte dann auch ziemlich geduldig unsere Proclamation an; aber gegen mich sein fahles, stark verfallenes Gesicht wendend, und seine Augen, die fast unheimlich rollten und stachen, um uns kreisen lassend, sagte er endlich: „Thut mir leid; hab' den Grillparzer gern; kann aber doch nicht kommen. Ich fürchte die Leute,“ wandte er sich wieder mehr gegen mich allein, „das heißt, sie sind mir zuwider, vorzüglich in solcher Masse. Entschuldigen Sie mich, meine Herren, bei der ganzen Gesellschaft, die an mich übermäßig Güte und Aufmerksamkeit verschwendet; und den Grillparzer lass' ich herzlich grüßen und beglückwünschen. Adieu, meine Herren, Adieu!“ Durch die kaum zugemachte Thüre drang uns schon wieder der helle Geigenklang nach.“

Wie sehr mußte sich schon die „Leutefurcht“ bei Lenau eingenistet haben, um ihn von der Feier eines so verdienten vaterländischen Dichters und guten edlen Bekannten ferne bleiben zu machen! Daß er aber gleichwohl nicht aller Geselligkeit abgestorben war, ergab sich daraus, daß er auf einem Artillerieballe erschien, wo er sich sehr gut unterhielt. Morgens in aller Frühe kamen die Feuerwerker, luden ihn ein, und hielten ihm eine Rede ins Bett hinein. (Niendorf 174.) Wer hätte auch nur einem Angriffe der Artillerie widerstehen sollen! Auch wohnte Niembsch am 20. Hornung bei uns einer kleinen Vorfeier eines Namenstages bei.

Meine heranwachsenden Kinder hatten sich die Unterhaltung gemacht, im Verein mit Freundinnen und Bekannten ein Lustspielchen von Kotzebue: „Mädchenfreundschaft“ einzuüben. Hiezu ward denn auch Lenau als Zuseher gebeten und er erschien. Meine älteste Tochter hatte dabei zu declamiren. Sie wählte ein Gedicht ihres Oheims, „An die Entfernte,“ ohne daß dieser darum wußte. Als sie nun begann, eine blühende Rose in der Hand:

„Diese Rose pflück' ich hier
In der fremden Ferne;“

lauschte er hoch auf, und wurde ganz roth im Gesichte. Mit gespanntester Aufmerksamkeit und sichtbarem Antheil folgte er dem innigen und sittigen, und eben darum auch ergreifenden Vortrage dieses lieblichsten aller Lenau'schen Lieder, eines Liedes von allen Liedern. Sie überreichte ihm dann wirklich eine duftige Rose. Er empfing sie hochbewegt, ja, vor Ueberraschung und Rührung fast verlegen, und gar keines Wortes mächtig. Zu mir aber äußerte er hernach: die beste Hofschauspielerin hätte das Lied ihm nicht so nach Wunsche sprechen können. Er vermißte späterhin die Rose im Knopfloch, worein er sie gesteckt. Der jungen Leute Tanz, der nach vollendetem Lustspiele begonnen, wurde alsbald unterbrochen und nach der Rose gesucht. Man fand sie glücklich, und er verwahrte sie nun wohl, als er gleich darauf — es war noch nicht Mitternacht — nach seiner einsamen Wohnung in der Stadt schied.

Auch fröhlich gelacht hatte er damals noch über meinen ältesten Sohn, der einen spaßhaften Tanzmeister ihm zur vollsten Genüge gab.

Niembsch an Emilie.

Wien, 16. Februar 1844.

Meine Gesundheit hat sich auffallend gebessert, was besonders in meinem Abendappetit, zuweilen fast bis auf einen beunruhigenden Grad, hervortritt. Vorgestern hab' ich zum Abendmahl eine ganze wohlgemästete Poularde nebst einer Menge Compote und Backwerk im Nu verzehrt, und darauf herrlich geschlafen bis neun Uhr des Morgens.

Um Mitte März erhielt Niembsch von Karl Haltaus in Leipzig eine Gedichtsammlung, die ihm und Julius Mosen gemeinschaftlich gewidmet war. Gedichtsammlungen und größere Werke wurden Lenau meines Wissens auch noch von Betti Paoli in Pesth, Marlow in Leipzig, und sogar noch fünf Jahre nach seiner Erkrankung von Ferdinand Gregorovius in Königsberg geweiht. Der an ihn gerichteten einzelnen Gedichte ist aber eine ganze Heerschaar, wie nicht leicht eine solche einem andern Dichter zu Ehren aufzog.

Niembsch an Sophie in Wien.

München, am 30. März 1844.

Nach fünfzigstündiger Fahrt bin ich gestern Abends hier angekommen. Da Sie mir aufgetragen haben, genau und ausführlich zu berichten, muß ich mich nun noch einmal in Gedanken in den Wagen setzen und die fünfzigtausend Stöße in der Erinnerung nochmals durchmachen.

Eine von den übeln und traurigen Differenzen, die sich wohl durch mein ganzes Leben hinziehen werden, ist diejenige, daß ich meinen Berufsgeschäften nicht nachkommen kann, ohne mich auf lange Zeit meines liebsten Umganges zu berauben. Dieß war die leidige Betrachtung, womit ich Wiens Stadt und Vorstädte durchfuhr. Ein stiller, stupider junger Mensch, den ich rein als Nachtsack behandelt und links liegen ließ, war meine Gesellschaft. Wir fuhren, ohne ein Wort zu wechseln — nur einige wenige abweisende Abschnauzungen fanden von meiner Seite statt — bis Linz. Dort aß ich in der Kanone Mittag. Auf dem kurzen Wege vom Gast- zum Posthause führte mir der Zufall Freund B. entgegen mit Frau und drei Kindern. Ich begrüßte sie nach meiner Weise, und B. beklagte sich, daß unser unverhofftes Wiedersehen, während es ihm ein Freudenereigniß sey, mich ganz kalt lasse. Ich mußte lachen, was ihn noch mehr zu ärgern schien. Es scheint wirklich, daß mein Körper, wie guten Stoffes er ist, erst zeigt, wenn ihm was Tüchtiges zugemuthet wird, während er im gewöhnlichen Gange alltäglicher unangestrengter Funktionen erschlafft und verdrossen wird. Leben Sie wohl, liebe Sophie! herzlich grüße ich meinen lieben Max und die Kinder.

Gleichfalls.

Stuttgart, 2. April 1844.

Liebe Sophie!

Ich fuhr im Eilwagen mit alleiniger Gesellschaft des Kondukteurs von Salzburg einige Stationen gegen München. Das Wetter hatte sich gebessert, und hier und dort sah ich Spuren des Frühlings, die sich aus dem späten Schnee hervorzuringen lieblich begonnen.

Mein Gefährte zeigte eine für seinen Stand seltene Freude am Naturleben, besonders interessirten ihn die Vögel, die am Waldsaum der Straße sangen, aufs Lebhafteste. Sogleich erkannte er jedes Vöglein an seiner Stimme, auch gab er sich als passionirten und erfahrnen Vogelfänger zu erkennen, wodurch er meine vogelstellerischen Sympathien erregte. Darauf gesellte sich zu uns ein junger Revierjäger, ein kräftiger, wettergehärteter, lustiger Bursche, und gab allerlei Wald- und Jagdgeschichten in ächter Weidmannssprache zum Besten. Mein Wohlgefallen an ihm würde noch größer gewesen seyn, wenn er weniger vom Schußgelde, dem Glanzpunkte seines ganzen Jägerlebens, gesprochen hätte. Der Kondukteur, um auf den Interessanten zurückzukommen, hatte offenbar mehr Natursinn als der Weidmann, und bestätigt ward mir dadurch die alte Bemerkung, daß Menschen, welche praktisch Hand an die Natur legen, ihr oft gerade darum ferner stehen, indem die Natur vor dem gewaltsam Zutastenden gleichsam ihre Seele zurückzieht.

Als der Eilwagen von Salzburg wegfuhr, sah Niembsch noch einmal aus dem Coupé heraus, und in diesem Augenblicke wurde das Regenwasser, das sich oben auf der Decke gesammelt hatte, heruntergeschleudert durch die Erschütterung des Fahrens, und ein ganzer Guß ging unserm Reisenden am Hals hinunter und in den Nacken, so daß er ganz durchnäßt war. Zum Glück saß er allein mit dem Kondukteur und hatte seinen Sack bei der Hand. Er kleidete sich völlig um, und der Kondukteur half ihm bei dieser Toilette wie ein Kammerdiener. (Niendorf S. 168.)

Gleichfalls.

Stuttgart, 5. April 1844.

Liebe Sophie!

Jetzt leb' ich hier in Saus und Braus; doch nicht etwa in einem geselligen, sondern in einem ziemlich einsamen, d. h. es saust und braust mir der Kopf von einem leidigen Schnupfen. Dieser ist nebst Büchern fast meine einzige Gesellschaft, die Stunden des Essens abgerechnet; fast ungestört kann ich daher meiner bereits begonnenen Arbeit obliegen. Paul Pfizer kam mich zu begrüßen und schreckte mich fast mit seinem üblen Aussehen. Noch kürzlich lag er an einem Nervenübel darnieder, welches zum Theile mit wunderlichen Umständen begleitet war. Er entsprang dem Bette und machte einen einsamen Gang nach Hedelfingen. Seltsamer- und glücklicherweise hat an die nächtliche Wanderung des Kranken sich seine Genesung geknüpft, und der theure Mann ist Deutschland und seinen Freunden erhalten worden.

Deßgleichen.

Stuttgart, 12. April 1844.

Liebe Sophie!

Mit meinen Geschäften geht es langsamer als mir lieb ist. Bis jetzt sind erst drei Bogen meiner Gedichte redigirt. Die Cotta'sche Buchhandlung hat noch so Vieles zur Ostermesse fertig zu machen, daß es ihr unmöglich ist, mehr als einen Setzer mit meiner Sache zu beschäftigen. Ich werde die Beendigung derselben nicht abwarten, sondern mir die Correctur nach Heidelberg nachschicken lassen. Gesund bin ich, aber sehr verdrießlich. Aus beiden Gründen hab' ich mich auf ein angestrengtes und anhaltendes Studiren geworfen. Leben Sie wohl, Liebe Sophie! Bin ich gleich ferne, bin ich doch im Herzen bei Euch. Schreiben Sie bald, daß es um Ihr Befinden besser steht. Ich bin in Sorgen um Sie. An Freund Max schreib' ich bei besserer Laune.

Auerbach berichtet im deutschen Museum 1851, 1. Jahrg., 1. Heft, Seite 48:

„Nach mancherlei Verhinderungen lernte ich Lenau Mitte April 1844 bei einem kurzen Aufenthalte in Stuttgart durch Reinbeck kennen. Bald nach den ersten Begrüßungen forderte er mich zum Spaziergange auf, und mir ist es noch vor den Augen, wie er bei dem mäßig warmen Mittag den rostfarbenen wattirten Rock auf den Arm hing, das spanische Rohr mit dem bronzenen Hundekopf nahm, den Hut etwas tief in die Stirne setzte, und nur wenig umschauend, immer nur dem Gespräche folgend oder still in sich hinein denkend, mit mir dahinschritt. Ich weiß noch genau, daß unser Gespräch bald auf Spinoza kam. Das ist ja auch eine der hohen unsterblichen Wirkungen der großen Genien, daß sie sind wie die Sterne, nach denen man sich in unbekannter Gegend oder auf offener See orientirt, daß sie die festen Punkte sind, wornach man Herkunft und Richtung der Begegnenden erkennt. Ich erwähnte von Spinoza, dem Manne, der so früh den Todeskeim in sich spürte, und dennoch keinem subjektiven Belieben nachgab, den an der Gränze menschlicher Erkenntniß ausgesprochenen großen Satz der Resignation: Homo liber de nulla re minus cogitat, quam de morte, nam scientia est scientia vitae non mortis (der freie Mensch denkt über nichts weniger als über den Tod, denn unser Wissen ist ein Wissen vom Leben, nicht vom Tode).

Da sagte Lenau nachdenklich: „„Hm, hm! Sagt das Spinoza?““ Und Lenau, der dem Gedanken des Todes so oft ins Antlitz geschaut, sollte zweimal sterben! Lenau gestand, wie so Viele, daß er Spinoza nicht aus ihm selber kenne.[1] Sein Hang zu einer gewissen Mystik in speculativen Dingen gab sich offen kund, indem er hierin, wie es schien, mehr seiner besondern Individualität als einem Principe folgte. Lenau gehörte zu den schweigsamen Naturen, die aber fern von lauerndem Ansichhalten sind, und dadurch den andern nöthigen, mehr zu sprechen, als er eigentlich will; man erkannte in Lenau noch im Gespräche das einsame in sich gekehrte Wesen. Seltsamerweise hielt er mich gewissermaßen für einen Anhänger des „jungen Deutschlands,“ und gegen diese längst verschollene

[1] S. dagegen Lenau's Brief vom 1. December 1831.

Kategorie hatte er den vorherrschenden süddeutschen vermenzelten Widerwillen, der sich bis zum Abscheu steigerte. Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß ich gerade in jenen Tagen bei der ersten Aufführung von Laube's Struensee meine Ansichten über die nun zum Drama gewendete Richtung in der „Europa" ausgesprochen hatte. Lenau war nicht unempfindlich gegen Kränkungen, und es gehörte ja mit zu den Unarten des ersten jungdeutschen Sturmes, „Lenau herunterzureißen," weil er Lyriker und Süddeutscher und von Menzel gepriesen war. Lenau war, wie man es nennt, nicht au fait der neuesten Literatur, er wollte sich nicht aus der Fluth das mehr oder minder Bedeutsame herausfischen, er hielt sich gern an entschieden Gewaltiges, das dem Geiste eine Arbeit auferlegt.

Er sprach mir viel davon, daß er Hegel wieder vornehmen wolle. Wir hatten im Koppenhöfer'schen Bierhause eingekehrt, und als wir nach langem Gespräche fortgingen, sah ich, daß mein Stock (ein spanisches Rohr, das mein Vater getragen hatte) mir abhanden gekommen war. Lenau war darüber ganz untröstlich, und sprach noch mehrmals davon auf unserm weitern Gange.

Andern Tages besuchten wir gemeinschaftlich Gustav Schwab, in dessen Hause Lenau ganz heimisch war.

Als ich abreiste, ich wohnte damals in Karlsruhe, brachte mir Lenau einen Brief an den Maler Moritz v. Schwind. Wir besprachen, daß wir uns wo möglich diesen Sommer in Baden-Baden treffen wollten. Ich fand Schwind damals nicht mehr, und dieser Brief ist das Einzige, was ich von Lenau's Hand besitze."

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 19. April 1844.

Liebe Sophie!

Weder durch eine Wette, noch durch eine Krankheit zu größerer Brieffrequenz legitimirt, muß ich mich wohl ziemlich auf das verabredete Maß beschränken, will ich anders nicht schwatzhaft erscheinen. — Mit der leidigen Correctur geht es jetzt etwas rascher, doch immer noch viel zu langsam für meine Sehnsucht nach waldlicher Zurückgezogenheit. Ich bin am neunten Bogen und vierzig gibt es. Doch gut, daß ich dem unangenehmen

Geschäfte mich selbst unterziehe. So war z. B. in einem meiner Heidebilder durch sechs Auflagen eine Stelle stehen geblieben, welche mich bei jedesmaligem Lesen anwiderte, ohne daß ich Lust oder Geschick hatte abzuhelfen. Diesesmal aber fiel mir der Verstoß gegen männlichen Geschmack so übel auf, daß ich beim Corrigiren laut ausrief: „Luder, hinaus, oder ich streiche das ganze Lied!" — Im Heidebild „An die Wolke" lautete bisher die zweite Strophe:

Und nimm auf deine Reise
Mit fort zu ihr die Kunde:
Mein Herz, die arme Waise,
Verblutet an der Wunde,
Die mir mit ihrem Trug
Die Ungetreue schlug.

Mein Herz eine Waise zu nennen, und obendrein eine verblutende, war von mir weichlich und läppisch, und ich schäme mich sechstausendmal beim Wiederlesen dieser verunglückten Zeilen, denn eben so oft sind sie gedruckt in der Leute Händen.

Jetzt heißt die Stelle:

O nimm auf deine Schwingen
Und trag' zu ihr die Kunde,
Wie Schmerz und Groll noch ringen
Und bluten aus der Wunde u. s. w.

Mit Savonarola konnte noch nicht begonnen werden. — Paul Pfizer geht diesen Sommer nicht nach Karlsbad. Von großen Reiseplanen ist nicht viel die Rede. Ein Seebad liegt mir freilich noch im Kopf. Mir schmeckt kein Bissen und kein Tropfen Wein. Das Murmeln des Meeres soll mir meine aufgeregten Nerven einschläfern und beruhigen. Ich lese viel und Gutes. Livius, Appianus, Silius Italicus, Mannerts Geographie der Griechen und Römer u. A. — Am liebsten Ihre Briefe.

Obige Aenderung im Gedicht läßt bemerken, daß der Raum, um welchen sich durch die Länge der Zeit der Schmerz vermindert hatte, durch Groll ausgefüllt worden war. Niembsch begann, je weniger ihn seine Jugendverirrung allmählig schmerzte, desto mehr ihr zu zürnen.

Deßgleichen.

Stuttgart, den 24. April 1844.

Liebe Sophie!

Morgen geh' ich nach Heidelberg.

Die Blüthen kommen und ich sehne mich nach einem stillen Umgang mit der Natur. Auch in Heidelberg bleib' ich nur so lange, als ich dort allein leben kann. Läßt man mich dort nicht ungestört, so setze ich meine Flucht weiter fort nach Baden. Was für meine Gesundheit zu thun, darüber will ich mit Dr. Schelling sprechen. Auffallend ist meine totale Appetitlosigkeit, häufiger Kopfschmerz und große Reizbarkeit der Nerven. Mein Schlaf hat keine Tiefe und mein Leben kein seelisches Interesse (um die zwei Hauptkategorien der Kritik Ehrenbaums anzuwenden). Ich hätte Ihnen dießmal einige Geschichten zu erzählen, doch mit meiner guten Laune ist mir auch jede Quelle froher Mittheilung verschüttet.

Niembsch an Sophie.

Heidelberg, den 27. April 1844.

Liebe Sophie!

Mit einer raschen und unerbittlichen Wendung meines Willens und Rückens hab' ich gestern Stuttgart, wo ich trotz möglichster Zurückgezogenheit viel zu viel in Anspruch genommen war, verlassen, und bin nach meinem beliebten Heidelberg gefahren. Als ein günstiges Omen für meine ersehnte Einsamkeit mocht' ich es ansehen, daß ich in einem sehr geräumigen Eilwagen ganz allein reisen konnte. Das Wetter war außerordentlich schön und die Obstbäume am Straßensaume standen und schwanden im vollen Festschmucke des Frühlings vor meinen Blicken und mahnten mit ihren Blüthen an verschwundene Zeiten. Seit meiner Jugend war ich nicht mehr in diese Gegend gekommen. Mir war seltsam zu Muthe. Meine Jugend, meine Poesie und der Frühling der Erde erschienen mir wie holde Gespenster und lächelten wehmüthig auf mich zum Wagen herein. Doch als es Abend geworden, und ich auf den Mond hinausstarrte, war mir manchmal, als säße Jemand neben mir, und ich fragte in Gedanken: „Warum ist denn mein Nachbar gar so still?" Und diese Vorstellung

wurde so lebhaft, daß ich mich scheute, mich in die andere Ecke des Wagens zu lehnen, um meine Gesellschaft nicht zu stören. Vielleicht gedachte meiner zur selben Stunde mit inniger Freundlichkeit ein Wesen, das in seinem Herzen Jugend, Poesie und Frühling beschlossen hält. Ich weiß es nicht, doch weiß ich, daß ich Ihrer dachte, Sophie.

Heidelberg ist schön. Ich bewohne im Gasthofe „zum Prinzen Karl" ein großes, bequemes und sehr heiteres Zimmer, mit dem Ausblick auf die herrliche Ruine und grüne Waldeshöhen. Noch ahnt hier Niemand meine Gegenwart. Behüte mich der Zufall, oder vielmehr: lüge nicht das Omen im Eilwagen und schütze mich vor Invasion in meine Einsamkeit! Das würde mich augenblicklich von dannen treiben. Wenn ich nicht irre, so ist bei mir eine productive Stimmung im Anzuge. Hier war auch vormals die Muse mir hold. „Die Winternacht," „Wurmlinger Kapelle," die Schilf- und andere Lieder sind hier entstanden. Der Morgen ist schön und ich gehe nun nach der Ruine, denn „Gleich und Gleich" u. s. w.

Niembsch an Emilie.

Heidelberg, den 29. April 1844.

Meine Reise hieher war eine sehr angenehme. Zu meinem großen Vergnügen hatte ich den geräumigen Eilwagen allein inne, und konnte daher ungestört meinen Körper jeder beliebigen Bequemlichkeit der Lage und meine Seele dem ungetrübten Genusse der aufblühenden Natur überlassen. Viele der Obstbäume an der Straße fand ich im vollen Festschmucke des Frühlings; die Luft war völlig ruhig und still, um ja keiner Blüthe weh zu thun. O Frühling!

Die Reise ist mir erstaunlich wohl bekommen. Gleich am ersten Tage meines Hierseyns schmeckte mir das Essen dermaßen, daß ich an der Wirthstafel der ganzen langen Reihe von Speisen mit bestem Appetit folgen konnte. Nachmittags machte ich einen vierstündigen Spaziergang auf den Bergen und sah einen Sonnenuntergang erster Schönheit.

Gestern machte ich einen Ausflug nach Mannheim und kam Abends wieder zurück. Ein Spaziergang am Fluß dort war angenehm; der Anblick der Schiffe weckte den Sinn für die Ferne und Erinnerung an meine

Fahrt nach Amerika, die ich einst von diesen Ufern aus begonnen. Viel Wasser rauschte indeß im Fluß hinunter und Vieles ging den Strom des Lebens hinab und kehrt nicht wieder. — Altgewohnte Reflexionen, aber neu und immer schmerzlich die Empfindung, die sie begleitet.

Zöpfel, mein alter Tischgenosse, ist ganz mit mir einverstanden, daß ich hier völlig zurückgezogen lebe. Außer ihm habe ich Zimmerns gesehen, bei denen ich aus Pietät für meine Vergangenheit und für den lieben, alten Mann heute zu Mittag esse.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 5. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Gestern, obgleich es mein festgesetzter Brieftag war, konnte ich nicht schreiben, denn ich befand mich unterwegs von Heidelberg hieher zurück. Daß ich jenes trotz aller seiner Annehmlichkeiten so bald wieder verlassen habe, daran sind nicht etwa Störungen dort, sondern Stockungen in Stuttgart schuld, wo man während meiner Abwesenheit statt meiner Gedichte Anderes gedruckt haben mag, und mir in zehn Tagen nur zwei Bogen zum Corrigiren ausfertigte. Nun will ich wieder persönlich dahinter her seyn und antreiben, daß das Versäumte nachgeholt werde.

Sie schreiben mir viel Schönes und Treffendes über meinen Don Juan. Möchte mir doch bald die rechte Stimmung werden zur Abrundung der bis jetzt allzufragmentarischen Scenen. — Schon vor meiner Heidelberger Diversion hab' ich hier den Verfasser der Dorfgeschichten, Herrn Auerbach, kennen gelernt. Er war so freundlich mich aufzusuchen, und ich empfing ihn — wohl hauptsächlich, weil sein Buch Ihnen, liebe Sophie, gefallen hat — auf das Beste. Er ist ein angenehmer Mann. Durch ein langes und sorgfältiges Studium Spinoza's, dessen Werke er verdeutscht, dessen Biographie er geschrieben hat, ist Auerbach mild und sehr human geworden. Besonders gefiel mir an ihm, daß er einen so netten und reinlichen logischen Haushalt in seinem Kopfe hat, ohne daß sein Herz darüber erkaltet wäre. Was aber die Dorfgeschichten betrifft, so hab' ich mit deren Lesung begonnen, doch immer noch nicht fertig

werden können. Die Gegenstände dieser Idyllen sind mir zu unerheblich und zu wenig anziehend, so daß es dem Verfasser nur selten gelingt, mit allem Aufwande mannigfachen und liebenswürdigen Geschicks, einen Theil meiner Sympathie dafür zu erobern. Uebrigens ist sein Talent unverkennbar; er wird sich viele Freunde gewinnen.

Malen Sie fleißig, liebes Sopherl? Sie sind in dieser Kunst nicht, was Sie sich in Ihrem letzten Briefe nennen; Ihre Blumenbilder machen auf mich immer den Eindruck, daß Sie berechtigt sind, und das will viel sagen. Es ist ja der stille Pflanzengeist darin zu erkennen, und daß Sie eine geliebte und vertraute Tochter der Natur sind. Sie malen die Blumen mit einer gewissen Schwesterliebe (die auch in anderer Beziehung Ihre Stärke ist). Und senden auch Ihre gemalten Blumen keinen Duft, und sind sie auch starr und unbeweglich für das schaukelnde Spiel der Lüfte, so sieht man es ihnen doch an, daß sie in eine schöne Seele getaucht und daraus wiedergegeben sind, was ihnen einen eigenthümlichen Reiz verleiht, ja, worin das Künstlerische dieser anmuthigen Leistungen liegt.

Ebenfalls.

Stuttgart, 10. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Nicht die Gesellschaft, sondern die Luft, die schwere, drückende und energielose, ist es, was mich körperlich und geistig herunterbringt. Kaum daß ich hier bin, so ist der Appetit fort. Und doch war es nothwendig, daß ich wiederkam, um meine Sachen vorwärts zu bringen. Daß wir beide zu gleicher Zeit den gleichen Gedanken über den Frühling gehabt haben, und zwar einen so spezifisch eigenthümlichen,[1] ist wirklich merkwürdig. Geistige Verwandtschaft ist doch die innigste, und übertrifft an sympathischer Tiefe selbst die harmonischesten Beziehungen in der Natur. Während der Baum nicht zwei ganz gleichgestaltete Blätter producirt, tragen zwei gleichgestimmte Menschen den nämlichen Gedanken. Mich freut diese Entdeckung als die schönste Blüthe, die mir der gegenwärtige Lenz

[1] Daß nämlich aus dem Frühlinge der Erde die entschwundene Jugend als holdes Gespenst uns anlächle.

gebracht hat. Mit Schelling hab' ich noch nicht gesprochen, werd' es aber thun, sobald er zu Hartmann ins Haus kommt, was von Zeit zu Zeit zu geschehen pflegt. Bis jetzt hab' ich noch keinen bestimmten Sommerplan gefaßt. Sie haben recht, liebe Sophie, daß Sie der Kälte einen Theil der allzusorglichen Selbstsucht der Menschen beimessen. Mir erschien einmal die Kälte des Winters als die schlechte Subjektivität der Erde, als ihre Abkehr vom Licht und von der Wärme der himmlischen Liebe; im Frühlinge aber thut sie Buße und die thauenden Ströme sind ihre Büßerthränen, die ihr das Angesicht baden. Daher vielleicht der Zug so süßer und geheimnißvoller Wehmuth, der durch alle Freuden des Lenzes duftet und klingt. — Von ganzem Herzen wünsche ich meinem Freunde Max, daß ihm endlich seine Geldversorgungsgeschäfte von den Schultern genommen würden. Er ist keiner von den erwerbseligen Betriebsmenschen. Ich möchte ihm rathen, lieber bald einen weniger vortheilhaften, als spät einen günstigeren Handel zu schließen, und dabei nicht nur die Renten an Geld, sondern auch die an Freiheit des Gemüths und an ungestörten Lebenstagen in Rechnung zu bringen, die darüber verloren gehen. Sicherheit ist der Gewinn, auf welchen er meines Erachtens am meisten zu sehen hat.

Ich mache gegenwärtig fleißige Studien. Ich habe einen Stoff zu einem großen Heldengedichte gefunden, der mich anregt, erfüllt und beruhigt, wie noch kein anderer. Nur Gesundheit, und ich werde ein Werk schaffen, woran meine Freunde Freude haben, und meine Feinde traurig werden sollen!

Stuttgart, 17. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Beständiges Unwohlseyn, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Mattigkeit, schlechte Verdauung, Rhabarber, Druckfehler und Aerger über den trägen Fortschlich meiner Geschäfte, das waren die Freuden meiner letzten Woche. Emilie will es nicht gelten lassen, daß die Stuttgarter Luft nichts als die Ausdünstung des Teufels sey; doch mir ist es zu auffallend, daß ich in Heidelberg frisch und gesund war, und nun, kaum wieder nach Stuttgart

gekommen, bresthaft und elend seyn muß. Verdammtes Kloakenthal! Die Luft ist zwischen diesen fleißigen abgeschwitzten Weinbergen so dumpf und matt, so verbraucht und beschmutzt, als wäre sie durch meilenlange Windungen von Eingeweiden hindurchgegangen, ehe man sie in Nase und Lunge bekommt. O meine Nerven! Mein unglückseliges Sonnengeflecht! Ich schnappe nach Gebirgsluft wie ein Spatz unter der Luftpumpe.

„Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken. [1]

In vielen der hiesigen Straßen riecht es am Ende auch lenzhaft, nämlich pestilenzhaft. Und die guten Stuttgarter merken das gar nicht; „süß duftet die Heimath.“ Nur über ihre Gärten klagen sie, daß sich darin das Ungeziefer immer vermehre. Ich aber glaube, daß in ihren Häusern dasselbe zu beklagen wäre, wenn das viele und fanatische Fegen und Scheuern nicht entgegenarbeitete. Indessen stimmt mich der malus Jupiter dieser Gegend so melancholisch, daß ich die Ursache jener Insektenvermehrung höher suchen muß. Die Naturforscher sagen: es altere unser Planet und so mögen denn die von Jahr zu Jahr fühlbareren Multiplicationen des Geschmeißes ein wimmelndes Symptom des herannahenden Erdentodes seyn. O tragisches Ende der Welt: von Läusen gefressen zu werden! phthiriasis universalis, gigantische Läusesucht! Pfui!

Adieu, liebe Sophie! Ich bin in einer abscheulichen Laune. Ihr Niembsch.

Heute hab' ich einen Brief erwartet — umsonst!

Stuttgart, 24. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Das Briefschreiben an bestimmten Tagen hat sein Uebles. So geschah es neulich, daß mein Brief an Sie gerade in die absurdeste Stimmung meiner Seele fiel, und ich Ihnen wenig Erfreuliches schreiben mochte. Ein langweiliges Gespinnst, diese Tage beständigen Wartens und Corrigirens! Alles geht nur schleichend. Die Cotta'sche Buchdruckerei ist mit

[1] Aus Lenau's Gedicht: „Competenz.“ (S. Neuere Gedichte 1838 S. 316. Auch in Frankls Buch S. 66.)

einer neuen Auflage Schillers zu 10,000 Exemplaren beschäftigt; alles Andere geräth darüber ins Stocken. Nun ist erst der erste Bogen meiner Gedichte nebst drei Bogen Savonarola fertig. Zur Herbstmesse sollen auch die Albigenser neu aufgelegt werden. Wo soll ich die Geduld dazu hernehmen? Ich werde noch Alles aufmischen und zum Teufel gehen!

Von Reiseplanen weiß ich nichts zu schreiben. Nur nach Frankfurt gedenk' ich jedenfalls zu gehen, um Cotta's Wunsche gemäß den Maler Schwind, der sich dort niedergelassen hat, zu einer Illustration meiner Gedichte zu vermögen.[1] Ob ich ans Meer komme, weiß ich noch immer nicht. Nach Lainz aber komme ich gewiß, bevor Ihr es verlassen habt.[2] Ich sehe hier außer meinen Hausgenossen nur Porbeck zuweilen. Er ist mir in Wahrheit zugethan und ein vernünftiger Umgang. Die Gebrüder Pfizer sind seit dem Tode ihres Vaters einsamer und selbstvergrabener als je. Mit meiner Gesundheit geht es zwar etwas besser, doch die bewußte vielbeschimpfte Luft läßt kein rechtes Wohlseyn bei mir aufkommen. Mit dem einen Lungenflügel athme ich Langeweile, mit dem andern Aerger über die vertrackte Buchdruckerei ein. Das ist keine gesunde Respiration. Leben Sie wohl, liebe Sophie; ich grüße Sie, Max und die Kinder aus der tiefen, grauen Kapuze, in der meine Seele steckt, herzlichst. Ihr Niembsch.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 29. Mai 1844.

Es hat wohl auch sein Gutes mitunter grob seyn zu können. Meinem ungenirten Lärmschlagen bei Baron Cotta verdanke ich, daß endlich eine Beschleunigung meiner Geschäfte und damit zugleich eine kleine Besserung meiner Gesundheit eingetreten ist. Bald, liebe Sophie, hoffe ich nun endlich hier fertig zu seyn. Dießmal habe ich nicht bloß Druck=, ich habe auch einige Denkfehler in meinen Büchern corrigirt. — Daß S—t alle

[1] Seinem richtigen Vorgefühle gemäß ging er in der That auch nach Frankfurt, und wirklich illustrirte Schwind, aber nicht Lenau's Gedichte, sondern den Dichter selbst, indem er zu dessen dort seyn sollender Hochzeit Transparente malte.

[2] Er kam, aber wie ein ganz Anderer, als wie er dachte.

seine Freunde nach wenigen Monaten so alt gefunden, finde ich begreiflich. Selbst alt, innerlich alt ist er geworden. Der Gelbsüchtige sieht Alles gelb, und ein in eine veraltete Weltanschauung immer tiefer Versinkender sieht am Ende Alles im Lichte der Alten. Er soll meine Bauern am Tissastrande lesen, aber nicht nur durch die katholische Brille.

Stuttgart, den 1. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Was ich hier erlebe, ist gewiß nicht erheblicher und mittheilenswerther, als was die stillen und einförmigen Tage in Lainz Euch bringen. Gestern besuchte uns D. mit seiner Gemahlin. Beide waren sie sehr freundlich und schienen glücklich. Die Stuttgarter sagen von ihnen, „sie seyen so schön glücklich." Erst durch den Augenschein lernte ich den Sinn dieser Rede verstehen. Anständig und wohlgemessen und ohne alle Spur willkürlich waltender Leidenschaft fand ich ihre gegenseitige Freundlichkeit; eine zierliche mehr, als innige Zärtlichkeit, ich möchte sagen: eine ebenmäßige Weltkühle — sprach aus ihren Worten und Geberden, und ist vielleicht willkommen zu heißen und von guter Vorbedeutung, insoferne darin eine Bürgschaft liegen mag gegen heftige und verletzende Ausbrüche des Mißvergnügens, wenn einst ein solches, wie leicht möglich, sich einstellen sollte. Sie leben hier auf sehr elegantem Fuß, machen ihre Besuche bei kleinster Entfernung und schönstem Wetter zu Wagen, speisen täglich im Hotel Marquart in Gesellschaft zweier hoher Standespersonen, kurz: nobel!

Mit meinen Geschäften geht es seit der neulichen Aufstachelung von meiner Seite rasch. Heute ist es mir noch nicht möglich, über die weiteren Tage des Sommers zu verfügen. Ich will der Stunde ihre Laune lassen, und am Ende auch mir selber.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, den 4. Juni 1844.

Geliebter Bruder!

Ich habe in den zwei Monaten meiner Abwesenheit von Euch ein ziemlich rühriges Leben geführt. Mit der nachdrücklichsten Energie wurden

die Geschäfte bei Cotta betrieben und der Ausflug nach Heidelberg war ein kräftigendes und erquickendes Zwischenspiel, das mir trefflich zu Statten kam. Heidelberg ist, die Schweiz und unser Oesterreich natürlich abgerechnet, einer der schönsten Punkte Deutschlands. Ein Sonnenuntergang auf der Schloßruine an einem klaren Maienabend gehört zu den Naturgenüssen ersten Ranges. Ein Himmel, wie ich ihn nur auf einigen griechischen und italienischen Landschaften von Rottmann, Marko u. A. gesehen, mit jenen stillfeurigen Vibrationen der Luft, die Berge mit ihren Wäldern und Burgen, der anmuthige Rhein und eine weithingedehnte Fläche, von den bläulichen Vogesen begrenzt, ergriffen mich dergestalt, daß ich vor Freuden in ein lautes und anhaltendes Fluchen ausbrach. Seltsame Wandlung meines Wesens! Vor zwölf Jahren hab' ich an derselben Stelle geweint vor elegischem Uebermaß der Empfindung.

In Heidelberg besucht' ich meinen alten Freund, den über achtzigjährigen Zimmern. Es freute mich herzlich, daß er mich mit der nämlichen Wärme empfing, mit der er mich vor zwölf Jahren scheiden ließ. Diese waren unschädlich an seiner Freundschaft vorübergegangen, und er wollte meine Hand gar nicht mehr auslassen. Auch seine Söhne und Töchter begegneten mir mit großem Wohlwollen. Heidelbergs Celebritäten ließ ich unberührt. Schlosser und Gervinus blieben unbesucht und mir unbekannt. Der Letztere mag es fühlen, daß er mit seinen philisterhaft bornirten und dictatorisch unverschämten Aussprüchen über die moderne Poesie sich die modernen Dichter nicht zu Freunden gemacht. Schlosser aber ist so mit ihm verwachsen, daß man den einen nicht haben kann, ohne den andern ertragen zu müssen. Ich wohnte dort im Gasthof „Prinz Karl“ mit schöner Aussicht auf die Ruine. Die Table d'Hote war so reichlich und köstlich, daß mein Magen aufjubelte und sich zu jener langentbehrten Rüstigkeit der Jugend wiederverjüngte. Ich aß mit enormer Tapferkeit. Um wieder zur Pfeife zurückzukehren, indem ich fühle, daß die Cigarren mir die Augen angreifen, hab' ich in Heidelberg mir zwei gemalte Porzellanköpfe gekauft; beide wunderschön. Die eine trägt das Bildniß der reizenden Andromeda, wie sie mit zurückgeworfenem Gewande gefesselt am Meeresufer sitzt, doch mit heiterer Miene, indem sie die befreiende und beglückende Ankunft des göttlichen Perseus bereits ahnden

mag; auf der anderen Pfeife ist ein schwarzhaariges herrliches Provencalenmädchen zu schauen; etwa das „Mädchen von Lavaur" aus meinen „Albigensern." Ich rauche sie in diesem Augenblicke und blase den würzigsten Varinasduft auf diese Zeilen.

Nun einige Nachrichten von meinen Geschäften. Von der neuen Taschenausgabe meiner Gedichte ist der erste Band ganz, der zweite zur Hälfte fertig. Um nicht drei Bände Gedichte zu haben, schlag' ich meine neuen Lyrica gegen eine verhältnißmäßige Honorarerhöhung zu der neuen Auflage (in zwei Bänden) hinzu. Don Juan, für das weibliche Publikum ohnedieß weniger geeignet, soll seiner Zeit für sich allein erscheinen. Auch mit der zweiten Auflage Savonarola's ist bereits begonnen und bis auf zwei Drittel des Buches im Druck vorgeschritten worden. Zur Herbstmesse werden auch die Albigenser in neuer Auflage wiedererscheinen. Die Sache macht sich.

Ueber meine ferneren Reiseplane hat zunächst ein trauriges und beunruhigendes Ergebniß entschieden. Die gute liebe Emilie hat nämlich, wie genauere ärztliche Untersuchungen ergaben, eine bereits bedenklich gewordene Anlage zu einer Brustwassersucht. Dr. Schelling verordnete ihr nebst Arzneien den Besuch eines Bades bei Baden: Lichtenthal. Ich habe mich entschlossen, die lieben Freunde dahin zu begleiten, um Emilie den Aufenthalt in der einsamen Waldgegend durch meine Gegenwart annehmlicher zu machen.

In den ersten Tagen Julis werden wir dahin abgehen: Emilie, ihre Schwester Lotte, Reinbeck und ich. Ich werde etwa drei Wochen in Lichtenthal bleiben, und dann noch vielleicht eine Reise in eine Seegegend, vielleicht in die Schweiz, auf vierzehn Tage unternehmen. Wenn möglich, werd' ich meine Albigenser in Lichtenthal corrigiren und den Druck von dort aus leiten. Meine Gesundheit ist hier wieder ein wenig herabgestimmt. Die Luft ist zu matt und dumpf.

„Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken."

Im September hoff' ich nach Ischl zu kommen und dann nach Wien. Was weiter geschieht, weiß ich noch nicht. Freund Nagy hat mich in einem Brief sehr freundlich zur Weinlese bei Bicske bei Pesth eingeladen.

Karl Mayer hat seine Frau durch den Tod verloren. In Zeit von acht Monaten starb ihm sein Bruder, eine Schwester, und nun auch seine geliebte vortreffliche Gattin. Uebrigens steht er aufrecht und ist ziemlich gesund. Bevor ich nach Lichtenthal abgehe, werd' ich Dir wieder schreiben, und über meine weitere Zukunft Näheres angeben.

Gott gebe, daß Du und die Deinigen gesund bleiben! Meine Schwester Therese, die in der Centralgegend meines Herzens sitzt, küsse ich zu tausendmalen.

Leb' wohl, Bruder, und grüße Deine lieben Kinder. Ich bin und bleibe Dein treuer Niembsch.

Grüße von Reinbecks.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 7. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Könnte ich Ihnen doch die schöne weiße Rose geben, die vor mir im Glase steht! Schon seit Jahren hab' ich Ihnen keine blühende Rose, überhaupt keine Frühlingsblume reichen können. Schon seit Jahren hab' ich meine Heimath nicht blühen sehen. Der Frühling spricht gar keinen Dialekt, doch dünkt er mir daheim am schönsten, und völlig beglückend nur dann, wenn ich in seinen lieblichen Chören meine liebsten Stimmen nicht vermisse.

Meine Gesundheit ist zwar jetzt nicht pathologisch schulgerecht gestört, doch ein Hängenlassen der Flügel, eine Windstille der Gedanken läßt mich still und mißmuthig dasitzen, und der Zeit und meinen Geschäften verdoppelte Flügel und die Natur des eilenden Sturmes wünschen. Die letzteren bewegen sich seit meinem Allarmiren der Druckerei zwar schneller, doch für meine nauseose Ungeduld noch lange nicht schnell genug. Die arme Emilie, mit einer bereits bedenklich gewordenen Anlage zur Brustwassersucht behaftet, ist von den Aerzten in ein Schwarzwälderbad gesprochen worden, nämlich nach Lichtenthal bei Baden. Die Gegend ist schön und die Aufforderung, durch meine Gegenwart einige Erheiterung zu gewähren, so dringend, daß ich mich entschlossen habe, auf drei Wochen auch nach Lichtenthal zu gehen.

Stuttgart, 14. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Der Aufenthalt hier wird mir geradezu unerträglich. Es ist heiß und dumpf, daß man nicht schlafen, nicht essen, kaum athmen kann. Nun bin ich aber mit meinen Gedichten und mit Savonarola fertig. Sobald ich meine Geldsache mit Cotta im Reinen habe, reise ich ab, d. h. in zwei, längstens drei Tagen. Wohin ich gehe, weiß ich nicht; nur hinaus, hinaus!

Emilie wird in Begleitung ihres Mannes und ihrer Schwester Charlotte nach Lichtenthal gehen, wohin ich mich dann auch begeben werde. Ich bin unwohl. Schreiben Sie mir nicht mehr nach Stuttgart. Am Tage meines Abgangs von hier schreibe ich Ihnen, wohin er gerichtet sey.

Stuttgart, den 20. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Wie mir hier Alles langsamer von Statten ging, als ich erwartet hatte, so währte es auch mit der letzten Erledigung meiner geldlichen Angelegenheit über meine Erwartung hinaus. Jetzt endlich ist Alles in Ordnung, und ich kann Stuttgart verlassen. Morgen reise ich nach Lichtenthal bei Baden, wo ich bis zum 15. Juli zu bleiben gedenke. In Betreff der Albigenser habe ich die Anstalt getroffen, daß mir die Correcturen in Portionen von etwa sechs Bogen auf zweimal geschickt werden. So nachdruckslos und träge hier auch meine Geschäfte Anfangs gingen, so rasch und fördersam gingen sie in letzterer Zeit. Wir haben über sechzig Bogen gedruckt in zwei Monaten. Ein jeder Wiener Buchhändler mag Ihnen sagen, ob das nicht aller Ehre werth?

Meine Miniaturausgabe wird, wenn sie gebunden und goldberändert ist, sehr hübsch seyn. Beide Bändchen sind zu gleichem Umfange angewachsen, und ich habe, die Auflage castigirend, mehrere, namentlich polemische Gedichte, mit der Jäthacke ausgemerzt, über andere aber eine sorgfältige Feile wandeln lassen, so daß das Buch quantitativ reicher und an Gehalt und Form wirklich besser geworden ist. Schreiben Sie mir bald nach Baden-Baden, poste restante. Den schönsten Baum der

Gegend will ich mir aussuchen, um Ihre lieben Briefe darunter zu lesen. Fürs Erste muß ich mir jetzt den Don Juan vom Halse schaffen, um dann mit ungetheiltem Eifer an einen solideren Helden zu gehen. Wer ist dieser? — Nun es ist der solideste von allen Helden, die je gelebt haben auf Erden, der größte wie der unglücklichste. Zudem ist mein Stoff unserer Zeit und allem ihrem gierigen Nothgeschrei so ferne, daß mein Gedicht, wenn meine Kraft darunter nicht zusammenbricht, zwar der Vortheile momentaner Anklänge entbehren wird, dafür aber durch eine ideale Abgeschiedenheit und absolute Selbstbegründung die höhere Ehre eines wahren Kunstwerks ansprechen soll. Viel versprochen ist hier allerdings; doch es sind Kräfte da, und meine Sohlen sind noch nicht auf den höchsten Stein getreten.

Baden, 27. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Gestern bin ich hier angekommen. Baden und Lichtenthal sind sehr schön und wie es scheint meiner Gesundheit sehr zuträglich, denn kaum daß ich hier angekommen war, so stellte sich auch schon mein Appetit, der Flüchtling von Stuttgart, mit voller Anhänglichkeit wieder ein. Die alten Griechen hatten recht, den dodonäischen Zeus, den durch die Eichenwipfel rauschenden Gott der Lüfte, so hoch zu ehren. Ich fühle es deutlich, wie er mir hier Leib und Seele erfrischend durchströmt. Baden als Badeort hat übrigens wenig Reiz für mich. Als ich am Spieltische stand und zusah, wie die Goldmünzen hin und her rollten, wollte mich wieder der alte Spielteufel verlocken, doch mir fielen Ihre Worte ein: „Niembsch, spielen Sie nicht, denn der Zufall ist Ihr Feind.“ Da war die Lust plötzlich in Abscheu verwandelt und das ganze Treiben an der grünen Tafel erschien mir als tiefe Gemeinheit. Ich bin für immer geheilt von diesem Unsinn. Von Bekannten traf ich hier Auerbach, die treue unerschütterliche freundliche Seele. Daß mir, wie ich ihm sagen mußte, seine Dorfgeschichten nicht gefallen, hat nicht die geringste Störung in seine Neigung gebracht. Außer ihm fand ich noch den hier wohnenden Lewald, von dem ich mit großer Freude empfangen wurde. Auch Panofka aus Paris ist hier und spielte mir bereits auf seinem trefflichen Stradivarius

mit großer Meisterschaft. Die Reinbeckschen sind auch da. Trotz aller dieser Annehmlichkeit werde ich doch schwerlich bis zum 15. Juli bleiben. Man sollte, wenn man von seinen liebsten Freunden getrennt ist, keinen Sonnenuntergang ansehen. Als ich neulich auf einer Höhe bei Heidelberg mich in dieses Schauspiel vertiefte, ergriff mich im Augenblicke des Verschwindens ein wunderbar tiefes Gefühl von der Schmerzlichkeit solcher Trennungen und von der Unersetzlichkeit eines Tages, der wieder dahin ist, ohne daß man sich gesehen. Diesen Brief schreib' ich in Baden auf Auerbachs Zimmer. Leben Sie wohl, theure Sophie! Grüßen Sie herzlich Freund Max und Ihre Kinder. Dießmal hoff' ich auch für Max von meiner Reise etwas mitzubringen. Mir ist etwas zum Geschenke versprochen, womit ich ihm eine Freude zu machen gedenke.

(Ohne Tagangabe. Etwa: Baden, am 7. Juli 1844.)

Liebe Sophie!

Ich wohne in Baden. Das Zimmer, welches mir der Wirth in Lichtenthal gegeben, war äußerst unruhig und nach Oelfarbe stinkend; auch wäre mir der bleibende Aufenthalt in Lichtenthal bei dem beständigen Regenwetter nachgerade lästig geworden. Hier bewohne ich zwei freundliche, ruhige Zimmer für ein mäßiges Miethgeld, werde mit gutem Kaffee bedient, und bin mehr mein eigener Herr in jeder Beziehung. Baden hat bis jetzt nicht die gehoffte Wirkung auf meine Gesundheit geäußert. Seit acht Tagen leide ich an beständigem Kopfschmerz, an Appetitlosigkeit und kurzem unerquicklichen Schlafe. Da geht es denn mit Arbeiten gar nicht, und ich suche mich durch Gesellschaft zu zerstreuen. Panofka, ein bedeutender Virtuose aus Paris, wohnt meinem Hause so nahe, daß ich ihm öfter in Kappe und Schlafrock (man ist hier Gottlob ungenirt) einen Morgenbesuch mache, um ihn geigen zu hören. Ich hab' ihm auch vorgespielt und er lobte mich als einen guten Geiger mit der Bemerkung, daß er nicht bald einen Amateur gefunden hätte mit einer so guten Stellung und Bogenführung. Ferner ist Lewald als mein Tischnachbar meine Gesellschaft und sucht mich mit Wiener Anekdoten zu unterhalten. Er sitzt mir zur Rechten. Links hab' ich einen Dr. medicinae, Namens

Fränkel. Er ist Magnetiseur. Zweimal versuchte er seine Kunst gegen meinen verwünschten Kopfschmerz, doch vergebens. Von sonstigen Notabilitäten werden Mundt, Herwegh und König, der Romanschreiber, hier erwartet. Auerbach ist von einem kleinen Ausfluge nach Basel, wo das große Schießen war, zurückgekehrt und hat mir erzählt, Herwegh hätte ihm gesagt: „wenn er glaube, daß mich ein Gruß von ihm freuen werde, so möchte er mir seinen herzlichen Gruß bringen.“ Herwegh soll sich bereits auf den Gipfel des leidenschaftlichsten Communismus hinaufgeärgert haben und unbedingte Auflösung aller Verhältnisse prätendiren. — Wenn sich's mit meiner Gesundheit nicht bessert, so gehe ich noch in ein Seebad. Ich halte mich wirklich für ruinirt. Ihre Sorgen um den Urwald sind vielleicht zur rechten Zeit eingetreten. Wer weiß, ob ich noch im Stande seyn werde, etwas Tüchtiges zu schreiben. Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend thalab. Schreiben Sie mir Ihren nächsten Brief nach Heidelberg poste restante.

Während seines dießjährig erstmaligen Aufenthaltes in Schwaben war Niembsch seinen dortigen Freunden ziemlich ferne geblieben, wie sich aus Emma Niendorf (S. 182—203) zeigt. Am 29. April schrieb Emilie an Emma: „Unser wandelbarer Gast und unruhvoller Freund hat uns am Donnerstag früh ganz unerwartet schnell verlassen, und ist, seinem dichterischen Frühlingsdrange folgend, auf unbestimmte Zeit nach dem schönen Heidelberg abgereist. Ob er den guten Justinus auf dieser Tour besuchen werde, ließ er ganz unbestimmt; es wäre mir sehr leid, wenn es nicht geschähe.“

Es geschah nicht.

Dann am 15. Mai: „Wir haben Dich hier gar oft vermißt, besonders auch bei dem kurzen Zusammentreffen mit Kerner. Zwei Tage später kam Justinus noch auf der Heimreise ein Stündchen zu uns im strengsten Incognito, und wir konnten uns da noch fester überzeugen, als aus seinen Briefen, daß er ganz der Alte ist an Herzensgüte, gesundem Aussehen und Heiterkeit des Geistes. Es war besonders in Beziehung auf Niembsch dieses Wiedersehen von der besten Wirkung, und haben alle Mißverständnisse jetzt eine milde Lösung gefunden. Gottlob!“

Als sich einmal die Rede auf den Umgang mit hohen Personen lenkte, äußerte der Dichter: „Man muß sich nicht nur nicht aufdrängen, sondern auch nicht hineinziehen lassen in das Vornehme. Alexander wird wohl mein letzter Bekannter dieser Gattung seyn. Er gehört zu den manchen leuchtenden Ausnahmen, die man gar nicht bestreiten darf. Nur mit seines Gleichen umgehen! Wenn Einzelne auch anders sind, so gerathen sie doch in den Contakt. Ein solcher Verkehr erscheint für mich als ein Herabwürdigen meiner selbst, weil man doch dergleichen thun muß, sich in die Form schmiegen, als achte man diese Convenienz. Ich will nicht immer auf dem Bauch kriechen. Selbst wenn man bei mir Ausnahme macht, ich will nicht exceptionell seyn, ich mag diese Narren- und Poetenfreiheit nicht haben."

Eine Säule von Blumen, ein würziger Blüthenberg verbirgt die Stufen zum Gemache des Grafen und seiner Glasthür. Von seiner Schwester gepflegt, liegt er da oben meist auf dem Ruhebette, unter exotischen Düften, noch leidend von dem letzten Krankheitsanfalle in Florenz. Neben ihm das Pianino, auf dem er phantasirt, darüber das große Adlerbild und ringsum Geweihe, indeß Nero, außen vor der Glasthüre hingestreckt, mit klugen Augen hereinschaut. Plötzlich fährt ein Wagen an. Niembsch und Madame Heinrich! Es war auf eine Ueberraschung abgesehen. Der Graf, der sich noch eben nicht ohne Empfindlichkeit über das Fernbleiben des Freundes beschwert, schien von seiner Erscheinung genesen, wie elektrisirt. „Mein Miklosch! Mein Miklosch!" rief er; man konnte wieder recht den Zauber wahrnehmen, den Lenau übt. Da saßen sie Beide auf dem Divan mitten im Saale, von Blüthenkelchen überrankt; Arm in Arm, Haupt zu Haupt geneigt, Alles um sich vergessend, hielten sie sich umschlungen, mit einander flüsternd, fast wie Spielgenossen, die sich wiederfinden.

Dieß geschah zu Serach am 17. Juni 1844. Es war ihr letztes Beisammenseyn hienieden. Einen Monat darauf war Alexander leibes-, und wieder ein Vierteljahr später Niembsch (das Schrecklichere!) geistestodt.

Emilie an Emma.

Lichtenthal, am 8. Juli 1844.

Alles stimmt zusammen in den melancholischen Grundton unsers hiesigen Lebens. Wir hatten bis jetzt fast immer schlechtes Wetter und waren bedeutend unwohl. Dabei fühlten wir uns gar einsam und verlassen, denn der Freund Niembsch ist uns ganz abtrünnig geworden, unterhält sich in Baden so vortrefflich, daß er, wenn er auch zuweilen einen kurzen Besuch bei uns abstattet, doch nie bei uns ist, und durch dieß gleich wieder Forteilen mehr peinliche als angenehme Eindrücke hier zurückläßt. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Grafen Alexander in Wildbad, die uns Niembsch gestern Abend brachte, hat ihn und uns Alle sehr erschüttert.

Mayer und Uhland sah dießmal Niembsch gar nicht.

Auerbach fährt im erwähnten Aufsatze fort: „Ich wohnte schon mehrere Wochen in Baden, als ich erfuhr, daß Lenau mit der Familie Reinbeck in Lichtenthal angekommen sey. Ich suchte ihn sogleich auf und er sagte mir alsbald beim Alleingehen im Garten, daß bei aller Anhänglichkeit und Treue gegen die Reinbecks er sich doch gedrückt und beklommen fühle in dem einsamen Lichtenthal. Es werde ihm schwer, sich von ihnen zu scheiden, da sie kränklich und zum Theile ihm zu Liebe nach Baden gekommen seyen. Auf die Vorstellung, daß es seine Pflicht gegen sich und die Freunde sey, frischauf zu seyn und durch seine Anwesenheit zu erfrischen, ging er willig ein; er schien in einem leichten Selbstkampfe, bei dem man froh ist, daß ein Unbefangener durch handreichende Zustimmung heraushilft.

Der alte Reinbeck — der, wie wir „Stuttgarter Gymnasiasten" aus den zwanziger und dreißiger Jahren wohl wissen, mit seinem norddeutsch fremdartigen, zierlichen Wesen nirgends mehr am unrechten Platze war, denn als Lehrer der schwäbischen Jugend, die auf der Schwelle des Universitätslebens stand — hatte ganz gegen die sonst umlaufende Meinung von seinem Selbstgefühle eine rührende Sorgfalt für Lenau's Poesie und dichterisches Schaffen, er war eifersüchtig darauf bedacht, daß ein Jeder die hohe Ansicht von der Bedeutsamkeit des Dichters mit ihm theile. Lenau wiederholte das Wort einst mehrmals, als ich die Frau Reinbeck einmal

gesprächsweise mit einem feierlichen Choral verglich. Er sprach gern und begeistert von dem ungewöhnlichen Wesen der edlen Matrone, die auch als Landschafterin sich ein selbstständiges Gebiet der Kunst sinnig angebaut hatte.

Als wir auf seinem Zimmer allein waren, sagte Lenau: „Ich hab' immer mit Du an Dich gedacht, drum wollen wir auch Du zu einander sagen." Er küßte mich und holte darauf voll Freude einen Stock, den er vom Schirme losband: „Da! sagte er, ich hab' keinen Stock finden können, wie Du einen verloren; da nimm den Stechpalmenstock. Schau das Gesicht, das darauf ausgeschnitzt ist! So eine Fratze hab' ich gemacht, wie ich die Albigenser geschrieben hab'. Wenn Du den Kopf ansiehst, kannst immer gut an mich denken!"

Die Dämmerung brach ein, Lenau war so stürmisch, daß er noch heute eine andere Wohnung haben wollte; es war ihm so dumpf und drückend in Lichtenthal. Während die fashionable Welt in der schönen Allee spazierte, ritt und fuhr, fragten wir in den Häusern am Wege nach Wohnung, fanden aber keine entsprechende. In einem Hause — ich glaube es war des Münzmeisters Kachel aus Karlsruhe — gefiel es Lenau gar wohl, der Hausherr war abwesend und keine Wohnung frei. Ich sagte Lenau, er solle seine Karte abgeben und man werde ihm gewiß Platz machen, da lachte er mich tüchtig aus. Er war weit entfernt von der grassirenden Bewußtthuerei, die sich stets eine gewisse Haltung geben will und sich immer geberdet, als ob sie wie ein Ifflandischer Fürst nur den Mantel zu lüpfen brauche, um vor dem verhüllten Stern sicheres Staunen und Kniebeugen zu erregen. Er gab indeß doch seine Karte ab und wir zogen weiter. Er wunderte sich hier bei der Besichtigung der Wohnungen, wie später, wenn ich ihm manche Kleinigkeiten besorgte, daß ich für diese Dinge Rath wußte und dazu bereit sey: er hatte wenig Sinn für Derartiges. Während wir Anderen uns von Jugend auf durch Noth und Sorgen hindurchschlagen mußten, schien Lenau in äußeren Dingen an ein gewisses Gehenlassen gewöhnt, des Besorgens durch Andere gewärtig. Er war aber in seinem ganzen Behaben weit entfernt von jeglicher steifen Unbehülflichkeit, vielmehr auf Ordnungsmäßigkeit bedacht, sorgfältig ohne Aufhebens davon zu machen, überhaupt von einer gewissen vornehmen Gewöhnung. So ließ er sich z. B., wenn er etwas zu

bezahlen hatte, vom Kellner nie kleine Münze herausgeben; er winkte ihm ruhig, sie zu behalten.

Nicht diese Nacht mehr wollte Lenau nach Lichtenthal zurückkehren und er blieb in dem englischen Hofe.

Auf einem späteren Spaziergange erzählte er mir dann, daß er nach Baden gekommen sey, um hier im Anschauen des genußjägerischen Wohllebens aller Art seinen „Don Juan" zu vollenden. Ich weiß die Worte nicht mehr, aber erinnere mich, daß er diese Dichtung als ein letztes Zusammennehmen seiner Kraft nach einer Seite hin bezeichnete.

Ich will es hier nur ein- für allemal bekennen, daß ich mich der Unmittelbarkeit Lenau's und seinen gigantisch ausgreifenden Gedanken gegenüber voll Ehrerbietung fühlte, wie sie Niemand erlangt, der es auf Imponiren angelegt hat. Und diesen freiwilligen Zoll der Ehrerbietung brachten ihm Alle mehr oder minder.

Lenau gehörte zu jenen Naturen, die nie daran denken — zum Theil auch weil sie es ohne zu weit gehende Härte nicht auszuführen verstehen — den Troß der Menschen von sich fern zu halten, der sich namentlich in einem Luxusbade einfindet, um von der anstrengenden Faullenzerei des ganzen Jahres während der Sommermonate bequem auszuruhen. Sie drängten sich in so unbefangener Selbstgewißheit an den geistig Arbeitenden, an den so berühmten Namen, durch den sie eine zeitweilige Belebung ihres lahmen und öden Daseyns, eine „amüsante Conversation" hoffen durften, und fast noch mehr als mit dem eigenen Genießen stolzirten sie innerlich, Neuangekommenen eine interessante Bekanntschaft vermitteln und davon selbst einen Schimmer erhaschen zu können. Lenau ließ diese Leute ruhig an sich herankommen, wenn er auch bei aller Leutseligkeit sich manchmal bei mir über ihr zudringliches Wesen beschwerte. Dabei lag aber in seiner Schweigsamkeit und ruhigen Haltung eine gewisse unmittelbare Majestät, daß die „Dominoherren" es doch nie wagten, mit Lenau wie mit Ihresgleichen umzuspringen, Neckereien und kleine Verdauungsscherze an ihn anzubinden. Das bewährte sich auch als wir wie gewöhnlich eines Mittags durch die Budenreihen nach dem Conversationshause gingen. Dort stand ein Mann, den ich nicht näher bezeichnen will, er klopfte Lenau ganz „famillionär" auf die Schulter und sagte: „Na, Lenau, wo treiben

in seinem Geleite und in dem der Damen zu seyn. Nur manchmal schien die heilige Festesstimmung unterbrochen durch hastige Briefe, die Lenau rasch und meist auf meinem Zimmer schrieb und selber zur Post trug. Das waren aber nur flüchtige Wolken, aus denen die Sonne des neuen Lebens vollstrahlend hervorbrach.

Der Abend vor dem Abschiede kam. Es war eine schöne Sommernacht, wir Vier wandelten vor dem Kurhause, während die Musik schöne Weisen spielte. Die Tante wollte nach Haus, als die Musik eben einen widerwärtigen Mischmasch ertönen ließ, einen damals Mode gewesenen Eisenbahnwalzer, in dem das schrille Pfeifen und Keuchen der Locomotive mit allerhand unharmonischen Instrumenten nachgeahmt war. Lenau bat, daß sie nicht unter diesen Tönen den Ort verlassen wollten, wir blieben noch eine Weile und endlich mußte doch geschieden seyn.

Ich glaube, Lenau war noch am andern Morgen bei den Abreisenden; später kam er zu mir, und es stand fest in ihm, daß dieß Mädchen sein werden müßte; er war wiedergeboren, alles vergangene Leben hinter ihm eingesunken. Oft wiederholte er auch, wie er sich freue, eine Frau aus so ehrenfester Bürgerfamilie zu besitzen, während er in Wien sich so oft habe mit Adeligen verbinden sollen. Er sprach davon, daß es sein Vorsatz sey, nie eines seiner Kinder in Staatsdienst und Abhängigkeit treten zu lassen, sie sollten, wenn nicht anders, ein Gewerbe treiben. Ein neuer Blüthenfrühling sproßte in ihm auf und er ward nicht müde, den hohen Seelenadel und die Anspruchslosigkeit der Erkornen zu preisen. In seltsamer Befangenheit war er aber mit ihr zu keinem entscheidenden Ausspruche gekommen, und es quälte ihn tief, hierüber Gewißheit zu erlangen. Ich rieth ihm nach Rippoldsau zu reisen, dort werde er wohl von der Verwandten sich solche verschaffen können. Er reiste ab und kam nach einigen Tagen ganz jubelvoll wieder, er hatte die Sicherheit der Erwiederung seiner Liebe.

Bei diesem Zeitpunkte mag einstweilen stille gehalten werden und dabei gestattet seyn, zur anziehenden und hochdankenswerthen Mittheilung Auerbachs einige kleine Glossen zu machen, hiebei dem Laufe seiner Erzählung folgend.

Niembsch bekam damals in Baden mehrere Stöcke mit darauf

geschnitzten Fratzenköpfen. Er war überhaupt ein Freund von solchen. Einmal besichtigte er mit Frankl (s. d. B. S. 41) Jütners Sammlung von Büsten zu Wien, worin der barocke Bildhauer Messerschmidt die verschiedenartigsten Leidenschaften und Empfindungen ausgedrückt hat. Lenau bewunderte dieselben lange. „Die sollte des Messerschmidt Landsmann, mein verehrter Justinus Kerner sehen! In den Köpfen spielen Dämonen, nur wäre es ihm schwer, sie aus ihnen herauszutreiben; das haftet Alles unsterblich an dem Erz und Marmor!" — Vor einzelnen Köpfen blieb er lange stehen, namentlich vor dem Kopfe: der innerlich verschlossene Gram, vor dem Feldherrn, vor dem Dichter, bei dem er es sehr humoristisch-ironisch fand, daß er statt eines Lorbeerkranzes einen Strick um die Schläfe gewunden hat. Die Gesichtsverzerrung des erbosten rachgierigen Zigeuners, der ihm vor allen Köpfen gefiel, suchte er nachzuahmen, eben so den Schalksnarren und den Erzbösewicht. „Gehn wir, sagte er endlich lachend, das reizt mich alle diese Gesichter nachzuschneiden. Ein Dichter sollte keine Karrikaturen anschauen, geschweige denn sie nachzuahmen suchen. Es muß Etwas in diesem Bildhauer gewesen seyn, was ihn leicht hätte zum Narren werden lassen; glücklicher Weise lagerte es sich als Kunst in ihm ab."

Einen Vorfall, welcher zeigt, wie wenig Niembsch, ohne alles Ansehen der Person des Vorbringers, Ungebührliches in seiner Nähe litt, auch wenn solches ihn nicht unmittelbar berührte, brachte Frankl S. 90: „Er duldete nicht, daß Andere sich einen cynischen Ausdruck in seiner Gegenwart erlaubten. Ich war Zeuge einer Scene, wo er einem in der Gesellschaft hochgestellten Manne mit den Worten: „Das ist sehr ordinär!" den Rücken kehrte und der darüber etwas verlegenen Umgebung zurief: „Habeat sibi!" Es war dieß eine Eigenthümlichkeit, die von den ungarischen Schulen wohl herrührte, daß er sich mit Vorliebe lateinischer Redensarten bediente . . .

Wie Lenau als Dichter seine Würde zu wahren wußte, zeigen folgende von Emma Niendorf gemeldete Vorfälle (S. 220 und 225): „Die alte Frau von P.," sagte er, „hat im Winter ihren Salon, wo sie lauter Künstler einladet, Dichter, Virtuosen u. s. w. Da werden Productionen gemacht und grandios wird soupirt. Sie hat mich auch schon oft dazu

einladen lassen durch W., der ein Freund von mir ist. Ich ging aber nicht hin. Einmal, da konnt' ich ihr aber doch nicht ausweichen in Ischl auf der Esplanade. W. saß neben ihr auf einer Bank. Ich wollte mit einem Gruß vorübergehen, aber er rief mich an und sagte: „Erlaube, daß ich Dich meiner verehrten Freundin, der Frau von P. vorstelle." Sie sagte mir nun von ihrer Freude, mich kennen zu lernen, und dann: „Werden Sie mir nicht auch einmal in meinen Soiréen das Vergnügen schenken?" Nur so hingeworfen. Da wollte ich ihr auch eine Sottise machen und setzte mich neben sie auf die Armlehne der Bank, sah zu ihr herunter und sagte: „Nein, ich muß Ihnen recht sehr danken," und baumelte mit dem Fuß. Nach einer Weile stand ich auf und empfahl mich. Ich dachte: „Bist du en negligé, so will ich es auch seyn."

Erlebten wir es doch, daß Jemand, dem Lenau vorgestellt wurde, herablassend zu ihm sagte: „Ihre poetischen Versuche habe ich gelesen." Das Gesicht, welches der Dichter bei diesen Worten machte, kann man sich nach der eben von ihm berührten Anekdote füglich selbst dazu denken.

Einmal kam Niembsch zum Direktor des Salinenoberamtes in Gmunden; da war noch ein anderer Mann bei diesem. „Es ist odios, dieses Vorstellen. Wie kann er wissen, ob ich den Menschen kennen lernen will, oder er mich, wenn man nicht vorher fragt? Er stellte mich als den „Dichter Lenau" vor. Der Andere entgegnete: „Es giebt jetzt so viele pseudonyme Dichter, daß man immer einen Katalog haben sollte, um sie nicht zu verwechseln." „Wer einen Katalog braucht, um sich die Namen zu merken, thut besser, sich nicht darum zu kümmern," sagte ich und ging weg. „Du kommst mir recht!"

Niembsch hat nicht gerne und mit unvermischter Gewohnheit den Wiener Dialekt gesprochen, worunter doch wohl der des gemeinen Volkes gemeint seyn will. Er verstand ihn zwar, da das Deutsch, welches man in Ofen und Pesth spricht, so ziemlich dem in Wien ähnelt, und dann war er auch lange genug in Wien gewesen, allein er sprach ihn in gesunden Tagen nicht. Eben weil Niembsch gewöhnlich rein deutsch gesprochen, fiel es Frankl auf (s. dessen Buch, S. 117), daß er ihn in seiner Krankheit zu Winnenthal mit ungarischem Accente deutsch sprechen hörte. Dieselbe charakteristische Wahrnehmung machte auch Auersperg bei

seinem Besuche dortselbst. Ich hörte Niembsch auch nicht ein einzigesmal in österreichischer Mundart geschriebene Gedichte vorlesen, deren die neuere Zeit doch sehr viele und darunter allerdings sehr lesenswerthe brachte; worin schon ein Fingerzeig liegt, daß er unserer Volkssprache nicht ganz mächtig sich fühlte. Uebrigens wird gerne zugegeben, daß Niembsch im unbekümmerten Alltagsgespräche mit guten Freunden eben so leicht als Oesterreicher sich verrieth, wie Andere als Schwaben, Preußen, was auch hin und wieder ein spaßhaftes Mißverständniß veranlaßte. So frug Niembsch einmal den Grafen Alexander: „Ist ka Ball bei Hof?" worauf Letzterer mit schöner Entrüstung antwortete: „Wo wäre wohl in aller Welt ein Hof, woselbst nicht immer und ewig Kabal' im Finstern wühlete."

Walzer erfand Lenau wohl etliche selbst, doch befanden sich deren nicht in seinem Nachlasse. Er mag sie mit verbrannt haben. Ungarische spielte er, wie er sie von Zigeunern in seinem Geburtslande, und Ländler, wie er sie in Wien, zumal aber zu Aussee in Steiermark gehört, ungemein gern und mit großer Wackerheit. Evers schrieb ihm die Ausseer einmal auf, und so wird wohl auch an diesen Auerbach sich geweidet haben.

Das schnelle Verbrüdern und häufige „Brüderl" sagen war sonst des schon gereiften Mannes Lenau Sache eben nicht. Er schloß sich im Gegentheile immer mehr gegen die Außenwelt ab und wurde beinahe leutescheu, wie erzählte Vorfälle und seine eigenen Briefe sehen lassen. Jene auffallende Abweichung deutet also schon auf einen abnormen Zustand.

Das erwähnte Widmungsgedicht lag im Entwurfe, leider aber ohne Tagangabe, unter den rückgebliebenen Schriften, und ward sonach in Lenaus dichterischen Nachlaß aufgenommen. Man merkt ihm etwas das „Impromptu" an.

Daß Lenau in Wien so oft mit Adeligen sich habe verbinden sollen, ist daselbst unbekannt und daher wohl nur ein Mißverständniß. Uebrigens würde es ihm, wenn es in seinem Wunsche gelegen hätte, ohne Zweifel möglich geworden seyn.

Niembsch handelte dießmal bezüglich einer Verbindung mit Marie, — so heißt die mariennmilde, seelenedle Frankfurterin, — äußerst rasch und entschlossen, gegenüber seinen früheren Vorgängen gegen Lotte und Karoline, was als ein weiterer Beweis einer damals bereits eingetretenen krankhaften

Seelenerregung erscheinen möchte, wozu der Keim schon durch die Sommerschwüle zu Stuttgart während des langwierigen und verdrießlichen Corrigirens ausgebrütet worden seyn mag. Hiezu kommt auch noch, daß er in Baden eben damals an mehrtägigem, beständigen Kopfschmerz gelitten hatte, wogegen der Magnetiseur seine Kunst zweimal vergebens versucht, was auf ungewöhnlich große Blutanhäufung im Haupte hinweiset. Niembsch verbrannte damals durch überstürztes Handeln, gleichsam aus Angst und Furcht vor sich selbst, die Brücke hinter sich, um sich damit sogleich jedweden Gedanken an Rückzug durchaus abzuschneiden. Alte feste Bande lassen sich nicht ohne Gefahr stracks zerreißen, sondern nur allmälig und schonend lösen, und neue nicht für immer bleibend schließen, ohne nicht früher klar überblickt zu haben, ob sich auch Alles dazu nach Wunsche fügt und schmiegt, sonst macht die Zukunft dieselben leicht zu harten Fesseln. Niembsch fühlte wohl auch selbst, welch ein gewagtes Spiel er spielte, wogegen das gemiedene am grünen Dominotische nur Kinderei, und scheute sich daher, auch nur einen Hauch darüber nach Wien gelangen zu lassen; an Sophie auch sogar nicht einmal, ja just am allerwenigsten an die. Seine Erfahrung von 1839 hatte ihm wenig genützt. Hätte er wie damals wieder sich Sophien vertraut, die sein Heil von Herzen wünschte, die Sache wäre sodann, wenn auch nach einigen Stürmen, nach vorerst beruhigend gelöster Lebensfrage im eigentlichsten Sinne, wohl wahrscheinlich zu glücklichem, und doch jedenfalls besserem Ende gelangt. Niembsch sagte später selbst: „Mein ganzes Unglück ist ein verfehltes Rechenexempel. Ich habe mich verrechnet. Ich wollte noch glücklich seyn, und als ich das Glück erkannt, es mir schnell sichern; ich glaubte, man würde sich in eine vollendete, erheischte Thatsache leichter ergeben, nichts könne mehr hindern, Alles versöhnt werden, Alles sich von selbst klären — aber die alten Bande lassen mich nicht los“ (Niendorf 270). Als Niembsch den letzten Brief an Sophie schrieb, kannte er bereits Marie, und gleichwohl meldete er kein Wort an Sophie davon, obschon er sie anwies, ihre Antwort nach Heidelberg zu richten, wohl bereits in dem verschwiegenen Entschlusse, über Heidelberg nach Frankfurt reisen zu wollen.

Niembsch an Sophie.

Baden, 15. Juli 1854.

Liebe Sophie!

Ich bin in den letzten Tagen von hier entfernt auf einer Reise durch den ganzen Schwarzwald gewesen; darum hab' ich nicht an Sie geschrieben. Doch hab' ich auf dieser Reise Ihrer und Ihres Hauses nicht vergessen; denn als ich, durch das Kinzigthal fahrend, nach H. kam, erinnerte ich mich, daß an diesem Orte noch Jemand von Eurer Verwandtschaft zu finden sey. Ich erkundigte mich bei der Wirthin um den Posthalter K., der mir noch als Bruder Ihres Vaters im Gedächtnisse war. Die freundliche Frau führte mich sogleich über die Straße in ein kleines einstöckiges, aus Stein und Holzgebälke gebautes Häuschen, und über eine schmale, hölzerne Wendeltreppe gelangte ich an die Thüre des Postbureaus, vor welcher eine große, alte, lederne Brieftasche auf dem Boden lag. Ich klopfte an, und eine Stimme, in der ich die Ihres Vaters zu hören glaubte, rief: herein. Es erhob sich vom Stuhl, aus einer langen Pfeife schmauchend, ein alter Herr, in dem ich sogleich den Bruder Ihres Vaters erkannte. Ich entschuldigte mein unvermitteltes und durch kein Geschäft motivirtes Eintreten und machte dagegen geltend, daß ich seine Verwandten in Wien genau kenne und das Glück habe, ihnen befreundet zu seyn, worüber er in lebhafte Freude gerieth. Er gleicht Ihrem Vater außerordentlich. Dieselbe Haltung des nur etwas längeren Leibes, dieselben Haare, Gesichtszüge und Mienenspiel; ja, mir schien, als fehlten ihm auch gerade dieselben Zähne. Meine guten Nachrichten über Euch Alle erregten ihm große Freude; doch hielt er dabei einen schmalen Papierstreifen in die Höhe und sagte mit wehmüthigem Kopfschütteln: „Sehen Sie, größer ist das Format der seltenen Briefe nie, die mir mein lieber Bruder aus Wien schreibt, und doch möchte ich gerne so oft und so ausführlich wie möglich Nachrichten von ihm und den Seinigen haben!" Darauf rief er seine Schwester herein. Eine alte, schon etwas gekrümmte Dame mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen und lebhaften Augen. Sie gab mir sehr treuherzig die Hand, bat mich, ihrem Bruder einen herzlichen Gruß und zugleich Verweis zu bringen, daß weder er nach H. komme, noch bis jetzt eins seiner Kinder herausgeschickt hätte. Der Posthalter bat

mich um meine Adresse nach Baden und um die Gefälligkeit, eine Abbildung von H., die er mir dorthin senden wolle, an seinen Bruder nach Wien mitnehmen zu wollen. Ich schrieb ihm meine Badener Wohnung auf, und unter den freudigsten und herzlichsten Begrüßungen (nachdem mir des Posthalters Tochter, ledige, F., vorgestellt worden war) verließ ich die guten Menschen. Leider konnte ich nicht länger bleiben; ich war auf einer gemeinsamen Reise mit Dr. Fränkel nach Rippoldsau begriffen. Die beiden Alten, die von mir augenblicklich liebgewonnenen, gaben mir ihre Begleitung bis über die Straße, und die vortreffliche K=Schwester hängte sich ganz traulich in meinen ihr gebotenen Arm. Sie sagte mir auch, wie gerne sie, wenn es nur um einen Tag später wäre, mit mir nach Rippoldsau fahren möchte, um nur länger mit mir über Euch Alle sprechen zu können.

Der Schwarzwald ist überaus herrlich. Durch die wechselnden Krümmungen der Thäler macht auch die Schönheit immer neue Wendungen, so daß man in einem ununterbrochenen Strom von herrlichen Waldscenen dahinfährt. Alle meine Leiden sind geheilt und meine Kräfte wie neugeboren. Morgen reise ich nach Heidelberg, wo ich einen Brief von Ihnen zu finden hoffe. Ihren nächsten Brief erbitt' ich mir nach Stuttgart p. r. Zum 13. August komme ich nach Wien und eigentlich nach Lainz. Doch werde ich diesen Herbst aus mehreren, zum Theil sehr gewichtigen Gründen, wohl noch einmal herausreisen müssen. Die Albigenser sind noch nicht angefangen. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Auerbach fährt fort:

„Nun ward die Reise nach Frankfurt beschlossen; ich sollte mit als „Gespiele" des Bräutigams. Meine Zeit war noch von der Herausgabe des Gevattersmanns und der Anordnung des deutschen Familienbuches streng in Anspruch genommen, ich reiste daher voraus nach Karlsruhe, wollte sehen, ob ich abkommen könne, und Lenau sollte mich am Bahnhof erwarten. Als ich ihm nun dort sagte, daß es mir unmöglich sey, mitzureisen, da rannen ihm die Thränen unaufhaltsam die Wangen herunter und er klagte schwer, daß er nun ohne Bruder und Genossen so ganz allein den bedeutsamsten Weg seines Lebens ziehe.

In Frankfurt traf Lenau Moritz von Schwind, Felix Mendelssohn und unsern gemeinschaftlichen Freund, Ferdinand Hiller. Er war mit diesem in dem nahen Bade Soden und noch bei seiner Rückkunft erzählte er, wie ihn Hillers Composition seiner „drei Zigeuner," die er dort singen hörte, ungemein erfreute, und von Hillers Klavierspiel angeregt, schrieb er ihm in sein Album folgende Zeilen.

Als Hiller mir spielte:

Wenn seine Sonne hat das Licht,
Aus der ein Meer von Strahlen bricht,
Wo ist die Sonne für den Klang,
Dieß Meer ausströmend von Gesang?

Frankfurt, 20. Juli 1844. Nicolaus Lenau.

Dieß ist wohl das letzte Gedicht, das er in seinen lichten Tagen geschrieben, es gibt Zeugniß seiner Kraft, die ihn für den mystischen Trieb nach dem Unergründlichen, dem Urquell von Ton und Wort, so mächtigen Ausdruck gewinnen ließ. Sollte die Antwort vielleicht in Begriff und Wort: „Sphärenmusik" liegen, wodurch man den leuchtenden, rhythmisch rollenden Weltkörpern ein Tönen zutheilt?... Auch in Frankfurt war er, wie mir erzählt wurde, oftmals seltsam weichmüthig und zu Thränen geneigt. Dort sagte er einmal zu Schwind ohne Begründung und Erklärung das schreckliche Wort: „Das Licht geht aus!" Dasselbe Wort wiederholte er mir einmal in Baden, als er am hellen Mittag, gebückt, die Hände zwischen die Kniee geklemmt, auf dem Sopha saß. Ich erschrak darüber, wußte nicht, was er wollte und schalt ihn über solche seltsame Rede; er ging davon ab und sagte: „Es ist nichts, vergiß es."

Still und in sich gekehrt war er nach Baden zurückgekommen, nur wenn er von seiner Braut sprach, war Alles in ihm ein voller, hoher Accord der seligsten Freude. Und doch ist es so schwer, bei einem Manne wie besonders Lenau, der getragen und gehegt war von hingebender Anerkenntniß gewohnter Kreise, sich nun in neuem Kreise in seinem Wesen vielfach documentiren zu müssen und sich ausdrücklich kennen lernen zu lassen.

Lenau hielt den Plan fest, sich in Heidelberg anzusiedeln, und da ihn die Existenzfrage auch vielfach beschäftigte, gedachte er, seine Abneigung

gegen Staatsdienst überwindend, als Docent der Philosophie aufzutreten. Auf den Einwand, daß das, was er hierin leisten könne, wohl auch Andere vermöchten, daß aber, was ihm zunächst als ausschließlicher Beruf gegeben sey, auch seine Pflicht bleibe, ging er wiederum willig ein und sprach viel von dem Plane zu einem großartigen Oratorium, den er mit Felix Mendelssohn verabredet hatte; er wollte darin, über die biblischen Stoffe hinausgehend, ein Neues schaffen; sein Studium der Gnostiker sollte ihm dabei unverloren seyn. Da er selber nichts Näheres darüber bezeichnete, und vielleicht auch noch nicht entschieden darin war, blieb es bei diesen allgemeinen Andeutungen. Ueberhaupt rang er offenbar mit der Gestaltung dieses neuen Lebens, das ihm so spät geworden, da es der jugendlichen Biegsamkeit und Fügsamkeit ermangeln will und ein volles reiches Daseyn des Thuns, Denkens und Empfindens nicht mit hinüber genommen werden durfte in das neue Leben. Die Skepsis, die fort und fort sich erneuert, ist zugleich Ursache und Wirkung des Vereinsamens, sie hat nothwendig ihre Grenze und mindestens ihren theilweisen Abschluß, sobald ein positives Verhältniß fest gegründet ist, das dem subjectiven Belieben, dem waghalsigen Hinaussteuern ins Uferlose Schranken setzt, indem noch ein anderes damit gefährdet ist.

Vor der Reise nach Wien bangte Lenau, er wollte, daß ich an seiner Stelle dahin gehen könnte; ich erbot mich dazu, da ich in wenigen Wochen der buchhändlerischen Verpflichtungen entledigt war und ich ihm so gerne einen Ersatz für das versagte Geleite nach Frankfurt gegeben hätte. Bald sagte er aber wieder, daß diese Dinge in Wien nur er und Niemand anders erledigen könne.

Hiezu mag in Bezug des Verhältnisses zwischen Lenau und Mendelssohn Folgendes bemerkt werden. Ein Freund Lenau's zu Wien, der Tonsetzer, Tonmeister und Tonlehrer Joseph Fischhof, welcher mit ihm im Jahre 1819 in die Philosophie getreten und später auch wieder in den medicinischen Vorlesungen mit ihm zusammengetroffen war, lernte im Jahre 1828 mit ihm Englisch von deren gemeinschaftlichem Freunde Witthauer. Die Vorlesungen waren immer bei Fischhof im Trattnerhof. Nach der Stunde blieben die Freunde noch oft beisammen, wo sodann Fischhof

gewöhnlich sich ans Klavier setzte, um meistens von Beethoven vorzuspielen. Lenau liebte die Nachtseite der Musik und nur mit Mühe und vielem Vorspielen erzwang von ihm daher Fischhof die Anerkennung Mendelssohns. Lenaus Achtung für Mendelssohn steigerte sich aber in der Folge so, daß er sogar einen Oratoriumtext für ihn dem beiderseitigen Freunde Fischhof versprach. Lenau meinte, das göttliche Princip sey durch Händels Messias unübertrefflich betont; der gefallene Engel, der Dämon, müßte denn auch ins Oratorium hineingezogen werden, und in genialen beredten Grundrissen, wobei sein Auge wunderbar flammte, entrollte er die ganze Structur des Gedichtes. Schade, daß Unglück und Tod das gemeinschaftliche Werk zweier so großer Meister, dessen künftige Ausführung dieselben noch bei ihrem letzten Zusammenseyn so lebhaft beschäftigte, für immer feindlich verhinderten!

Professor Fischhof bringt noch bei, daß Lenau die Compositionen seiner eignen Lieder von Fräulein Josephine Lang in München, späterhin Professorin Köstlin in Tübingen, einer genialen Componistin, als besonders seine Intentionen treffend, bezeichnete; dann auch, daß Lenau, trotz seiner Vorliebe für die melancholische Richtung in der Musik, dennoch einen Widerwillen gegen die sogenannte „nervöse" Kunst hegte.

Die vier Zeilen an Hiller waren mit der abweichenden Ueberschrift „Sonne" und mit der Veränderung in der letzten: „Ein Meer" statt „Dieß Meer" unter Lenau's Papieren vorhanden und wurden in den Nachlaß eingeschaltet. Lenau's letztes Gedicht ist dieß jedoch nicht, denn abgesehen davon, daß er noch im August und September 1844 zu Wien, ja auch sogar zu Stuttgart noch am Don Juan fortdichtete und ihn abschloß, so sind aus dem September auch noch zwei herrliche kleinere Gedichte vorhanden, worauf späterhin umständlich die Rede kommen wird.

Niembsch an Sophie.

Baden-Baden, 27. Juli 1844.

Unterdessen bin ich in Frankfurt gewesen. Von meinem dortigen Leben werd' ich Ihnen mündlich erzählen, wenn ich nach Lainz komme, was bis zum 13. August unfehlbar geschehen wird.

Der Tod Alexanders hat mich sehr betrübt. Er war mir wie kaum ein zweiter von meinen Freunden in großer Liebe ergeben. Eben ging ich eines Abends nach Lichtenthal hinüber, als mich unterwegs ein alter Bekannter aus Stuttgart antrat und sagte: „Diese Nacht starb Alexander in Wildbad.“ Das Schicksal scheint unter meinen Freunden aufräumen zu wollen, damit ich im Alter recht wie ein Hund verlassen und vergessen umkomme. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Nun geschah die zweite Reise nach Frankfurt und zwar zur Verlobung. Niembsch war vor Allem sehr darum zu thun, einen Vermögensstamm sich zu bilden, woran er und die künftigen Seinigen mit Beruhigung sich zu lehnen vermöchten. Er konnte zwar in Folge der schon vollendeten Auflagen seiner Gedichte und des Savonarola, dann der noch bevorstehenden der Albigenser über mehr als 4000 fl. rheinisch verfügen; die genügten ihm aber nicht zu einer Grundfeste für einen häuslichen Herd, wie solchen ein so gefeierter Dichter zu wünschen berechtiget war. Wenn er auch wohl noch die Hoffnung hegte, daß auch von Seite seiner Braut ein ansehnlicher Beitrag zur Errichtung ihrer gemeinschaftlichen Wirthschaft würde geleistet werden können, so glaubte er sich die nöthige Stütze doch nur allein durch völligen Verkauf aller seiner bisher erschienenen, gleichwie auch der noch künftig anzuhoffenden Werke verschaffen zu können. Zu diesem Ende reiste er von Baden vorerst nach Stuttgart, und da er Freiherrn v. Cotta dort nicht traf, zu ihm auf dessen Besitzung Dotternhausen. Cotta ging bei der Wichtigkeit des Geschäftes nur auf das heftige Andringen von Niembsch in die augenblickliche Abschließung ein, wobei es diesem gänzlich überlassen ward, die Bedingungen selbst zu stellen. Als solche wurden im Wesentlichen festgesetzt: „Herr v. Niembsch überläßt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung das immerwährende und ausschließliche Verlagsrecht seiner sämmtlichen Schriften, der schon vorhandenen sowohl als der noch zu erwartenden, für welches Verlagsrecht er 20,000 fl. im Vierundzwanzigguldenfuße erhält. Außerdem sind dem Herrn Verfasser für jeden Band der erst zu erwartenden Schriften ein für allemal 2500 fl. zu entrichten. Die Auszahlung aber des Hauptehrensoldes von 20,000 fl. erfolgt innerhalb fünf Jahren von Ostern 1845 anfangend

in je zwei Jahreszielern zu Ostern und Michael." — Dieser höchst beschleunigte Vertrag wurde von Niembsch mehr aufgedrungen als eingegangen zu Dotternhausen am 30. Juli 1844. Niembsch eilte damit, ganz selig darob, nach Frankfurt.

Es handelt sich nun darum, über diesen zweiten Aufenthalt in Frankfurt, bei der bescheidenen Verschlossenheit der Hauptquellen, jenes Wenige vorzuführen, was sich gleichwohl darüber darbot.

Von einem Ungenannten steht im „Lloyd" vom Sonnabend Morgens den 7. Sept. 1850 Z. 263

Eine Erinnerung an Lenau.

Weiter soll sich nicht ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen.

Schöne, ächt poetische Worte eines vor Kurzem Dahingeschiedenen. Ob er sie auch selbst beherzigt haben mag?

Es war vor mehreren Jahren zu jener Zeit, wo Nikolaus Lenau seinen Brautlauf hielt, der so tragisch enden sollte, als ich mich an einem Tische mit ihm befand, und zwar im elterlichen Hause jener edlen Frau, über deren Beziehung zu Lenau dessen Schwestermann in den bekannten biographischen Umrissen (im Album österreichischer Dichter, Wien bei Pfautsch 1850) nur wenige andeutende Worte wagt. In jenem Hause war bei der überraschenden Höhe der Bildung, auf welcher auch der weibliche Theil der Familie sich bewegte, selbst das Anschlagen solcher Gespräche gestattet, welche ihres abstracten Stoffes halber sonst nur in männlichen Cirkeln abgewickelt werden. So entspann sich bald nach Beginn des Mahles ein Gespräch über Hegel und seine Philosophemen. So oft, oder besser so selten gebildete Wiener auf diese Berliner Celebrität zu sprechen kommen, fehlt nie das petit mot pour rire; sie können sich einmal mit diesem Prototyp der Abstraction nicht befreunden, daher auch wenige Geduld und Lust gehabt haben dürften, über die ersten Seiten seiner Schriften hinauszugelangen. Hier war es speciell die Hegel'sche Definition der Gottheit, welche besprochen wurde, und zwar in Gegenwart mancher

unschuldig gläubigen Gemüther. Ich entsinne mich nur, daß Lenau, wie es sein Brauch war, nach längerer scheinbarer Unaufmerksamkeit plötzlich in ein eigenthümliches Schmunzeln ausbrach und ausrief: „Deus est id (ich sage ausdrücklich id, nicht is) quod nemo scit, nisi forte Deus ipse sciat.“ Diese je nach dem Tone, mit dem man sie liest, entweder aretinischen oder gläubigen Worte hatten in Lenau's Munde fast einen schmerzlichen Ausdruck, der es bewies, wie oft und fruchtlos sein großer Geist über das erhabenste Räthsel des Daseyns nachgedacht haben mag.

Durch eine Wendung, die unschwer zu errathen ist, gerieth man auf das Kapitel der confessionellen Unterschiede, und somit auf die Judenemancipation, eine damals wie jetzt so vielfach ventilirte Frage. Ueber die Zulässigkeit derselben in unserem Zeitalter hatte Lenau seine eigenthümlichen Ansichten. Wenn mein Gedächtniß den Geist seiner Worte richtig aufgefaßt hat, so mochten sie ungefähr folgendermaßen lauten: „Die Judenemancipation darf nicht die Aufgabe des Augenblicks seyn, weil sie eine Frage von ebenso großer politischer, als religiöser Bedeutung ist. Das Judenthum ist der Glaube einer compacten, seit vielen Jahrhunderten unvermischten Nationalität; der Christ kann Mahomedaner, Feueranbeter, ja Fetischist werden, aber nicht Jude, weil er nicht vom Geschlechte Abrahams ist. Nicht zu läugnen ist, daß der Mosaismus Gebräuche und Ansichten anerkennt, welche dem Geiste der christlich-staatlichen Gesellschaft widerstreben. Das Höchste, was man also in der Gegenwart vom Juden verlangen könnte, wäre ein Ablegen dieser Gebräuche, als Entgelt für die neuen Rechte, die ihm jene Gesellschaft gewähren würde. Eine unbillige Forderung ist es aber, nebstbei zu verlangen, daß er sich taufen lassen sollte. Mit anderen Worten, man verlange von ihm Austreten aus der alten Genossenschaft, ohne ihm die bestimmte neue vorzuschreiben, in die er einzutreten hat.“

Nach Tische setzte sich Lenau in ein anstoßendes Zimmer zum Kaffeetrinken in einen Lehnstuhl, und zündete die geliebte Cigarre an. Sie war erst halb geraucht, als sie im Eifer des Gesprächs verlöschte. Nach einigen Minuten versuchte er es, sie von Neuem in Gluth zu versetzen, und empfing demnächst jenen wenig angenehmen Eindruck, welchen immer eine

wieder angezündete Cigarre machen wird. Unwillig warf er sie von sich und sagte:

„Des Lebens Traum ist einmal nur zu träumen,
Zerbroch'nes niemals wieder ganz zu leimen!"

Ein unreiner Reim, dafür aber vielleicht ein Impromptu, vielleicht auch nur eine Reminiscenz; für den ersten Fall entreiße ich diese Zeilen der Vergessenheit.

Hiemit sind meine Reminiscenzen an jenen Tag zu Ende. Warum ich so Unbedeutendes hier niederlege? Als Antwort diene eine arabische Mythe:

„Als Salomo den Tempel baute, brachte eine Ameise einen Strohhalm zu dessen Bau herangeschleppt, und Salomo nickte dankend."

Wenn der geachtete Erzähler bei Anhörung jener Verse gewußt hätte, daß Lenau dieselben bereits am 17. Februar 1832 zu Heidelberg an seinen Freund Klemm in Paris, der ihm zugeredet, die edle Lotte in Stuttgart zu heirathen, zurückweisend geschrieben; so würde für ihn wohl die Wiederholung dieser Worte just zur Zeit der Verlobung Lenau's mit Marie eine ernste, tiefe, schier schauerliche Bedeutung erlangt haben. Lenau war eben auch hier wiederum Prophet.

Lenaus Freund, Karl Evers, theilte mir nach Lenau's Tod bei wiederholter Rücksprache, wenn mich anders mein Gedächtniß nicht irre leitet, folgendes mit:

„Evers war mit seiner Gattin in Frankfurt am Main zur Zeit der Brautfahrt Lenau's. Evers erblickte von seinem Fenster aus Lenau auf einer Umfahrt. Dieser sah dermaßen freudestrahlend aus, daß solches als etwas ganz Ungewöhnliches Evers auffiel und zwar so, daß ihn darob sogar Besorgniß anwandelte. Späterhin sprachen sich die Freunde, wobei der Bräutigam seinen vollen Himmel aufschloß, und zuletzt auch im Rückblick auf die unabweislichen Bedürfnisse der Erde durch eine bekannte Bewegung des Daumens dem theilnahmsvoll Horchenden noch stillschweigend andeutete, daß es auch damit seine guten Wege habe. Evers erzählte darnach hievon seiner Gattin. Diese, als eine Einheimische vertrauter mit

den Verhältnissen der Frankfurter, besorgte, daß Lenau hierin wohl in einen Irrthum verfallen wäre. Vielleicht — äußerte Evers zu mir — hatte derselbe gedacht, der Stand eines Bürgermeisters einer so reichen großen und souverainen Stadt setze an und für sich schon — wenn nicht Reichthum, so doch bedeutende Wohlhabenheit voraus, wie dieß auch wirklich in Hamburg (Evers Geburtsstadt) der Fall ist, wo man den Bürgermeister auf Lebenszeit nur aus den ersten Häusern wählt, während man in Frankfurt, wo alljährlich gekürt wird, mehr auf Geschäftstüchtigkeit, und daher auch öfter auf eben nicht vermögliche Rechtsanwalte Bedacht nimmt. Auch mochte die Erscheinung des bescheidenen und edlen Mädchens zu Baden-Baden an der Seite der allerdings reichen Tante hiedurch einen unwillkürlich irre leitenden Nebenschimmer erhalten haben. Vielleicht wurde Lenau auch noch durch andere, nicht genügend Unterrichtete in der vorgefaßten Meinung von der Wohlhabenheit der Erkornen in gutem Glauben bestärkt. Eine Eröffnung der Brautmutter (der Vater war bereits gestorben), welche einer unter gewöhnlichen Umständen sehr genügenden, unter den obwaltenden aber keineswegs entsprechenden Mitgift erwähnte, entstürzte Lenau zu einer Zeit, wo an einen Rücktritt nicht mehr zu denken war, seiner beruhigenden Hoffnung auf eine vollkommen gesicherte Zukunft aller einst ihm Angehörigen. Welch ein peinliches Erwachen für einen schwermüthigen Dichter, der sich immer mit Ekel dem gemeinen Treiben abgewendet, und einem höheren Leben zugekehrt war! Der Pegasus sollte vor den Pflug! — Lenau war auch daher, als ihn Evers wiedersah, sehr herabgestimmt. Hiezu mochte auch noch ein anderes Ereigniß beigetragen haben. Einer von den neuen Verwandten oder Bekannten hatte Lenau gefragt: „was er denn eigentlich für eine Art Dichter wäre? Ob ein Theater- oder Romanschreiber, oder was wohl sonst derlei? — Man kann sich leicht den widrigen Eindruck denken, den eine solche etwas borstige und naive, vielleicht auch halb erbarmenvolle Frage unter übrigens so feiner und hochgebildeter Gesellschaft auf den berühmten Dichter machen mußte.“

Also beiläufig Evers. — Ich selber füge bei: Daß es einem so selbstständigen und gerecht stolzen Manne wie Niembsch nie einfallen konnte,

(wie das so vorkommt) nur nach Gelde zu freien — würde sich auch dann noch von selbst verstehen, wenn wir auch seine Gesinnungen dießfalls nicht schon bei anderer Gelegenheit — Karolinen gegenüber zeuge Brief vom 22. August 1839 — bestimmt und verläßlich kennen gelernt hätten. Ein Mann, den ein anzuhoffender Vermögenszuwachs von 50,000 fl. nicht reizt, den kann überhaupt kein Vermögen ködern. Andererseits konnte er aber auch, da er selbst nicht reich genug war, und bei seiner hervorragenden Stellung in der Welt verehlicht doch wenigstens ein sogenanntes „kleines Haus" hätte führen müssen, keine andere als eine ihm ziemlich gleich Bemittelte zur Gattin wählen. Weil nun diese von ihm für begründet gehaltene Voraussetzung hier sich nicht erfüllte, so warf ihn der verfinsterte Blick in die Zukunft, und wohl auch in Rückerinnerung an das Jahr 1839 die Furcht vor Wien, die schon aus seiner ungewöhnlichen scheuen Schweigsamkeit herauslauscht, inmitten alles Glückes, das ihm aus der unverhehlten und reinen Liebe einer edlen, sittigen, stillen und wahrhaft deutschen Jungfrau erblühte, gleichwohl oft plötzlich in jene, von Auerbach gemeldete, seltsam weichmüthige, zu Thränen geneigte Stimmung, ja sogar augenblicklich in so trostlose Schwermuth, daß er mit hiobischer Versunkenheit unbewußt ausrufen mußte: „Das Licht geht aus!" — Verräth dieß denn nicht bereits begonnenen Wahnsinn? —

Niembsch an Emilie.

Frankfurt, 5. August 1844.

Ueber mein ganzes Leben ist ein freudiger Friede gekommen, wie ich ihn diesseits nicht mehr zu gewinnen hoffte . . .

Niembsch an Freiherrn Georg von Cotta in Dotternhausen.

Stuttgart, den 8. August 1844.

Hochwohlgeborener! Hochverehrtester Herr und Freund!

Mit freudig und dankbar bewegtem Herzen mache ich Ihnen hier die Anzeige, daß Fräulein Marie — meine erklärte Braut ist.

Nachdem ich in Frankfurt einige unsäglich glückliche Tage erlebt, in

welchen ich eine wahre Wiederverjüngung meines Herzens und meines Lebensmuthes feierte, nachdem ich dort in festlicher Versammlung der Verwandten Glückwünsche und den Strauß des Bräutigams empfangen, und am folgenden Tag mit meiner geliebten Braut einen Spaziergang Arm in Arm durch Stadt und Promenade gethan hatte, fuhr ich vorgestern Abends 9 Uhr unter starkem Gewitter von der gelobten Stadt nach Stuttgart ab. — Die gloriosesten Blitze, die ich je gesehn, durchflammten die Schwärze des Gewölks und das Wetter hallte, als wollte mir der Himmel ein donnerndes Bravo! zurufen. Groß, theurer, innigstverehrter Freund, ist Ihr Antheil an der Begründung meines Glückes, groß und nie verjährend Ihr Anrecht auf meinen wärmsten tiefsten Dank.

Leben Sie wohl und herzlich vergnügt auf Ihrem Landsitze, bis wir uns wiedersehen. Morgen reise ich nach Wien und bald zurück nach Frankfurt und in den Himmel.

Ich bitte meine angelegentlichsten Empfehlungen an Ihre Damen zu bringen. Euer Hochwohlgeboren innigstergebener Niembsch-Lenau.

Seine Fahrt nach Wien war eine sehr traurige. Seinen Geburtstag, den er in Lainz begehen hatte wollen, brachte er noch einsam auf der Reise zu, und er weinte viel und bitterlich. Am 14. August 1844 trat er endlich in Lainz bei seiner Freundin Sophie ein. Sie frug ihn sogleich: „Niembsch, ist es wahr, was die Zeitungen von Ihnen melden?“ — „„Ja! — sprach er — doch wenn Sie's wünschen, verheirathe ich mich n i c h t; ich erschieße mich dann aber auch.““ —

Erst mehrere Tage darnach kam Niembsch zu uns nach Weidling, wo auch ich mich just befand. Er schien höchst glücklich und war es wohl oftmals auch für den Augenblick. So funkelnde Freudigkeit war an dem düsteren Niembsch befremdend, und darum verdächtig bezüglich ihrer Dauer, wie allzu lodernd Feuer, das da zwar hell leuchtet, aber auch schnell sich verzehrt. Es blickte manchmal durch, als wäre die Lust etwas gewaltsam erzwungen. Er erzählte mit höchster Liebe und Begeisterung von seiner Braut und nannte sie zumal eine wahrhaft deutsche Jungfrau. Die Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse — Niembsch: katholisch, Marie: evangelisch — war insoferne unerfreulich, als gerade damals in Deutschland

viel Geschrei über die Mischehen, und in Oesterreich deren Schließung mit früher unbekannten Schwierigkeiten verbunden war.

Niembsch schien im äußersten Falle entschlossen, jedes Hinderniß durch Uebertritt zu heben. Dieß rieth ich aber durchaus ab, schon auch, als nicht unumgänglich nothwendig, von Anderem und Wichtigerem zu geschweigen. Auf meine Frage bezüglich des Vermögens der Braut, deren ganzes Gewicht für ihn wir kannten, übersprang er kurz die Gegenwart und entwich in fernere unverbürgte Zukunft. Das war höchst bedenklich. Er erzählte mir dann von seinem Schriftenverkauf. — Ich schwieg darauf bedeutsam. Nicht nur erschien mir sogleich auf den ersten Blick in Anbetracht der so häufigen Auflagen der Werke Lenaus und seines noch unvorgerückten Alters, das ihm nach dem Beispiele seines Groß- und Urgroßvaters noch ein langes Verweilen hienieden verhieß, wornach dann erst noch das dreißigjährige Eigenthumsrecht auch nach dem Tode in Wirksamkeit träte, — der Ablösungsbetrag nicht angemessen genug, zumal als ich gar hörte, daß dessen Auszahlung so langsam erst erfolgen sollte, und im Vertrage von Verzinsung nichts bestimmt worden war, was jenen gar bedeutend einschrumpfen machte; — sondern ich hielt auch — (ich verhehlte es ihm später nicht) eine solche gänzliche Entäußerung seiner selbst für nicht ganz ehrenvoll; er würde sich gleichsam selber dadurch zum Feinde, und jede künftige neue Auflage, so erfreulich einerseits, wäre doch zugleich wie ein Dolchstich in sein Herz. Nur so lange er schreiben könnte, hätte er fürder etwas; und gerade im Alter, wann er es am nöthigsten brauchte, stünden er und die Seinigen aller Stütze bar. — Doch ich schwieg damals bedeutsam; ich wollte ihm seine Freude darob nicht zu jäh vergällen.

Wir machten Alle einen Lustgang das schöne Wiesenthälchen hinan, der „Rothgraben“ genannt; es hieße nun besser: „Lenauthal.“ Hundert Schritte nur von unserem Häuschen liegt der wunderhübsche Friedhof hinter einem Laubgange hoher schattiger wilder Kastanienbäume. Im Vorübergehen am Friedhof durchs Gitterthor auf die Gräber darin voll grünem Rasen blickend, wobei er, auf von Hammer-Purgstalls Denkmal aufmerksam gemacht, gerade auf den Platz hinsah, worunter er itzo selbst schläft, sprach er traulich heiter zu seiner Schwester Therese: „Gelt, Tertschi, da liegt sich's gut? Da werden vielleicht auch wir dereinst still

nebeneinander liegen!" — Damit hatte der Prophet sich selbst seine Ruhestätte bezeichnet.

Weiter hinauf im Thal, unserem Grundstücke „die Hacke" beinahe gegenüber, lagerten wir uns jenseits des Murmelbachs auf einem umwaldeten Wiesenplätzchen für kurze Zeit ins Gras. Da erzählte er uns mit lebhaftem Vergnügen von der festlichen Aufnahme, die ihm auf Cotta's Gute geworden, von grünen Prunkbögen daselbst und von einem schönen Kranze, durch des Freundes Tochter ihm aufgesetzt. Der Kranz war längst verdorrt, doch nicht seine Freude darüber. Dieß war das letztemal, daß Therese ihren Bruder gesund sah. Er kam nicht lebend mehr nach Weidling, nur todt, um es dann nie mehr zu verlassen. So hatte die Todtenkerze denn doch recht. (S. den Brief vom 21. August 1843).

Ich besuchte Niembsch einmal in Lainz, allwo er bei seinem Freunde Max wohnte, wobei er auch mir einen Stechpalmenstock mit ausgeschnitztem lachenden Judenkopfe schenkte, wie er es Auerbach zu Baden-Baden gethan. Auch Max erhielt einen ähnlichen. — Der Freude Flügel hingen ihm dazumal schon sehr schlaff; er war oft fürchterlich herabgedrückt. Er beschwerte sich über Schlaflosigkeit und so häufigen Schweiß, daß er mitunter in der Nacht das Hemd wechseln mußte, und über eine solche Erschöpfung seiner Kraft, daß er, der einst so rüstige „Traunsteinläufer" (s. Brief vom 9. Juli 1831), nur mit äußerster Anstrengung sich auf den mäßig hohen Berg bei Hainbach, die „Sophienalpe" genannt, emporzuschleppen vermochte. Auch mußte er oft, zumal bei Nacht, unwillkürlich auf das Heftigste weinen. Was den Freunden insbesondere bedenklich auffiel, war der oft plötzliche ganz unerklärliche Uebersprung von übermäßiger Freude zu tiefer Trauer. Auch ward er wider alle sonstige Gewohnheit gegen die besten Freunde manchmal jählings rauh. Die Meisten besorgten für ihn wohl eine nahe, vielleicht bedeutende Krankheit und keine besonders heitere Zukunft; doch Keinem fiel es zu ahnen ein, was diese wirklich bringen sollte.

Frankl erzählt S. 107 einen Gang mit ihm von Wien nach Lainz:

„Wir saßen nach Tische allein im silbernen Kaffeehause; er forderte mich auf, ihn nach Lainz zu begleiten. Auf dem nahen Mehlmarkte waren

Omnibusse aufgestellt. „Wir wollen lieber allein in einem Wagen fahren. Mich freut es nicht mit so Vielen zusammen. Es ist doch ein schöner Genuß, mit vier prächtigen Hengsten vorgespannt, durchs Leben fahren zu können.“ Nun fing er mit einem Fiaker zu unterhandeln an, ob er nicht von seinem Collegen ein paar Pferde borgen und zu den seinen spannen wolle? Der Fiaker meinte: „Euer Gnaden, da fangeten ja d'Schusterbuben a Rebellion an!“ „Er hat recht!“ sagte Niembsch und zog mich herzlich lachend fort; „aber im Omnibus fahre ich nicht. Man muß dem Volke zeigen, daß man lieber zu Fuße allein geht.“

Man würde sehr irren, wenn man diese Aeußerung für eine aristokratische Volksgeringschätzung halten wollte; es war nur ein vornehmes Wesen in ihm, das sich gerne von den Sorgen der Alltäglichkeit fern hielt und nicht der Gemeinheit verfallen mochte.

Ich erinnere mich unserer Gespräche nicht mehr, die wir während einer zweistündigen Fußwanderung führten; nur eine Aeußerung weiß ich bestimmt, daß er über schlaflose Nächte klagte, und wie er den wenigen Schlaf, den er genöße, mit reichlichem Schweiß büßen müße. „Das hat etwas zu bedeuten!“ schloß er seine Mittheilung.

Wir kamen vor einem Laden vorbei, wo Loose zu einem Herrschaftsgewinne angekündigt waren. „Wie wäre es denn, wenn wir ein Loos zusammen nähmen? Dann ging's vielleicht mit den vier Hengsten.“ „Bene, amice! Rogatus lude!“ Wir kauften ein Loos; Niembsch nahm es zu sich, und schrieb mir sogleich im Laden eine Bestätigung. Als ich dagegen protestirte, meinte er lächelnd: „Man kann nicht wissen, wie Einen der Tod hinterschleicht.“

Diesem fügt Frankl auch noch bei:

„Durch die Augsburger Allgemeine Zeitung erfuhren alle Freunde Lenau's in Wien, er habe sich verlobt. Er, der, wenn vom Eheglücke die Rede war, zu sagen pflegte: „Das habe ich verpaßt!“ oder wohl auch, je nach wechselnder Stimmung: „Die Ehe ist ein unnatürliches und somit unmoralisches Institut,“ — er also verlobt! — Niemand, der ihn näher kannte und ihm wohlwollte, begrüßte die Nachricht mit der Hoffnung, daß ihm sein Entschluß Glück bringen werde. Mancher sagte wohl gar: „Das ist ein verrückter Streich!“

Lenau kam nach Wien. Seine Stimmung war eine ungewohnt heitere, fast lustige. Es erschien an dem sonst so ernsthaften Manne die Stimmung als eine überreizte."

Vorstehendem läßt sich beifügen: Was Niembsch vom Fiaker verlangte, und vom Alleingehen sagte, hätte er in gesunden Tagen gewiß weder verlangt noch gesagt.

Niembsch verweilte nur einen Monat zu Wien, oder eigentlich zu Lainz bei seinem Freunde Max im dortigen Schloß des Grafen von Tige. Er besuchte mich öfter in meinem Amtszimmer zu Wien. Einmal übergab ich ihm da eine sehr ausführliche und vielseitige schriftliche Erörterung und zifferweise Auseinandersetzung: warum und in welchem Maße ich seinen neuen Verlagsvertrag als ungünstig für ihn hielte, und ich deutete darin zugleich die Aenderungen an, die er auf freundlichem Wege noch im Vertrage zu erwirken bemüht seyn sollte. Ich glaubte damit meine Pflicht als sein älterer und bedächtlicherer Bruder zu thun. Oft schlägt's aber anders aus, als wir armen Blinden wähnen. Er nahm die Berechnung mit nach Stuttgart, wo er oft darüber gebrütet haben soll, und selbst dann stundenlang gerechnet. So vermehrte ich noch seine Noth, anstatt, wie ich gewünscht, sie ihm zu erleichtern. Er wußte auch zur Zeit seiner Abreise von Wien noch immer nicht recht, welches feste Geschäft er ergreifen und wohin er sich bleibend wenden würde. Die Verwandten der Braut hätten es wohl am liebsten gesehen, wenn er sich in Frankfurt ansiedelte, und auch er selbst sprach mitunter davon. Auerbach meldet, Niembsch hätte an Heidelberg gedacht. Ich widerrieth ihm jegliches Ausscheiden aus Oesterreich. Wie hätte er auch anderswo sich in die Länge so behaglich und heimisch fühlen können? Sagte er denn nicht einmal: „Ja, die Heimath! Das sind Eindrücke, die sich nie verwischen. So war mir's, wenn ich in die Wälder von Amerika kam, doch nie das gleiche Gefühl, es waren auch Eichen, aber es war doch fremd und kam mir so unächt vor. Selbst wenn ich in Deutschland reise und durch Wälder komme, ist's doch wieder anders noch, als daheim."

Die meiste Wahrscheinlichkeit hatte noch immer Wien für sich; denn er begann noch während seiner Anwesenheit daselbst Unterhandlungen wegen

Ankauf eines romantischen Hauses in den Felsen der Klause bei Mödling, das ein freiherrlicher Dichter, Rupertus, der uns schon bekannte v. Bayer, damals besaß.

Niembsch an Sophie zu Lainz.

Linz, den 17. September 1844.

Liebe Sophie!

O wie ärgert mich diese schlechte Wirthshausdinte, die mir Ihren lieben Namen so blaß hinschreibt! Ich muß eben nehmen, was ich habe, weil ich die erste Stunde meiner Rast zu meinem ersten Briefe an Sie benützen will. Auf der Reise bisher ist es mir mitunter seltsam ergangen. Der erste Tag gab gutes Wetter und die Reisegesellschaft hielt sich den größten Theil des Tages fast sämmtlich oben auf dem Verdecke, was mir die Kajüte zu einer einsamen, willkommenen Klause werden ließ. Des Vormittags einige Stunden brachte auch ich auf dem Verdeck zu, und nie war mir eine Stromfahrt so bedeutsam und ergreifend erschienen wie diese. Wenn man von was recht Liebem geschieden ist, und um das Verlorne trauert, so ist es gut in einen Strom zu schauen, wo Alles wogt, rauscht und schwindet wie das Beste des Lebens. Diese Wehmuth hätte sich mir zu bitterer Qual gesteigert, wäre mir nicht mit den Wellen auch der Gedanke zugeschwommen, daß ich ja selbst bald auch so verrauschen werde und vergehen. Als es aber Abend ward, ging ich hinab in die Kajüte und lag ganz mutterseelenallein und ungestört in jener Abendstimmung, die mich manchmal in Lainz überfallen.[1] Ich danke für die drei Sacktücher, die Sie mir auf die Reise mitgegeben! Ihre Worte in der letzten Stunde, liebe Sophie: „Mir ist, als sollt' ich Sie nie wiedersehen!" dringen mir schmerzlich und drohend nach, und seltsam fügte sich's, daß diese Worte am zweiten Tage meiner Reise sehr leicht hätten wahr werden können. Gestern nämlich mußte unser Schiff Nebels wegen einige Morgenstunden verlieren und hatte darüber die Zeit versäumt, in der es durch den Strudel passiren sollte. Zu spät kamen wir an das schöngelegene Oertlein Nikolai was ein junger, russischer Graf während des Beiliegens schnell in seine

[1] Das heißt: weinend.

Reisemappe trug), und mußten dort anlegen und bleiben, bis die erwarteten stromab fahrenden Schiffe vorbeigezogen seyn würden. Ueber vier Stunden harrten wir, des armen Nikolai und aller seiner Schönheiten fast müde, ohne mehr als eins jener Schiffe zu erblicken. Da erklärte der Strandinspector um 1 Uhr Mittags, daß wir nunmehr fahren dürften. Zufälliger Weise hatte aber diesesmal der dazu aufgestellte Strandwächter in einem Weinrausche die Sperrfahne oberhalb des Strudels, das Signal für die thalabfahrenden Schiffe, stillzustehen und die Vorüberkunft des Dampfschiffes abzuwarten, nicht aufgesteckt, und wir fuhren dem Strudel zu. Als wir links um die Felsenecke bogen, wo der Strom eben so reißend als sein Bett enge wird, kamen uns zwei mit Granitsteinen schwerbelastete, aneinandergebundene Schiffe entgegen, die, das wehrende Zeichen an der bekannten Stelle nicht findend, bona fide in die Thalenge eingefahren waren. Unsere Steuerleute wurden beim Anblicke dieser Begegnung von Schreck ergriffen: „Jesus, Maria, kommt da ein Schiff daher!" Doch hielten sie rüstig und gewandt unser Schiff nach dem linken Ufer hin, während unsere Gegenfahrer, ebenfalls höchst besorgt, aus allen Kräften arbeiteten, um ihre Fahrzeuge dem rechten Ufer (wohin die Strömung ihren Abfall hatte), so nahe und uns so ferne wie möglich hinzusteuern. Die feierliche Stille des nahen Todes herrschte einige Augenblicke hüben und drüben, denn an einem Haare hing es, so wären wir zusammengestoßen und nach der Aussage unserer Aufführer[1] unrettbar Alles versunken. Kaum zwei Zoll von einander entfernt fuhren die verderblichen Wanderer sich vorüber.

Der Capitän, als die fatale Begegnung überstanden war, gratulirte uns zur glücklich abgelaufenen Gefahr. Die verlornen Fahrstunden ließen uns erst gegen 10 Uhr Abends in die Nähe von Linz gelangen. Die Nacht war sehr finster; plötzlich „scharretzte" (nach der Schiffersprache) das Schiff; wir fuhren auf. Wir saßen fest auf einer weidlichen Sandbank. Eine große Schaar reisender Schiffknechte, die sich an Bord befanden, wurden zu Hülfe genommen und man arbeitete von 10 Uhr Abends bis 7 Uhr früh, bis das Schiff wieder flott wurde.

[1] Eigentlich: Naufführer, von Nau, Nawe, navis, Schiff.

Ich legte mich Anfangs in der Kajüte hin und dachte über mein Schicksal nach, sans comparaison; doch um 12 Uhr wurde mir das Lärmen zu toll, ich stand auf und mischte mich unter die Schiffsleute und machte durch zwei Stunden ihre Arbeiten mit, mit unglaublicher Anstrengung und Ausdauer. Das Zerren am Schiffstau, um das Schiff zu lüften und zu schieben, auf Commando und taktmäßig verrichtet, ist in der That eine enorme Anstrengung. Von Zeit zu Zeit rief der Anführer sein durchdringendes „Zarrt's án!" Dann wurde immer mit verdoppelter Wuth gekeucht und gezerrt und das Schiff zitterte vom Aufstampfen der eisenbeschlagenen gewaltigen Füße. Die Scene hatte in der finstern und stürmischen Nacht, beleuchtet nur von der schlechten Schiffslaterne, etwas Großartiges. Mir war diese Diversion sehr wohlthätig, denn der Seele thut es wohl, wenn sie einmal ihre Bewegung an den Leib abgeben kann. Nach zweistündiger Arbeit, wie ich sie nie gethan hatte, und wie ich mich derselben gar nicht fähig geglaubt hätte, legte ich mich nieder und schlief trotz dem fortgesetzten ununterbrochenen Getös einen herrlichen Schlaf. Um 7 Uhr Morgens wurden wir endlich flott und fuhren nach Linz, wo ich im Gasthof zum Erzherzog Karl einen Tag bleibe und ausruhe. Morgen Mittags um 1 Uhr reise ich mit dem Eilwagen nach Salzburg. Ich würde lieber über Regensburg reisen, allein die Wasserfahrt hat meiner Geige wehgethan, wie ich aus ihrer gestörten Stimme wahrnehme; auch ist das Holz ganz naß anzufühlen. — Gestern bemerkte ich eine Frau auf dem Schiffe, die einzige, die mir bis jetzt vorgekommen, die Ihnen ähnlich sieht, ähnlich an Gesicht und Gestalt, auch im Alter. Ich hatte eine große Freude darüber. Begierig, auch ihre Stimme zu hören, sprach ich sie an, doch hier hörte die Aehnlichkeit auf, denn die Stimme ist das Allerpersönlichste. Sie ist die Frau eines Kriegscommissärs und auf einer Reise nach Verona begriffen.

Die Aehnlichkeit der Frau mit Ihnen und daß sie mir auf dem Schiffe begegnete, dünkte mir eine jener seltenen sinnreichen Einrichtungen des Geschicks, die uns im rechten Momente wahrhaft beglücken können; es war mir wie eine angenehm überraschende Veranstaltung unsichtbarer Mächte, daß mir das Licht Ihrer lieben Erscheinung, theure Sophie, nicht plötzlich entschwunden seyn, sondern mich in einem schwachen

Nachglanze noch einmal freundlich begrüßen sollte. Leben Sie wohl, bis wir uns wiedersehen. Wahren Sie Ihre Gesundheit. Grüßen Sie Max und Kinder. Gott segne Sie, wie Sie mein Herz segnet! Ihr Niembsch.

Ueber den Aufenthalt von Niembsch zu Salzburg empfing ich folgenden Brief.

J. L. Jokell, Koadjutor, an Anton Schurz.

Wigaun, am 11. Januar 1851.

.... Es war an einem sonnenhellen Mittage eines klaren, heiteren Sommertages, als ich von ungefähr in das offene Fenster meines Zimmers trat, und unten an der Straße eines Fremden ansichtig wurde, in welchem ich augenblicklich Niembsch erkannte. Mit einem Satze über die vier Stiegen hinunter, bei dem Hausthore hinaus und den in Gedanken Vertieften mit dem Rufe: „Herr von Niembsch!" zum Stehen bringen, war Eines. Der Angerufene schien von dem freundlichen Ueberfalle nicht im Mindesten überrascht; um so mehr schaute ich ganz verdutzt drein, als er meinen Gruß mit dem Gegengruße erwiederte: „Grüß Sie auch Gott, Herr von Swoboda!" „Was fällt Ihnen ein? Kennen Sie mich denn nicht mehr?" Er schien sich meiner nicht mehr zu erinnern. Jetzt nannte ich meinen Namen und ein Strahl freudiger Ueberraschung überflog sein verdüstertes Gesicht, und licht und klar unterhielt er sich einige Augenblicke im Gespräche mit mir, seine aufrichtige Theilnahme freudig mir bezeigend, daß ich das unstäte Leben aufgegeben und mich einem ernsten, festen Berufe zugewandt, nachdem ich ihm mitgetheilt, daß ich das vor einem Decennium begonnene und dann unterbrochene Studium der Theologie wieder aufgenommen und in der Salzburger Diöcese die Aufnahme gefunden hatte. Aber auf einmal, mitten im Gespräche, wandte er sich von mir ab, starrte stier die früher erzbischöfliche, nun kaiserliche Residenz an, vor der wir standen, und sagte finster: „Das ist ein düsteres Haus und das ganze Pfaffennest ist so finster. Mir wird's unheimlich da." — Nun ist Salzburg nichts weniger als interessant und kurzweilig, wenn der Himmel mit grauen Wolken umzogen ist und der Regen aus den Wolken strömt; allein, wenn über Salzburg die Sonne aus dem

tiefblauen Himmel in ihrem vollen Glanze strahlt, gibt es nach der übereinstimmenden Aussage aller Reisenden nicht leicht einen schönern Fleck Erde als Salzburg und seine Umgebung, und Niembsch hatte es gerade damals in diesem Punkte gut getroffen, denn es war das schönste Wetter. Auch hat die Residenz, ein Bau neuerer Zeit, kein düsteres Ansehen, und die Pfaffen laufen Einem in Salzburg auch nicht zu häufig, besonders um die Mittagszeit, im Wege herum. Es gibt in Salzburg verhältnißmäßig weniger Geistliche, als in anderen Metropolitensitzen. Deßhalb konnte ich mir jene plötzliche Wendung im Gespräche nicht leicht zusammenreimen, und kam es mir gleich noch weniger richtig vor, als Niembsch, die Unterredung ohne Weiteres abbrechend, sich zum Fortgehen anschickte. Ich begleitete ihn noch eine kleine Strecke und er gab mir das Versprechen, mich auf seiner Rückkehr zu besuchen nnd sich etwas länger bei mir aufzuhalten, nachdem wir noch übereingekommen, uns um 7 Uhr Abends desselbigen Tages in seiner Wohnung beim Mohren noch einmal zu sehen. Als ich mich aber um die bestimmte Stunde im Mohren einstellte, fand ich die angegebene Zimmerthüre verschlossen. Auf meine Frage: ob Herr von Niembsch ausgegangen? ward mir zur Antwort: er sey schon Nachmittags wieder weiter gereist. Davon nicht wenig überrascht, verfügte ich mich zu einem meiner Bekannten und einem Verehrer der Lenau'schen Muse, Herrn Professor Dr. Löwe, dem ich den ganzen Hergang erzählte und der auch der Erste war, gegen den ich in der Folge bemerkte, daß mir Lenau's Seelenzustand schon bei unserem letzten Zusammentreffen bedenklich vorgekommen. Dazu gehörte auch keine tiefe Seelenkunde; ich habe Niembsch früher öfter gesehen und nicht selten auch, wenn ihn seine böse Stunde der Melancholie überkommen; aber ihn s o gesehen zu haben, wie das allerletztemal, kann ich mich nicht entsinnen.

Lenau's Ansicht über die Lage von Salzburg war (nach Niendorf S. 215) folgende: „Salzburg ist nicht eigentlich schön. Es sind membra disjecta einer schönen Gegend. Es ist keine Harmonie, klein Plan der Schönheit darin. Es ist eigentlich keine Gegend, denn sie hat keinen Charakter: da ein Berg, dort ein Stück Ebene. Die Berge sind wie dem Herrgott

aus der Tasche gefallen. Ich liebe die Vielheit, das Mannigfache in einer Gegend nicht. Ich habe lieber Eines recht."

Niembsch an Sophie.

München, den 19. September 1844.

Liebe Sophie!

Gestern Abend um 11 Uhr herum bin ich hier angekommen, unwohl und leidend. Ein heftiger Kopfschmerz und große Müdigkeit waren die Folgen der von Linz an unausgesetzten Reise im Eilwagen bei schlechtem Wetter und abmüdenden Gedanken an meine Zukunft. Diese ist nicht ohne Besorglichkeit. Wenn, wie es scheint, meine Gesundheit nachläßt und die poetische Production versiegt, so kann es noch recht schlimm gehen. Ich muß mit Cotta wegen des bewußten Punktes ernstlich sprechen. Ich bin hier wieder in der blauen Traube abgestiegen. Beim Schlafengehen machte die Lainzer Abendstimmung einen Besuch. Sehr bedarf ich jetzt der Ruhe. Durch das angelegentliche praktische Trachten der letzten Zeit, das ich meiner Natur beständig gewaltsam abnöthigen mußte, fühl' ich mich im Innersten erschöpft und verletzt. Mir ist, als sey ich unter den Pöbel gerathen. Mein Genius, der bisher so frei gelebt, wird mißmuthig und fragt mich, ob ich ihn als Knecht verdingen wolle? — Liebe Sophie! Es naht Ihr Geburtstag. Ich möchte in einer besseren Stimmung seyn, um von diesem Tage mit Ihnen zu sprechen. Mir ist er ein geheiligter Tag; er wäre mir mein liebster Todestag. Mir schwebt ein Gedicht vor auf diesen lieben Tag. Heute Nachmittag 3 Uhr geh' ich von hier nach Augsburg, und um 7 Uhr Abends mit dem Eilwagen von dort nach Stuttgart, wo ich morgen Mittags eintreffen werde. Schreiben Sie mir recht bald dahin, liebe Sophie. Mein nächtlicher Schweiß hat sich wieder eingestellt. Ich bin wirklich unwohl. Ein starker Schnupfen und ein Husten sind auch dabei. Die Leiden sind gesellig wie die Raben; sie kommen in schwarzen Schaaren. Vielleicht fliegen sie auch wieder zusammen fort. Heute kann ich nicht mehr schreiben. Mir saust der Kopf und alle Gedanken fallen mir auseinander. Bin ich erst wieder gesund, so kommt

der Muth wieder. Ich werde Ihren Geburtstag feiern und mit Gott selbst anstoßen auf Ihr Wohl und die gute Hoffnung, daß Sie mich lieb behalten. Grüßen Sie Max und die Kinder. Ihr Niembsch.

Stuttgart, 24. September 1844.

Liebe Sophie!

Heute früh hab' ich Ihren Brief, den sehnlich erwarteten, erhalten. Er kam wie eine himmlische Erquickung in mein Herz. Zitternd und weinend las ich ihn durch, wieder und wieder, und jedes seiner Worte senkte sich hinab in den letzten Abgrund meiner Seele; dort wird es bleiben, so lange überhaupt etwas in ihr und von ihr bleibt. Ich weiß meinen Besitz im ganzen unermeßlichen Umfange zu schätzen. In Ihnen, theure Sophie, hab' ich die Höhe der Menschheit erkannt und erfaßt, in Ihrem Umgange athme ich den reinsten lebendigsten Aether des Geistes, und ich stehe an Ihrer großen Seele als an einem tiefen Meere, und lausche dem Rauschen seines Wellenschlages, und er wecket in mir das Tiefste und Schönste, dessen ich fähig bin. Es ist keine Redensart, wenn ich Ihnen sagte, daß Sie meine Muse sind. Sie sollen es auch bleiben. Fürchten Sie nicht das Undenkbare, daß ein inniger Zusammenhang mit Ihnen aufhören könnte, meinem Geiste und meinem Herzen unentbehrlich zu seyn. Ich wiederhole Ihnen feierlich meine letzten Worte, die ich beim Abschiede gesprochen. — Meine Gemüthsstimmung ist übel und meine Gesundheit nicht viel besser. Den 21. bin ich hier angekommen. Tags darauf ging ich zu Cotta und eröffnete ihm mein Anliegen, kurz, klar und bestimmt. Ich sagte ihm, daß ich zur Eröffnung und anständigen Fortführung meines Hausstandes entweder einer sogleich beginnenden Verzinsung meines Kapitals oder einer sofortigen gänzlichen Auszahlung desselben bedürfte; auch hätte ich nur im Drange des Augenblickes und in der Eiligkeit des Vertrages zu Dotternhausen versäumt, auf dem einen oder dem andern zu bestehen. Er sagte mir jedoch meine Forderung nicht zu, indem er sich auf seinen Agenten und Mitinteressenten, Herrn Roth, berief, ohne dessen Zustimmung er mir nicht willfahren könne, der aber jetzt in Italien verreiset sey. Ich sehe mich dadurch in Verlegenheit

gesetzt. Ich werde hier noch einige Tage zuwarten, ob Cotta sich nicht doch dazu entschließt. — Was ich im Fall beharrlicher Weigerung thun werde, ist mir noch nicht klar. Das Wahrscheinlichste ist die Abtretung der ganzen Forderung an einen Wechsler, wenn es unter annehmbaren Bedingungen geschehen kann; wo nicht, die Vertagung meiner Heirath. Die letztere wird in einem gewissen Maße jedenfalls Statt finden müssen, da ich fest entschlossen bin, früher den Schritt zu thun, um den Sie bereits wissen.[1]

Von Frankfurt hab' ich hier nichts vorgefunden als einen Brief meiner Braut, der mir jedoch nichts Thatsächliches zur Kenntniß bringt. — Mein Appetit, um den Sie fragen, ist schlecht; meine nächtlichen Schweiße wollen mich noch immer nicht verlassen, und der von heute Nacht war so stark, daß ich aufstehen und Wäsche wechseln mußte, etwa um 1 Uhr Nachts. Die Lainzer Abendstunde pflegt auch wiederzukommen. Die Besorgnisse für die Zukunft und hundert Ungewißheiten beunruhigen und verstören mein Gemüth. Ich habe viel durchzumachen. Das kleine braune Etuis kann ich nicht öffnen, ohne daß mir Thränen aus den Augen stürzen, und doch thu' ich's so gerne und oft! Leben Sie wohl, liebe, theure Sophie! Ihr Brief hat mich auf das Schmerzlichste, aber auch auf das Beglückendste erschüttert.

Leben Sie wohl! Morgen ist Ihr Geburtstag. Ich will mit dem Ewigen anstoßen, daß er uns zurufe: „Ihr sollt leben und Euch nie verlassen! —" Ihr Niembsch.

Unter die schlimmen Vorbedeutungen dieser seiner Brautfahrt rechnete Niembsch auch einen Engländer mit zwei Misses im Eilwagen von Ulm nach Stuttgart, welche den Tabakrauch nicht ertragen konnten. (Niendorf S. 210.)

Stuttgart, den 28. September 1844.

Liebe Sophie!

Noch immer bin ich in Stuttgart und werde noch vierzehn Tage hier bleiben. Die neue Modalität meines Vertrages, nach welcher die

[1] Das Wechseln der Religion.

Buchhandlung mir mein Kapital verzinsen soll, ist von mir bei Cotta ernstlich und nachdrücklich in Antrag gebracht, aber noch nicht bewilligt worden. Cotta verwies mich auf die Zurückkunft des Herrn Roth, seines Hauptgeschäftsführers und des Vertreters der bei der Buchhandlung mitinteressirten Schwester Cotta's, ohne dessen Zustimmung mein Vorschlag nicht angenommen werden könne. Roth wird aus Italien zurückerwartet. Ich habe die betreffende Stelle Ihres lieben Briefes, für den ich Ihnen tausendmal Hand und Herz küsse, oft und sehr aufmerksam gelesen. Sie haben vollkommen recht, daß ich in Nahrungssorgen mich nicht stürzen dürfe, möge die Welt dazu sagen, was sie wolle. Schon der Vorgeschmack der praktischen Umtriebe und Sorgen hat mich so innerlich verletzt und gedrückt, daß mir vor meiner ungesicherten Zukunft wahrhaft schaudert. — Stellen Sie sich vor, liebe Sophie, was ich heute vernommen habe. Ein Reisender hat folgende Geschichte hier erzählt und in Umlauf gesetzt. Im Eilwagen sey er mit einem Herrn zusammengetroffen, der ihm erzählte, er sey diesen Sommer in Carlsbad gewesen, und dort sey in Gesellschaft das Zeitungsblatt, das meine Verlobung angekündigt, gelesen worden. Eine Dame gerieth darüber in die größte Erbitterung, und sprach von einem Verhältnisse, das ich in Wien hätte, und äußerte sich auf das Schärfste über die angekündigte Verlobung und wie daraus nimmermehr ein Segen ersprießen könne; es könne aus dieser Sache überhaupt nichts werden u. s. w. Ich habe nur flüchtige und unbestimmte Umrisse von dieser Geschichte gehört. Doch hat die Geschichte hier bereits um sich gegriffen, und schon wird erzählt, mein Verspruch mit Fräulein B. werde zurückgehen. Das Schlimmste davon ist, daß dadurch meine Freunde in Frankfurt ihr Vertrauen auf mich wenigstens zum Theile verlieren werden, oder schon verloren haben. Uebrigens wird auch dieses, wenn es der Fall seyn sollte, nie und nimmer einen Einfluß auf die Gestaltung meiner Zukunft in Betreff des Wohnortes und der Fortsetzung meines Umganges mit Ihnen, unaussprechlich theure Freundin, haben können.

Indessen hat mich die Geschichte geärgert. Ich vermuthe, daß jene Frau, die aus Zorn sogar meine Gedichte zerrissen haben soll, Niemand anders war, als Frau v. W. Außer der Verzinsung meines Kapitals

werde ich noch auf einer Vermehrung der Mitgift Mariens bestehen, mich treu und fest an den Text Ihres goldenen Briefes haltend, der mir Gesetz seyn soll. Ich bin heute viel zu aufgereizt, als daß ich Ihnen ordentlich schreiben und alles Liebe und Schöne Ihres Briefes würdig beantworten könnte.

Nehmen Sie hier ein kleines Lied, auf meiner Wasserreise entstanden, d. h. concipirt in der Idee, hier ausgeführt: „Blick in den Strom." Doch ich will es lieber in meinem nächsten Briefe, der bald kommt, bringen. Das mir theure Lied paßt nicht auf die Klatschgeschichte. — Meine Gesinnung ist gegen Sie, theure Sophie, unwandelbar und durch die tiefsten Leiden verbürgt und geweiht. Meine Gesundheit leidet fortwährend unter großer Aufregung der Nerven. Ich erwache oftmal in der Nacht und muß, ohne mir etwas Bestimmtes zu denken, von selbst und gleichsam bewußtlos in ein heftiges und ein anhaltendes Weinen ausbrechen. Schreiben Sie mir wo möglich sogleich; ich werde jedenfalls Ihre Antwort auf diesen Brief noch hier abwarten. — Daß Ernsts Fuß noch nicht gut ist, hätt' ich nicht geglaubt. Bei der schnellen Besserung des Anfangs hätt' ich mir die Heilung schneller und ihn schon im Garten herumspringend gedacht. Tausend Lebewohl! Mein Herz ist schwer, mein Auge naß. Ihr Niembsch.

Stuttgart, 2. October 1844.

Liebe Sophie!

Ihren Geburtstag hab' ich ganz in derselben Stimmung zugebracht, wie Sie; es war ein trüber, trüber Tag. Die Zukunft, die uns erwartet, ist allerdings räthselhaft; aber in einem anderen Sinne, als Sie meinen. In mir steht es klar und für immer fest. Sie können durch meine Heirath, wenn diese überhaupt noch zu Stande kommt, nichts verlieren. — Meine Frankfurter scheinen stutzig und verstimmt, wahrscheinlich über ein Geschwätz der Madame W., die nun auch Stuttgart heimgesucht hat, und auch hier wahrscheinlich nicht zu meinem Lobe gesprochen haben wird. Ganz zufällig erfuhr ich vorgestern durch Cotta, sie sey drei bis vier Tage hier gewesen, und von Baden-Baden gekommen. Wahrscheinlich

hat sie auch Frankfurt besucht und dort in ihrer Weise zu wirken gesucht. Ich habe gute Gründe, eine Störung in Frankfurt zu vermuthen. Das Gerücht, die ganze Sache werde rückgängig werden, hat sich auch in den Salon der Madame St. dahier begeben, und dorthin kommt der jetzt hier lebende Bruder der M. J., der Maler C. M., dieser soll bereits irgendwo geäußert haben, daß ich Cousine Marie so wenig nehmen würde, wie Cousine Lotte. Sind alle diese Sachen — wie nicht zu zweifeln, da M. mit seiner Schwester korrespondirt — nach Frankfurt gekommen, so ist dort die Suppe vollgebrockt. Ich habe letzten Freitag, den 27. September, an Marie geschrieben, und sie gebeten, mir sogleich zu antworten. Heute, Mittwoch den 2. October, noch keine Antwort, die ich sonst den Tag nach ihrer Absendung zu erhalten pflegte. Die ganze Sache verwirrt und kraust sich. Ich sehe zu, und werde seiner Zeit handeln. — Die Verzinsungsangelegenheit hängt noch immer. Roth ist noch nicht zurück. Cotta selbst scheint sich gerne dazu bequemen zu wollen. Das wird aber noch lange nicht langen. Nach einer Einsicht in die Reinbeck'schen Wirthschaftsbücher hab' ich mich überzeugt, daß ich selbst in Stuttgart mit weniger als 2500 fl. rheinisch nicht bestehen könnte. Wie wenig ich auf meine poetischen Erwerbnisse sicher zählen kann, ersehe ich aus dem bodenlosen Mißmuthe, in welchen mich schon jetzt eine bloße theoretische Berechnung meines wahrscheinlichen künftigen Elends gestürzt hat. — Meine Gesundheit ist noch immer leidend, doch ganz unbedenklich. Letzten Sonntag, vor vier Tagen, saß ich mit Reinbeck am Frühstück. Da fiel mir plötzlich das ganze Gewicht meiner Lage aufs Herz. Ich sprang auf mit einem Aufschrei des höchsten Zorns und Kummers, und im gleichen Augenblicke fühlt' ich einen Riß durch mein Gesicht. Ich ging an den Spiegel, sah meinen linken Mundwinkel in die Höhe gezerrt und die rechte Wange war total starr und gelähmt bis ans Ohr. Erst heute kehrt wieder Leben und ein wenig Beweglichkeit in den erstarrten Theil zurück, zugleich ist ein Ausschlag am Hals hervorgetreten, der zur Heilung führen wird. Meine Nachtschweiße sind noch nicht ganz vorüber, doch viel gelinder. — Nun muß sichs bald in Frankfurt entscheiden. Ich bin auf Alles gefaßt. Die dortigen Stimmungen werden mich übrigens nicht davon abschrecken, auf pecuniäre Beihülfen dort ernstlich anzutragen.

Sie haben doch meine Briefe vom 24. und 28. September erhalten? Schreiben Sie mir nicht, bevor Sie noch einen Brief von mir haben. Nach Frankfurt zu schreiben kann ich Sie noch nicht bitten, weil ich noch nicht gewiß bin, ob ich überhaupt dahin gehen werde. Nach Stuttgart sollen Sie mir bis auf Weiteres auch nicht schreiben, weil ich Ihre Briefe, die mir jetzt das Liebste auf der Welt sind, den Fährlichkeiten der Nachsendereien nicht aussetzen will, indem ich von meinen nächsten Aufenthalten im Augenblicke durchaus nichts Bestimmtes anzugeben weiß. Uebrigens beruhiget und befestiget sich mein Herz immer mehr. Die Sonne wird auch mir noch scheinen. Gott mit Ihnen! Ihr Niembsch.

Stuttgart, 4. October 1844.

Liebe Sophie!

In aller Eile vor Postschluß. Mir geht es besser, doch noch gar nicht gut. In Frankfurt steht Alles freundlich. Ich merke aus Schellings Rede, daß mich eigentlich der Schlag im Gesichte getroffen hat. Ich werde meine Heirath wohl aufgeben. Leben Sie wohl, Theure! Ihr Niembsch.

Stuttgart, 5. October 1844.

Liebe Sophie!

Die Worte, die Sie vergessen haben, heißen: „Fest und ewig!" Daß ich Sie jetzt anders anreden soll in meinen Briefen, ist nichts als eine formelle Grille, die Sie sich selbst zurechtweisen mögen. Wozu eine Neuerung? Ich bin immer mißtrauisch, wenn ich einen Brief schreibe. — Heute ist Doktor Schelling wieder bei mir gewesen. Er suchte mir's auszureden, daß meine Gesichtslähmung schlaghaft sey. Er sagte, sie sey blos eine rheumatische Nervenlähmung, eine Lähmung des nervus facialis. Die Gemüthsalteration habe einen bereits vorhandenen, nur noch schlummernden Rheumatism plötzlich zum Ausbruche gebracht. Besagter Nerv sey davon ergriffen und auf eine Zeit unfähig gemacht worden. Gestern aber ist Porbeck bei mir gewesen, und Reinbeck erzählte ihm in meiner

Gegenwart ganz naiv, daß mein Zustand eine Art Schlag wäre. Mir ist letzteres auch das Wahrscheinlichere, denn der Zufall begab sich letzten Sonntag, den 29. September, beim Frühstück, am neunten Tage meines Hierseyns. Ich hatte in diesen neun Tagen durchaus keine Anzeichen von geschehener Erkältung, noch irgend eine rheumatische Aeußerung gehabt. Was nach meiner festen Ueberzeugung das Uebel hervorbrachte, war lediglich ein ungeheuer heftiger Affekt von Zorn, Kummer und Verzweiflung. Ich schrie und fuhr auf, und ich hatte ein dunkles und plötzliches Gefühl über mein Gesicht hinzuckend; und an den Spiegel tretend, sah ich mich auf der linken Seite des Gesichts verzerrt, auf der rechten Seite war ich lahm und erstarrt bis ans Ohr zurück. Das Auge blieb zwar frei und beweglich, doch hatt' es ein stieres und gläsernes Ansehen. Dieser Zustand dauert mit einer kaum merklichen Minderung (das Auge ist wieder hell und klar) noch heute fort; es ist der siebente Tag. Mein Gefühl auf der rechten Seite ist das einer ganz eigenthümlichen, von allen rheumatischen Spannungen ganz verschiedenen Todesschwere. Schelling versichert auf sein Wort, es werde bald wieder gut werden. Wenn das auch der Fall ist, so hab' ich doch mein Theil abgekriegt, und ich weiß ein- für allemal, wie ich mit meinen Nerven daran bin. Ist der Zustand auch nur eine rheumatische Nervenlähmung, die doch ohne Affekt gewiß nicht gekommen wäre, so hab' ich doch auch schon daran genug. Meine Nerven müssen schon weit ruinirt seyn, wenn ich bei jeder Gemüthsbewegung fürchten muß, gelähmt zu werden. Totaler Mangel an Appetit, schlaflose Nächte, Aufwachen und stundenlanges Weinen, Zittern der Glieder, ein schweres dumpfes Hinterhaupt und eine maßlose Traurigkeit und Verzagtheit sind die übrigen Symptome meiner Krankheit. Mir ist vom Arzt die äußerste Ruhe des Gemüths vor Allem anbefohlen. Die ist schwer zu finden. Schreiben Sie mir ruhigere Briefe, ich bitte Sie dringend, liebe Sophie! — In meiner jetzigen Lage kann ich an ein Heirathen kaum denken. Beinahe bin ich schon entschlossen — es fehlt nur noch sehr wenig — entschieden zurückzutreten. Wenn ich mir vorstelle, daß ich jetzt bald nach Frankfurt gehen soll, um dort von neuem über tausend nothwendige Widerwärtigkeiten, die wie ein Gebirg von Glasscherben vor mir liegen, hinüberzuklettern, so schaudert mir. — Meine

Zukunft erscheint mir jetzt um so drohender, da ich an meinem Körper stark zweifeln muß und an seiner Ausdauer, die er brauchen würde, um ein anhaltendes, zum Theil erzwungenes Arbeiten und zugleich die Kümmernisse der Seele zu tragen, die mir bevorstehen. Meine Braut hat außer dem bewußten kleinen Kapital gewiß nichts, sonst hätte sie mirs schreiben müssen, da sie aus meinen Briefen wohl weiß, daß ich bange und mich mit Sorgen quäle für die Zukunft. Sie ist und liebt mich sehr ruhig. Trotz meiner Bitte um sofortige Antwort auf meinen Brief, schrieb sie mir erst vier Tage nach Empfang desselben, und erregte mir dadurch allerlei peinliche Ungewißheiten, weil dieß Zögern eben zusammentraf mit meiner Kenntnißnahme von dem Auftritte in Karlsbad und dem Gerüchte hier. Madame W. scheint, weil in Frankfurt Alles so behaglich geht, nicht dort gewesen oder anderen Sinnes geworden zu seyn. — Die Frage über Apostasie ist vor der Hand unpraktisch. Ich habe mit Schwab darüber gesprochen, der sehr erfreut war. — Für die Lainzer Abendstimmung bin ich jetzt zu schwach. Nur in der Sehnsucht, Sie wieder zu sehen, fühl' ich noch eine gewisse Stärke. — Mein Zustand ist für den Augenblick durchaus nicht gefährlich, ich weiß es gewiß. Meine Kräfte werden sich sammeln und beruhigen werden sich meine armen Nerven. Ich möchte am liebsten sterben, doch wünsch' ich mirs jetzt, so müd' und schwach, wie man sich gern niederlegt, wenn man recht müd' ist. Schreiben Sie mir sogleich hieher. Ich bleibe wahrscheinlich noch zwölf Tage, vielleicht länger hier. — Beunruhigen Sie sich nicht zu sehr um meinetwegen. Das Schlimmste, was geschehen kann, ist, daß ich eine lahme Wange behalte. Schelling aber behauptet meine baldige Herstellung. Mein erstes Wort nach dem Anfalle von Sonntag den 29. September zu Emilie war: „Emilie, mich hat der Nervenschlag getroffen." — Alle redeten sie mir dieses aus, auch Porbeck und Schelling. Dieser muß es thun, um mich zu beruhigen. Andere Gedanken drängten den Gedanken an den Nervenschlag etwas in den Hintergrund; doch er kam wieder und Reinbeck bestärkte ihn, indem er sich verschnappte. Er kann's nur von Schelling gehört haben, ausdrücklich oder andeutungsweise. Ein schlechter Ehekandidat bin ich jedenfalls. Gott mit Ihnen. Ihr Niembsch.

Grüße an Max und Kinder. Meine Nachtschweiße haben sich gemäßigt, aber noch nicht verloren.

Stuttgart, 6. October 1844.

Liebe Sophie!

Es geht heute merklich besser, die rechte Wange wird schon wieder etwas beweglich und der gefesselte Nerv gewinnt langsam seine Freiheit wieder. Meine Umgebung ist freundlich und liebevoll. Morgen mehr. Ihr Niembsch.

Besuche belästigen mich eben, daß ich nicht weiter schreiben kann.

Stuttgart, 6. October 1844.

Liebe Sophie!

Was am vorletzten Sonntag mein erstes Wort gewesen: „Mich hat der Schlag getroffen!“ — das können nun endlich meine guten Schwaben nicht umhin, mir zuzugeben; nur haben sie noch allerlei mildernde und beschönigende Aushülfen, um mich zu beruhigen. So meint Emilie: „„Es sey eben doch nur so ein Schlägle gewesen.““ — Reinbeck sagte: „„Dieser Schlag sey rein lokal und hätte wenig zu bedeuten.““ Paul Pfizer, der gestern lange mit innigster Theilnahme bei mir gewesen, behauptete sogar: durch Affekte könne nimmermehr ein Schlag entstehen u. dgl. Ich aber weiß, so gut selbst wie Schelling, was ein Schlag ist, und bin des meinigen vollkommen gewiß. Wenn ich Nachts erwache, und meine Wange, die kranke, berühre, so faßt mich zwar eine große Wehmuth über diesen ersten Versuch des Todes an meinem Leibe, doch gewährt es mir auch ein heimliches melancholisches Vergnügen, mit dem Tode in einen nähern Rapport getreten zu seyn. Mein Uebel bessert sich nur sehr langsam. Heute bemerkte ich die allmälige Rückkehr einer gewissen Beweglichkeit in der rechten Wange. Es wird sich gewiß wieder geben. Heute Nacht hatte ich Schweiß, doch war ich zu warm zugedeckt. Dieser Artikel verliert sich von selbst. Gemüthsruhe wird Alles heilen, wenigstens fürs Nächste. O Ruhe, wie sehn' ich mich nach dir! — Matt bin ich, wie ich's noch nie gewesen, müd' bin ich, als braucht' ich Jahrhunderte, um

mich auszuschlafen; so recht von Herzen zerschlagen bin ich, liebe Sophie! — Wenn ich gestern schrieb, daß an meinem Entschlusse, entschieden zurückzutreten, nur noch sehr wenig fehle, so ist das so zu verstehen: Ich zweifele noch, ob ich aus Schonung für Marie nicht vorerst blos einen Aufschub der Hochzeit aussprechen solle; und den entschiedenen Rücktritt erst im Frühjahre nach allmäliger Vorbereitung.

In meinem Herzen stand dieser Entschluß im Augenblicke fest, nachdem ich getroffen war; doch hielt mich eine gewisse ritterliche Scheu für meine arme Braut zurück, ihn früher, und selbst gegen Sie, theure Sophie, laut werden zu lassen. Wer mich kennt, wird mich gerecht finden, wird auch anerkennen, daß es jetzt Wahnsinn wäre, zu heirathen. Bessere Nerven und eine sanftere Gemüthsart krieg' ich nicht mehr in diesem Leben, und würd' ich in meinen bedrängten Umständen heirathen, so würd' ich einem Heer von Affekten Thüren und Thore öffnen, und mein Verderben wäre gewiß. Heute erhielt ich ein Schreiben von Frau v. Bayer aus der Klause bei Mödling, worin sie mich um definitive Nachricht in Betreff des Hausverkaufs drängt. Thun Sie und thue mir mein treuer Freund Max die Liebe, eine Partie nach der Klause zu machen und in meinem Namen bei Herrn v. Bayer anzufragen, was der allerletzte Preis des Hauses sey; ihm auch vorzustellen, daß 10 oder 11,000 Gulden eine viel zu hohe Summe wäre, ob er nicht das Haus um circa 7000 Gulden oder etwas weiter geben wollte. Ich möchte auch gerne ganz allein oder jeweilig mit ein paar Freunden in dem Felsenneste liegen und mich ausruhen. Auch bitte ich, dem v. Bayer und seiner Frau mich herzlich zu empfehlen und letzterer zu sagen, ich würde ihr bald antworten, sobald ich einigermaßen hergestellt sey und meine Hand ruhiger geworden wäre. Mein Befinden ist heute doch schon merklich besser als gestern. Ich bekomme meine Gedanken schon mehr wieder in meine Gewalt, verspreche mich auch nicht so häufig, wie die Tage her, wo ich z. B. statt: „im höchsten Grade" immer sagte: „im tiefsten Grade" und das Wort „Skrupel" nur nach wiederholten Bemühungen herausbrachte.

Ach, liebe Sophie! Gott segne Sie! Ihr Niembsch.

Schreiben Sie mir nicht mehr nach Stuttgart, überhaupt nicht mehr, bis ich angebe, wohin. Vertatur.

Stuttgart, 7. October 1844.

Die Reinbeck'schen und Hartmanns wollen meinen Nervenschlag als Grund meines Rücktrittes nicht gelten lassen, indem mein Anfall sich gewiß nicht wiederholen werde und meine volle Genesung und Tüchtigkeit zur Heirath gewiß erfolgen müsse. Auch suchen sie mich stets mit der Versicherung zu beruhigen, mein Zustand sey eigentlich kein Nervenschlag, sondern rheumatisch, während doch Alle der Reihe nach sich gegen mich verschnappt haben, zugebend, daß es ein Schlag sey. Reinbeck, der alte Hartmann, Mariette Zöppritz, Julie, haben im Eifer des Gespräches sämmtlich von Schlag gesprochen. Mein Uebel hat mich am neunten Tage meines Hierseyns, ohne daß in dieser Zeit von neun Tagen das geringste Anzeichen von rheumatischen Leiden oder auch nur Vorboten solcher Art an mir vorgekommen wären, plötzlich und im Momente des Ausbruchs von allerheftigstem Affekt befallen, ist also ohne Zweifel durch letzteren hervorgebracht und mithin rein nervös, ein entschiedener Nervenschlag. Mich bringen diese albernen und weichlichen Beruhigungsversuche in hohem Grade auf. Alle sind sie vernarrt in diese Heirath und sehen das Unterbleiben derselben als ein Unglück an, während ich in meiner jetzigen Lage eben die Heirath für ein entschiedenes Unglück erachten muß. Sprechen Sie mit einem Arzt über meinen Zustand, nachdem Sie sich alle auf die Krankheit bezüglichen Stellen aus meinen Briefen zusammengeschrieben haben werden. Unterlassen Sie den Schritt zu Herrn v. Bayer in der Brühl, von dem ich gestern schrieb; doch mögen Sie, liebes Sopherl, ein paar Zeilen an Frau v. Bayer, geborne Freiin v. Horstenstein (nach der Klause bei Mödling Nr. 32 im eigenen Hause) schreiben und sie im Allgemeinen von meiner Krankheit und Unfähigkeit benachrichtigen, jetzt über das Haus zu verhandeln. Ich habe versäumt die Recepte zu copiren, und nun werden sie in der Apotheke nach hiesigem Gebrauch zurückbehalten, sonst würde ich sie Ihnen zuschicken. Ich weiß nur, daß die eine der Mixturen stark nach Baldrian riecht und schmeckt. Schelling hat mir schon zweierlei Mixturen und ein Pulver verschrieben; ich muß beständig einnehmen. Mein Zustand hat sich zwar etwas gebessert, es ist eine kleine Beweglichkeit der Wangenmuskeln eingetreten, doch im Ganzen ist die Wange noch starr und lahm. Ich schlafe jede Nacht nur 3—4

Stunden. Den Tag über kaum eine Stunde. Doch haben meine Kräfte sich sehr gehoben; nicht eben so meine Stimmung, die zu den ärgsten meines Lebens gehört. Man fürchtet, Marie werde nicht zu trösten seyn; das fürcht' ich nicht. Sie hat neulich vier Tage über die Zeit auf einen Brief warten lassen, trotz meiner Bitte um baldige Antwort. Das ist sehr moderato und riecht nicht nach Verzweiflungsfähigkeit. Mir graut jetzt vor Heirathsgedanken. Schreiben Sie mir gleich, wenn Sie die nöthigen Schritte bei Aerzten gethan haben, hieher; ich warte Ihre Antwort noch ab auf diesen Brief; dann keine mehr, denn ich sehne mich weg in die Einsamkeit, um dort mein Schicksal allein zu entscheiden. Niemand aus meiner Umgebung weiß sich in meine Lage zu versetzen; sie alle halten meine Aussprüche über meine Zukunft für bloße Symptone meiner Krankheit, die sich mit dieser schon verlieren würden und müßten. Nur Paul Pfizer, der große Mensch, hat neulich wahrhaft freundschaftlich theilnehmend mit mir gesprochen. Er redete mir zwar sehr mild und sanft zu, ich sollte das Begonnene durchführen und den Muth dazu nicht verlieren; er sagte, es wäre Schade darum, indem ich vielleicht sehr glücklich werden könne; auch erzählte er mir, wie alle an mir Theilnehmenden sich daran freuten, daß ich ein neues Leben beginnen wolle; doch sagte er auch, daß er wohl begreife, wie mir mein plötzlicher Unfall gerade in diesem Momente (vor der Heirath) erschütternd und verhängnißvoll seyn müsse; er seinerseits sey auch abergläubisch. Am Schlusse seiner Rede sagte er höchst mild und freundlich: „Aber du kannst dir freilich mit Recht denken: Ihr habt alle gut reden; ich aber soll's thun!" — Leben Sie wohl und unbesorgt; dießmal komm' ich gewiß durch; für die Zukunft mag die Zukunft sorgen! Auf Wiedersehn mit Gott und frohem Herzen! Ihr Niembsch.

Schreiben Sie nach der Antwort auf diesen Brief nicht, bis ich sage, wohin. Schelling kommt täglich zweimal zu mir, doch bloß eines Rheumatismus wegen!!!

Stuttgart, 8. September[1] 1844.

Liebe Sophie!

Heute geht es wieder besser; ich hatte in der Nacht um eine Stunde mehr Schlaf und meine Kräfte sind wo nicht größer, doch ruhiger. Schweiß

[1] s. s. Oktober.

war wieder kopiös. Der Teufel soll ihn endlich einmal holen! Um medicinische Auskunft brauchen Sie sich nicht mehr zu bemühen, liebe Sophie. Gestern hab' ich die gute Emilie in meinem Zimmer, als sie hinaus wollte, festgehalten und auf die Folter gespannt; sie mußte reden und beichten und beichtete endlich, daß Schelling meinen Zustand allerdings für einen Schlaganfall erklärt habe. Von Frankfurt habe ich nichts. Marie hat den 2. geschrieben und seitdem nicht wieder. Ich bin noch zu sehr angegriffen, als daß ich mit meinen entscheidenden Schritten hätte beginnen können. Ich habe das tiefste und untrüglichste Gefühl von physischer und moralischer Unfähigkeit zu heirathen. Gestern ist Porbeck bei mir gewesen und hat sich die Unterhaltung gemacht zu berechnen, wieviel Poststunden ich in zwei Monaten dieses Sommers gefahren bin, und es ergab sich die kolossale Summe und der kolossale Unsinn von mir, daß ich nicht weniger als 644 Poststunden hin und wieder, kreuz und quer, im Eilwagen unter beständiger Gemüthserschütterung gefahren bin. Mir graut vor mir selbst und meiner Heftigkeit. Dieser hab' ich lediglich auch meinen Schlag zu verdanken. Ich trage zwei Todfeinde in mir selber herum, wie Feuer [1] und Stahl, um den Blitz herauszuschlagen, der mich vielleicht einmal tödten wird. Diese Todfeinde sind mein heftiges Gemüth und meine reizbaren Nerven. Der Gedanke, daß mich der Schlag gerührt, wird neben meinem physischen, als mein moralischer Schatten mir durch's ganze Leben folgen. Doch lasse ich ihn mit mir laufen wie einen getreuen und geliebten Pudel; man weiß nicht, wozu so ein Vieh gut ist; nicht wahr, liebe Sophie? ——

Hier folgt das verlangte Lied. Verzeihen Sie, daß ich es nicht gestern geschickt habe. Es ist mir theuer, weil es eine gar süß schmerzliche Träumerei hat und weil es an Ihrem Geburtstage geschrieben ist. Die zweite Zeile ist nicht wahr.

Blick' in den Strom.

Das Lied gefällt mir; es ist etwas von Ihrer Seele darin. Gute Stimmung! Keine trübe! Ihr Niembsch.

Grüße an Max und Kinder. Meine Wange ist schon ziemlich beweglich. Ich bleibe nicht mehr lange hier; schreiben Sie nicht mehr, bis ich sage wohin.

[1] s. s. Stein.

v. Reinbeck an Schurz.

Stuttgart, den 8. October 1844.

Verehrtester Herr und Freund!

Verzeihen Sie, wenn ich unserm lieben Niembsch die Feder aus der Hand nehme, um Sie davon zu benachrichtigen, daß die Folgen der großen Strapazen in den letzten vier Wochen durch seine Reisen bei Tag und Nacht sich in einem gereizten Nervensystem und einer Abspannung äußern, bei welcher die Freundschaft ihm jede Aufregung und Anstrengung erspart. Wenn Sie daher nicht in der nächsten Zeit Nachricht von seinem Befinden durch ihn selbst erhalten, so darf das Sie nicht beunruhigen. Er ist in Freundespflege, das wissen Sie, und geht bereits seiner Wiederherstellung entgegen. Bei gänzlicher Ruhe werden sich die Kräfte gewiß bald wieder einfinden. Die Vollziehung seiner ehelichen Verbindung leidet natürlich dadurch einen längern Aufschub. Er ist übrigens außer dem Bette und nimmt an unserm einfachen Tische wie gewöhnlich Theil. Nur Ruhe ist ihm nöthig, und Sie wissen wohl, daß diese bei ihm nicht so leicht zu erlangen ist, besonders, da die ungewöhnliche Lage, in welcher er sich befindet, ihn natürlich mit mancherlei Besorgnissen erfüllt. Ich hoffe zu Gott, sie werden sich alle nach unsern innigsten Wünschen lösen.

Seiner theuern Schwester, unserer lieben Freundin, läßt er zu ihrem bevorstehenden Namenstage aus dem brüderlichsten Herzen Glück wünschen, und meine Emilie und ich schließen uns seinen Wünschen an. Zu Ihrer Beruhigung wird auch beitragen zu wissen, daß unserm lieben Patienten die Cigarre trefflich mundet; nur der Schlaf ist nicht ganz nach Wunsch. Verlassen Sie sich darauf, daß er in den geschicktesten ärztlichen Händen und in der treuesten Pflege ist und daß Sie hoffentlich bald bessere Nachrichten erhalten werden. Mit freundschaftlicher Hochachtung Ihr ergebenster Reinbeck.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 11. October 1844.

Liebe Sophie!

Ich darf nur kurz schreiben, weil mir vom Arzte die äußerste Ruhe geboten ist. Mein Uebel ist, was die Lähmung betrifft, in fortschreitender

Besserung begriffen; nicht aber will es sich bessern mit meiner außerordentlichen Schwäche und mit meinem Nachtschweiße, der die letzte Nacht so stark war, daß ich zweimal die Wäsche wechseln mußte. Schelling will mir gegen diesen bösen Schweiß Chinaextract verschreiben, doch hält er damit noch zurück, weil ich zugleich an gastrischen Störungen leide, welche vor dem Gebrauche der Chinarinde erst gehoben seyn müssen. Schelling glaubt übrigens, der Schweiß sey auch hoffentlich bald zu überwinden. Die äußerste Gemüthsruhe, die mir so noth thut, kann ich durchaus nicht finden, so lang ich hier bin, vielmehr gar keine Gemüthsruhe. Heute sagte ich Schelling, daß ich durchaus fort wolle; er bestätigte mir, daß Luftveränderung und vor Allem Herzensruhe mir nothwendig sey, und gab mir die Hoffnung, in vier bis fünf Tagen von hier in kleinen Tagereisen mit einem Landkutscher fortziehen zu können. Ich lechze darnach. Meine Gesundheit ist das Wichtigste; ich will Alles für sie thun und mich endlich einmal in Ehren halten, recht aufrichtig und ernstlich, und wenn ganz Deutschland gegen mich in Harnisch käme. Leben Sie wohl! Schreiben Sie mir nicht mehr bis auf Weiteres. Ich weiß noch nicht, wohin ich gehe; am liebsten nach Ischl, wenn ich diese weitere Reise aushalte. Ihr Niembsch. Vertatur.

Beiliegend schicke ich die badischen Schriften des Dr. Bach ihm zurück. Von den hiesigen Rechtsfreunden, die ich gesprochen, wollte sich keiner damit befassen. Nach Frankfurt bin ich nicht gekommen und hinsenden wollte ich die Papiere nicht aus anderen Gründen und auch darum, weil B . . . s wahrscheinlich die badischen und nassauischen Gesetze eben so wenig kennt wie Paul Pfizer. Grüße an Freund Max und Kinder, auch an Dr. Bach. Reinbeck sagte mir, daß die Urkunden auf der Fahrpost geschickt werden müssen, daher sende ich sie morgen an Bach.

Stuttgart, 12. October 1844.

Liebe, theure Sophie!

Gottlob, ich werde wieder gesund. Heute Nacht hatte ich gar keinen Schweiß mehr, womit die Natur ein freundliches und erfreuliches Signal gegeben hat, daß sie mich wieder herstellen wolle. Auch haben sich meine

Kräfte von gestern auf heute wunderbar gehoben und ich hege die zuversichtlichste Hoffnung, daß ich in kurzer Zeit völlig genesen seyn werde. Wohl wäre es von mir klüger und schonender gewesen, Ihnen von meinem Unfalle entweder gar nichts — da er doch von vorneherein sichtbar ein vorübergehender war — oder doch nur verhüllend zu schreiben; doch ich baute auf Ihre Seelenkraft und konnte dem dringenden Bedürfnisse, Ihrem lieben, treuen und mir so verwandten Herzen mein ganzes Leid zu klagen, nicht widerstehen. Verzeihen Sie den schmerzlichen Eindruck; er war der allerdings zu hohe Preis, um den ich mir doch einige Erleichterung erkaufte. Schelling war heute entzückt über die auffallende Besserung von gestern auf heute und gab die ernstliche und ganz unverdächtige Versicherung, daß mein Anfall gewiß keiner von denen sey, welche mit Wiederholung zu drohen pflegen, sondern ein bloß lokaler; er sey nicht durch meine Nervenschwäche überhaupt, sondern lediglich durch eine specielle und momentane Schwächung und Ueberreizung von Reisen und Kümmernissen bewirkt, oder durch jene wenigstens vorbereitet. Ruhe, ungestörte Ruhe ist mir jedoch immer noch zur unverbrüchlichen Pflicht gemacht. Ich suche sie mir zu gewinnen, so gut ich kann; ich habe seit fünfzehn Tagen nicht nach Frankfurt geschrieben, um jede Aufregung von dort zu vermeiden. Marie hat an Emilie einen Brief geschrieben, der mich sehr gefreut hat, indem ich daraus ersehe, daß ihre große Ruhe mehr in ihrer Sitte, als in ihrer Empfindung begründet ist. Jetzt erst gewinne ich die Ruhe, die nöthig ist, um mich in meine Lage zu finden. In den Tagen bisher war ich so aufgeregt, daß sich mir hundert Entschlüsse durch die Seele jagten und verdrängten, von denen ich Ihnen nur die wenigsten mittheilen konnte. So viel ich Ihnen auch mittheilte von meinen Seelenzuständen, so sagte ich doch nur wenig von den schweren Besorgnissen, womit mich der Schlaganfall für die Zukunft erfüllte, um Sie nicht allzusehr zu beunruhigen. Ich erschien mir selbst wie ein vom Tode Bezeichneter; dieser hatte seine Hand an mich gelegt, wie der Förster im Walde diejenigen Bäume anhaut und zeichnet, die bald gefällt werden sollen. Ich hatte ein peinlich niederschlagendes Gefühl von meiner absoluten Unfähigkeit zum Heirathen und dieß Gefühl erregte mir ein Grauen vor demselben. Alle meine Hoffnungen auf Kinder, die ich mir so lang und so sehr gewünscht, und auf

ein häusliches Glück an der Seite einer edlen und liebevollen Frau schienen mir in den Abgrund eines abschreckenden Verhängnisses versunken, da mich der Unfall gerade in dem Augenblicke getroffen, wo ich mit den letzten Anstalten zu meiner Verheirathung beschäftigt war. Ich gehe jetzt nicht nach Frankfurt, sondern erst nach meiner völligen Wiederherstellung. Cotta wird ohne Zweifel das Kapital verzinsen. Marie hat, wie ich nach Aeußerung eines ihrer Vettern irgend hier in Stuttgart gehört habe, 20,000 Gulden zu erwarten, wenn auch nicht gleich, doch nach dem Tode ihrer Mutter. Bedingungen meiner Heirath müssen noch immer bleiben: meine hergestellte Gesundheit und wenigstens eine Minimalsicherheit der Existenz. Meinen Wohnort nehme ich in der Klause bei Mödling. Marie wird gewiß damit zufrieden seyn. Baron Bayer hat mir geschrieben, er halte den Kauf des Hauses bis März für mich offen; er werde mir's für einen Preis überlassen, wie keinem andern Menschen. Der Brief kam heute und ich habe ihm sogleich geantwortet, daß ich ihm demnächst nähere Anträge stellen würde, auch möchte er mir sogleich wieder schreiben: Adresse, Reinbeck. Ich will durchaus in Ihrer Nähe wohnen, liebe, theure Sophie! Ihr heiterer, ja freudiger Brief, die Antwort auf den meinigen vom 28. September, stärkte mich wieder im Muthe, meine Angelegenheit auf eine für mich, meinen Charakter, die Welt und Marie befriedigende und versöhnende, ehrenvolle Weise durchzuführen. In welche neuen Kämpfe, Unruhen, Zerwürfnisse und Affekte hätte mich ein Rücktritt, der mir in den letzten Tagen meines Elends unvermeidlich schien, verwickelt! Ich danke dem Himmel für die Rückkehr meiner Sammlung und ruhigen Thatkraft, auch dafür, daß er mir ein Zeichen für die Zukunft gegeben hat, indem mitten in den ärgsten Erschütterungen meines gequälten Gemüths mein fester und inniger Zusammenhang mit Ihnen, unaussprechlich theure Freundin, nie aufgehört hat, einer der festen, der wenigen festen Punkte zu bleiben, an welchen sich meine schmerzlich zerrüttete Seele noch halten konnte. Es bleibt bei meinen Aeußerungen vom 28. September. Auch Ihnen wird meine Vermählung noch Beruhigung und Freude bringen, ich weiß es gewiß.

(Dieser Brief blieb ohne Schlußgruß und Unterschrift.)

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 13. October 1844.

Ich bitte, mir vom Tage des Empfanges dieses Briefes erst dann zu schreiben, wenn Sie weitere Nachrichten von mir haben.

Geliebte Sophie! Ich habe jetzt wieder eine wahre Passion an Sie zu schreiben, und zwar eine noch weit größere, als zur Scharlachzeit; überhaupt steht diese Zeit in jedem Anbetrachte höher, viel höher, als jene rothgesprenkelte. Also Sopherl, liebes!! einen herzinnigen Gruß mitten in Ihre theure herrliche Seele hinein, und gute Bothschaft von meinem Befinden. Der Nachtschweiß ist auch in der letzten Nacht ausgeblieben, ich habe doch vier Stunden gut geschlafen; die Kräfte kommen langsam langsam wieder. Seyen Sie vollkommen beruhigt auf mein Wort; es ist durchaus nichts zu besorgen, als etwa eine sich langhindehnende Reconvalescenz, was mir übrigens von vornherein nicht anders zu erwarten stand, wie ich glaube. Durch stupide Eilfertigkeit meines Hin- und Herrollens im Eilwagen hab' ich mich profund geschwächt; das ist aber nichts Gefährliches, braucht nur recht gute Suppen von Ihrer Lisi. Sie sollen noch staunen, was ich jetzt für ein anhänglicher und sitzbarer Wiener seyn werde. Ich hab' Ihnen recht viel zu sagen, liebe Sophie. Warten Sie ein wenig; ich muß mir Ihre beiden heutigen Briefe aus dem Kästchen holen und nachschauen, was Sie mir darin für Fragen stellen. O, liebe Sophie, ich steh schon auf. —

Mein Gesicht ist gar nicht entstellt, überhaupt trotz allem Leiden und allem Scheiden noch immer gar nicht übel. Meine rechte Wange freut sich schon sehr darauf, von Ihnen untersucht zu werden. Das war Frage Nro. 1.

Nro. 2. Als Arzneimittel erinnere ich mich auf dem Recepte unter Andern auch radix valeriana und radix cariophillata (nicht cariophillorum, was eine andere Wurzel sey) gelesen zu haben. Nächstens werde ich zu meiner Kräftigung mit einem Chinarindenpräparat regalirt. Meine völlige Herstellung werde ich übrigens nicht hier abwarten, sondern in einer Gebirgsgegend. Meine Freunde rathen mir sämmtlich den Schwarzwald an; ich hab' aber auch Freunde, von denen ich weiß, daß sie lieber Ischl empfehlen möchten, und ich werde so frei seyn, nach Ischl zu gehen.

Meine Abreise von hier hab' ich vorläufig auf den 20. October präliminirt; vielleicht kann ich noch früher dahin abgehen; je nach dem Gange meiner Erholung. Ich freue mich sehr auf unser Ischl; da werde ich mich recht lebhaft an gar liebe und schöne Zeiten erinnern, und vielleicht bei Steininger oder bei Auböck wohnen. Letzteres ist wahrscheinlicher. Uebrigens auch möglich, daß ich ins Hotel an der Traun ziehe, um dort Alles beisammen zu haben. Die Ischler Luft wird das Beste machen. Ich bedarf großer Ruhe, Entfernung aller heftigen Eindrücke, aller unfreundlichen; ich wollte, Sie wären in Ischl! — Jetzt wollen wir nach unsern Fragen sehen. Also die Heirath. Wenn Marie wenigstens 20,000 fl. in Allem mitbekommt, so werde ich wohl heirathen, jedoch nur unter der Bedingung völliger Herstellung meiner Kräfte. In die Frohn geh' ich nun einmal nicht, und mag auch ganz Deutschland darüber die Michaelisnase rümpfen. — Meine Nacht von gestern 9½ Uhr bis 3 Uhr früh ist so merkwürdig und furchtbar erschütternd gewesen, daß ich zur Darstellung derselben ein eigenes Album angelegt habe, das Sie, nur Sie allein in der ganzen Welt, lesen, ich aber behalten werde. In dieser Nacht hab' ich in einer schauerlichen Beleuchtung des Schicksals bis auf den Grund meines Herzens gesehen, und habe gesehn, daß meine ganze Seele Ihnen gehört auf ewig. — Den Schlag lasse ich mir nicht nehmen. — Es war zwar kein Blut- oder Gehirnschlag, doch wars gewiß ein Nervenschlag, der jedoch in seinen Folgen nicht so bedrohlich ist. — Meine Augen sind zu angegriffen, als daß ich in der Dämmerung weiter könnte. Tausend Segen, gute Stimmung! Alles wird gut gehen; mein größter Beruf im Leben soll seyn ein treues und liebevolles Bestreben, Ihnen recht viel Freude in Ihr schönes und großes Herz zu bringen. Vale, carissima! Vale! Vale! Niembsch.

Stuttgart, 14. October 1844.

Liebe Sophie!

Recht faul bin ich in diesem Augenblicke, selbst zum Schreiben. Heute kann ich nicht viel schreiben. Ich bin eben vom Tisch aufgestanden und schläfrig, später aber kommen Besuche; ich muß kurz seyn. Eine Mittagsruhe

wird mir wohl thun. Es geht besser und vorwärts; das Gemüth wird wieder heiter, wie schon mein gestriger Brief mich selbst erfreute durch die herzliche Lebensfreude, die darin lebt und spricht. Den 20. l. M., oder vielleicht schon ein paar Tage früher, weil das Wetter herrlich ist, reise ich ganz langsam pomali nach unserm lieben Ischl. Der Nachtschweiß war nur ein vorbeiziehender Unhold. Die Kräfte kommen schon, ich fange schon wieder an mit Vergnügen zu essen, schlief diese Nacht um etwas länger, um etwas ruhiger. Vor Allem ist mein Gemüth stärker, vertrauensvoller. Ich habe mein Schicksal endlich erfaßt und weiß, was zu thun ist. Seyen Sie ganz ruhig und heiter; ich bin und bleibe, was mein gestriger Brief sagt. Morgen, und bis zu meiner Abreise täglich, schreibe ich wieder. Es ist mein liebstes, ja einziges Geschäft, außer etwas Lektüre. Ich werde Ihnen ein sehr schönes Lied von Heine, Ihrem Schützling, senden; ich will mich nicht ohne Sie daran freuen. Gott mit Ihnen! wir sehn uns bald wieder. Ihr Niembsch, der schläfrige. Mein Album wird Sie freuen.

Das gemeinte, aber nicht beigeschlossene, Heine'sche schöne Lied heißt:

Neuer Frühling.

Es ragt ins Meer der Runenstein u. s. w.

Stuttgart, 15. October 1844.

Liebe Sophie!

Gestern hab' ich Ihnen einen wunderlich duseligen Brief geschrieben; ich war sehr schläfrig und wollte doch durchaus an Sie schreiben, weil ich Ihre freundliche und sorgenvolle Theilnahme für mich kenne. Ich schrieb etwas von Ischl, wie im Traume, und schlief gleich darauf ein. Nach einem sehr erquickenden Schlaf bin ich gestärkt und ungemein heiter, wie seit lange nicht, erwacht; doch trug ich mich noch mit der Ischler Grille, sie zirpte noch in meinem alten Gebäude. Als der Brief bereits fort war, Abends um 8 Uhr, fiel mir jener Wahn plötzlich ab, und ich erschrack sehr darüber, daß ich Ihnen den Unsinn geschrieben hatte. Ich fürchtete eure Unruhe darüber, doch besann ich mich auch zugleich darauf,

daß ich mich Niembsch, den schläfrigen, unterzeichnet hatte. Das beruhigte mich wieder, wie auch der Gedanke, daß Sie die Sache gleich für das nehmen würden, was sie ist, und überzeugt seyn würden, daß alle meine Freunde, besonders Schelling, solche Reise nimmermehr zugeben würden, und ich von medizinischer Polizei festgehalten werden müßte. Damit Ihnen aber dieser Einfall nicht als absoluter Unsinn erscheine, muß ich Ihnen wiederholen, daß ich Lust hatte und noch habe, (schreiben Sie mir auch hierüber) das Bayersche Haus in der Klause zu kaufen. In Ischl sitzend, dacht' ich mir, wenn man das denken nennen kann, könnte ich während meiner Genesungszeit leichter und schneller mit Bayer wegen des Hauses verhandeln; dorthin würde vielleicht Bayer selbst zu mir reisen, um das Geschäft abzuthun. So räsonnirt der arme kranke Mann. Nun weiter: Eine meiner widerwärtigsten Vorstellungen war mir die von Hin- und Widerreise, eben weil ich dem Uebermaße davon meine Krankheit verdanke. Hieran spann ich folgenden Nonsens: Meine völlige Wiederherstellung, dünkte mich, würde wenigstens den Winter hindurch währen, unterdessen könnte ich alle Anstalten zu meiner Vermählung treffen, und dann im Frühling meine liebe Braut und ihre Mutter mich in Ischl abholen, sodann nach Mödling hinabreisen, wo ich mich mit Mariechen idyllisch vermählen ließe. Ich hatte schon vor einigen Tagen diesen raffinirten Plan auch Doktor Schelling eröffnet, der ihn ganz geduldig anhörte und ihn nicht eben zu verwerfen schien; doch erzählte mir gestern Abend Emilie, als ich bereits von selbst das Verkehrte dieses Vorhabens erkannt hatte, Dr. Schelling habe ihr gesagt, er habe mir nicht widersprechen wollen, um mich nicht zu erregen; er sey aber völlig überzeugt gewesen, daß ich von selbst davon zurückkommen würde. Ach, liebe Sophie, wie ist es doch so traurig, daß der Körper den Geist so dunkeln und schwächen kann! — Ich möchte darüber weinen, doch thu ich's nicht; es geht ja doch bald vorüber! — Ihre Briefe haben mir heute große Freude und Stärkung gebracht. Gott lohne es Ihnen, theure Sophie! — Heute früh erwachte ich nach erquickendem und ganz schweißlosem Schlafe mit zurückgekehrtem Bewußtseyn und wiedergebornem Lebensmuthe. Die Nervenleiden schwerster Art hatten mir fast Alles verzerrt, entstellt, verfälscht und verstümmelt. O, theuerste Sophie, was haben

Sie mir für heute für liebe, erquickende, beruhigende, stärkende, balsamische Briefe geschrieben! Ich habe mich gestern Abend mit dem Gefühle meiner Gebrechlichkeit zu Bette gelegt und konnte lange nicht einschlafen. Da erhob sich mein gebeugtes Herz zu meinem Gott im inbrünstigsten Gebet um Hülfe und Segen. Ich lag lange zu seinen Füßen, und ich fühlte, wie er mich langsam und linde erhob, und an seinem Herzen ruhen und selig weinen ließ, wie ich in diesem Augenblicke ihm und Dir, liebe Freundin, Thränen des Dankes weine. Wir werden noch schön und glücklich leben. Ich gebe das viele Reisen auf, setze mich in Wien, und arbeite und lebe meiner Marie und meiner Sophie, meiner Therese, meinen Freunden, meinem Gott, meiner Kunst, und heile mich aus von Leiden, die ich selbst sprechend, mündlich erzählend, Ihnen kaum andeuten können werde. — Die Wohnung im Freihaus ist auf der Stelle zu nehmen. Fürchten Sie nicht, daß ich aus Uebereilung spreche! Ich habe lang und schwer überlegt. Es gibt für uns Alle keinen Ausweg, keine Versöhnung, kein Heil, als daß ich das Mädchen heirathe, das mir nun wieder ganz so edel, liebenswürdig und tief gut vor Augen steht, wie vor den Tagen meiner Leiden. — Ich bin, außer Nachts, nie zu Bette gelegen, die Unruhe meiner Nerven hätte das nicht ertragen; doch lag ich in den ersten Tagen meiner Krankheit den größten Theil des Tages auf dem Ruhebett, indem ich zwischendurch manchmal im Zimmer auf- und niederwackelte. Heute hat mir das Essen zum erstenmale wieder gut geschmeckt. Ich trinke nur sehr wenig Wein mit $^2/_3$ Wasser, eben so wenig Kaffee. Die Nahrungssorgen sind mir wie hinweggeblasen; ich habe sie durch diesen Ausbruch ihrer antipathischen Schädlichkeit, meine Krankheit, für immer überwunden. Was meine Gesinnung gegen Sie betrifft, liebe Sophie, so kann es kein Unrecht gegen meine Braut seyn, die ich doch erst seit kurzem kenne, wenn ich sage, daß in allen Stürmen meiner Leiden nur Ihr Bild nicht wankte. Wir kennen uns seit zwölf Jahren; eine weite Strecke Zeit voll Liebe und Leid und schmerzlicher Entsagung. Das wäre kein Herz, das an solchem Bilde nicht ewig festhielte. Wir dürfen nur unsere Entsagung um eine Stufe höher stellen und die liebe Marie in unsern Bund mit Vertrauen hereinziehen, so können wir ein schönes und glückseliges Leben führen, theure, theure Freundin! Ich bleibe bei

Reinbecks bis zu meiner völligen Wiederherstellung und gehe dann mit Gott nach Frankfurt. Die Aeußerungen meines Arztes, den ich außerordentlich lieb gewonnen habe, sind sehr beruhigend für die Zukunft; er sagt: wenn ich nicht reich an Lebenskraft wäre, so hätt' ich das Alles gar nicht ertragen können. — Ich danke dem lieben guten Max für die Zeichnung der Wohnung, auf die ich mich sehr freue. Ich gratulire dem lieben S. von ganzem Herzen, wie auch der lieben Jetti. Schreiben Sie mir wieder hieher.

Stuttgart, 16. October 1844.

Liebe Sophie!

Es ist ein Wunder geschehen heute früh um 8 Uhr. Alle Mittel Schellings halfen nichts; da nahm ich meinen Guarnerius heraus, spielte einen steirischen Ländler, tanzte dazu selbst und stampfte wüthend in den Boden, daß das Zimmer bebte. Sie werden das Alles in den Zeitungen lesen. Ich wurde heiß und beweglich und, o Wunder, ich war gesund. Als Schelling kam, tanzt' ich ihm einen Walzer vor. Nicht einmal schwach war ich geblieben. Adjeu, Herzerl! Ihr Niembsch.

Vertatur.

Leider aber bin ich dann ausgegangen und hab' mich ein bischen verdorben. Nun lieg' ich im Bett und [1] schwach; aber alle eigentlichen Nervenzufälle sind gehoben durch meinen göttlichen Guarnerius. Nicht umsonst hab' ich ihn immer so geliebt. Lebt wohl Alle! Bald komme ich nach Ischl, aber dießmal ernstlich. Niembsch.

Aus der Festigkeit meiner Hand [2] sehen Sie, wie gut es mir gut. [3] Diese Geigengeschichte wird durch ganz Europa gehen. Schelling war äußerst verblüfft und er wird diese Thatsache in Journalen zur Sprache bringen. Das ist ein musikalisches Phantasiewunder, wie Sie aus der Allgemeinen Zeitung sehen werden. Auf Wiedersehn!

---

[1] bin.

[2] Diese war äußerst unfest, ja gerissen.

[3] statt: geht.

Zur möglichst genauen Kenntniß und Ergänzung der Ereignisse dieses höchstwichtigen Zeitabschnittes werde hier dasjenige zusammengestellt, was hierüber theils Briefe Reinbecks an mich, theils eine Aufzeichnung des Obermedicinalrathes v. Schelling, theils, und zwar zumeist, Emma Niendorfs schätzbares Buch (S. 221—279) enthalten, und was ich endlich überdieß selbst auch noch erfahren oder erforschen konnte.

Am 29. September war Niembsch bei dem mit seinen Gastfreunden eingenommenen Frühstück sehr still und in sich gekehrt, brach aber alsdann plötzlich in einen sehr heftigen Affekt und in Thränen aus, und bemerkte unmittelbar hierauf in seinem Gesichte eine ungewöhnliche Empfindung, welche ihn sehr erschreckte, ohne daß er jedoch zugegeben hätte, wie seine Umgebung es gewünscht, ärztliche Hülfe für ihn herbeizurufen. Bei dem Mittagessen war er ruhig und ging Abends bei ganz schlechtem Wetter aus, um Besuche zu machen. Die nächste Nacht brachte er schlaflos und in einem sehr starken Schweiße zu.

Am 30. September wurde Schelling veranlaßt ihn zu besuchen und fand sein Gesichtsleiden in einer sogenannten Paralysis rheumatica faciei bestehend, über welchen Zustand der Kranke äußerst beunruhigt war, in des Arztes Beiseyn in einen Strom von Thränen ausbrach und sich für den unglücklichsten Mann erklärte, indem er eben im Begriffe stehe, sich zu verheirathen, und jetzt von einem offenbar schlagartigen Uebel heimgesucht werde, bei welchem er keine Stunde sicher sey, daß dasselbe als ein allgemeiner Schlag wiederkehre. Schelling suchte ihn möglichst zu beruhigen, indem er ihm vorstellte, daß sein Uebel mehr lokaler Art sey und in den meisten Fällen ohne weitere Folgen in kurzer Zeit gehoben werde, und verordnete ihm Einiges,[1] so wie ein spanisches Fliegenpflaster hinter das Ohr und ließ ihn mit einem leinenen Tuche das Gesicht verbinden. Er schien auch wirklich beruhigt zu seyn, war Abends im Kreise seiner Gastfreunde ganz heiter, sprach mit ihnen von einem Landhause bei Wien, welches er zu kaufen beabsichtige, um daselbst nach seiner Verheirathung sich niederzulassen, und war ganz guter Dinge und von den besten Hoffnungen für seine Zukunft erfüllt. Am folgenden Tage (1. October)

[1] inf. rad. valer. und fol. aurantior. mit einem kleinen Zusatze von Elix. acid. Haller.

aber quälte ihn offenbar die Besorgniß für seine zukünftige Existenz wieder mehr, auch rechnete er fast den ganzen Tag, ließ mitunter in seiner Unruhe den Gedanken durchblicken, seine eingegangene Verbindung wieder aufgeben zu wollen, von welchem Gedanken er jedoch im nächsten Augenblicke wieder absprang und sich ganz heiter über das Glück, welches ihm durch seine Heirath bevorstehe, äußerte. Den nächsten Tag (2. October) brachte er abwechslungsweise in ganz heiterer und wieder ganz trüber Stimmung zu; bald drückte er den Wunsch aus, für sein ganzes Leben in Stuttgart bleiben zu können und besann sich auf eine für ihn passende Wohnung, bald wollte er baldmöglichst von Stuttgart weggehen und vorerst nach Ischl oder einem einsamen Ort auf dem Schwarzwalde, oder nach Baden ziehen, um daselbst seine Wiederherstellung abzuwarten.

Nachdem Niembsch mehrere Tage hindurch in ziemlich gleichem Zustande von wechselnder Aufregung und Abspannung zugebracht hatte, erhielt er am 12. October einen Brief aus Wien, welcher ihn offenbar im höchsten Grade verstimmte und beunruhigte, und auf dessen Beantwortung, welcher er den ganzen Nachmittag gewidmet hatte, er am Abend äußerst bleich und abgehärmt aussah. In der darauf folgenden Nacht trat auch wirklich der erste stärkere Paroxismus seiner Tobsucht ein, indem er ganz schlaflos blieb, eine fürchterliche Angst und Verzweiflung sich seiner bemächtigte und er mit Fäusten gegen sich schlug, Selbstmordsgedanken in ihm aufstiegen und überhaupt auch eine Menge der grellsten Gedanken und Bilder durch seinen Kopf gingen. In seiner Angst raffte er in dieser Nacht eine Menge seiner Papiere zusammen und verbrannte dieselben in seiner Waschschüssel. Am folgenden Tage zeigte er sich sehr bekümmert über den Verlust des Manuscripts seines Don Juan, das er mit andern Gedichten verbrannt zu haben glaubte. Durch einen Zufall konnte aber Emilie desselben noch habhaft werden, weil er es in den Reisesack verpackt hatte. Sie nahm es nun zu sich in Verwahrung. Niembsch setzte auch gleich Morgens eine ganz gut abgefaßte, detaillirte Geschichte dieser Nacht auf. Schelling erhielt die erste Ahnung des wahren Zustandes Lenau's, als ihm dieser, jenen Aufsatz von zwei Bogen in der Hand, gestand: das sey ein Delirium gewesen, und doch habe sein Geist so viel Macht besessen, es zu bewältigen. Das war dem Dichter psychologisch

merkwürdig. „Wenn's nur nicht wiederkommt!“ seufzte er und frug immer Emilien, ob's doch nicht wiederkehre? Er möchte keine solche Nacht mehr erleben; es sey gar zu grausig gewesen. Die Schilderung, die er davon aufgesetzt, könne er ihr erst vorlesen, wenn sie zehn Jahre älter sey, denn jetzt würde sie ohnmächtig davon werden. Nachher begann er doch, dieselbe als ein höchst merkwürdiges Abendstück aus der Geschichte seines Lebens seinen Hausfreunden, dem Arzt und einem andern Freunde vorzulesen, wurde aber dabei wiederholt so von Affekt und Schauder ergriffen, daß der Arzt ihm rieth, die Schrift zu vernichten und sich aus dem Sinne zu schlagen, was er auch späterhin, nicht ohne Widerstreben, gethan hat. Uebrigens suchte Schelling ihn, da er sehr niedergeschlagen, zitternd und blaß aussah, damit zu beruhigen: diese schaudervolle Nacht könnte die Krise seiner Krankheit bezeichnen und er sich nun auf dem Wege der Besserung befinden. Die Vorgänge dieser Nacht hatten die dringende Nothwendigkeit herausgestellt, den Kranken von nun an Tag und Nacht in steter Beobachtung zu halten, weßhalb Vorkehrungen getroffen wurden, denselben aus seinem Zimmer im zweiten Stocke des Hauses in das Parterre zu übersiedeln, wo eine dem Staatsrathe v. Hartmann gehörige Stube und ein Kabinet, nur durch eine Halbwand getrennt, und deren drei Fenster sich auch gegen außen durch Vorhänge und Laden nöthigenfalls vermachen ließen, vorhanden waren, damit die Wächter, welche der Kranke schlechterdings in sein Zimmer nicht aufnehmen zu wollen erklärte, in dem Kabinet verweilen könnten. Uebrigens befand sich Niembsch, abgesehen von seinem angegriffenen Zustande, an diesem Tage erträglich. Er verlangte Nachmittags auszufahren, was ihm auch gestattet wurde. Seine Gesichtslähmung hatte sich in der Zwischenzeit von Tag zu Tag immer mehr gebessert, so daß sie ihn im Essen, Sprechen, Lesen wenig mehr hinderte und nur noch beim Lachen eine leise Verziehung des Mundwinkels zu bemerken war und er auch über diesen Punkt keine Anfechtung mehr sich machte.

Diesen Abend war Niembsch zum erstenmale wieder im Kreise der Freunde so gesprächig, so mittheilend; aber man konnte sich darüber nicht freuen. Es war Gewitterschwüle, die Ruhe vor Ausbruch des Sturms. Er verrieth viel innere Aufregung. So hastig, solche Sprünge! Wie im Fieber. Verhältnißmäßig kindisch Manches, fast als sage er es noch

mehr sich vor als den Andern. Ordentlich plauderhaft. In vielen Momenten brach freilich der alte Geist wieder durch. Diese Strahlen machten immer den Eindruck wie Sonnenuntergang: gleich Blicken und Worten eines Sterbenden! Er las viel vor, z. B. den größten Unsinn: Sterns Gedichte — ein Preßburger — in den zwanziger Jahrgängen erschienen, unreife Erstlinge. Alle lachten sehr. Dann griff er zu Heine's neuen Liedern. Er äußerte von ihm: auf einem Blatte sey er ein Gott, auf dem andern ..... Man müßte, um das Schöne rein zu genießen, an den cynischen Stellen Warnungszeichen hinmachen, Votiven, die sagen: „Da ist das Zartgefühl verunglückt!" „Sie müssen bedenken, die Phantasie hat nicht nur die Fähigkeit, einzelne Bilder, einzelne Gestalten zu geben, sie kann auch solche Macht haben, daß sie in gewissen Momenten Stimmungen in Einen gießt; und in solchen Momenten kann selbst ein Mensch von sonst weniger Charakter auch sehr gesinnungsvolle Gedichte machen, die uns zur Bewunderung hinreißen. Aus diesem Gesichtspunkte muß auch Heine betrachtet werden. Man faßt ihn nicht so auf und doch ist's das allein Richtige. In ihm steckt ein großer Dichter, vielleicht der größte Lyriker. Heine ist uns sehr nothwendig. Dieß Element in der Literatur kann man gar nicht entbehren."

Die größte Freude bezeigte Lenau an dem Liedchen:

„Es ragt ins Meer der Runenstein" u. s. w.

Er wiederholte es oft. „Es ist mir das Liebste von ihm," sagte er. „Der Ton darin ist entzückend Es ist ganz wie das Meer, der Rhythmus der Wellen." Nur der Dichter, behauptete er, könne den Dichter in seinen Werken ganz genießen. „Aber Sie verstehen," wandte Emma dagegen ein, „Beethoven so gut wie Einer, ohne Compositeur zu seyn!" Er gestand dieß zu und führte als Beleg die neunte Symphonie an, das letzte und herrlichste Werk vom Meister. „Man benachrichtigte mich von der Probe," erinnerte er sich. „Ich habe in Wien schon meine Bekannte, die da für mich sorgen. Ich habe, was mich sehr freute, gleich bei der ersten Probe der Symphonie jeden Gedanken fassen und verfolgen können. Es sind lauter ewige Gedanken, lauter ewige Formen, in denen er sich bewegt. Die Aufführung, das war vielleicht die größte, die schönste Stunde meines Lebens. Diese neunte Symphonie ist das Größte vielleicht,

was in der Musik vorhanden. Beethoven sagte auch, als er davon schrieb: „Jetzt mach' ich Etwas, das muß mein Erstes werden und überhaupt das Größte was es gibt." Wenn er so beim Bierglas saß, da konnte er auf einmal schnell sein Schreibtäfelchen herausziehen und etwas eintragen. „Mir ist halt was eing'falln," sagte er dann und steckte es wieder ein. Diese Gedanken, die er so einzeln hinwarf, nur mit ein paar Linien und Punkten, ohne Taktstriche u. d. m. sind Hieroglyphen, die Niemand entziffern kann. So hat er in diesem kleinen Schreibtäfelchen wohl noch einen Schatz von Gedanken verborgen ...... Die Symphonie fand in Wien getheilten Beifall. So sagte mir nach der Aufführung Grillparzer, der sehr musikalisch ist, selbst ein Instrument recht schön spielt: „Es ist confuses Zeug." Was das Verstehen Beethovens erschwert, ist, daß man zu große Massen umfassen muß, um seinen Ideen zu folgen. Sie haben so große Umrisse und nicht alle Menschen können so viel aufnehmen im Speckkammerl ihrer Phantasie."

Man redete von Becher aus Elberfeld. „Er ist mein Liebling," erklärte Lenau." Morgens kommt er zu mir herein: „Wie geht's, Niembsch? Was dichtest du? Hast du eine Cigarre für mich?" Ich seh' ihn vor mir mit seinen langen blonden Haaren, die unten gelockt sind, mit seinem Sackrock, seinen Hosen ohne Strupfen, aus denen die Stiefelröhren herausragen. Er gibt die musikalische Zeitung heraus, ertheilt Unterricht, macht auch englische Uebersetzungen. Er lebt aber nur von einem Tag zum andern. Wenn er Abends eingeladen ist, dann speist er den ganzen Tag nicht. In der Gesellschaft ißt er aber ungeheuer. Er kann oft fünf Gulden von Einem borgen, oder sagen: „Bruder, gib mir einen großen Thaler, ich hab' kein Geld." Das gibt ihm Jeder gern. So ein Mensch ist ein Schatz. Seine Augen leuchten wie zwei Geisteslampen. Wenn er Einen so mit freundschaftlicher Rührung anschaut, da wird Einem ganz warm. Er hat die Mittel, viel zu verdienen, es kann ihm gar nicht fehlen; er weiß, wenn er nur arbeiten will, so hat er Geld; er darf nur eine Recension schreiben, darf nur Lectionen geben — und das eben macht ihn so sorglos. Diese Sorglosigkeit ist aber fast Liederlichkeit. Das seh' ich wohl ein, aber man muß nicht immer ganz correcte Menschen wollen; das findet man selten. Der Eine hat die Eigenschaft, die

ich bewundern möchte; beim Andern find' ich auch wieder eine andere. Man verdirbt sich sonst viele Freude, wenn man Alles beisammen will. Das ist der Fluch der kleinen Städte. Man kennt da zu genau das Wesen und Treiben vom Menschen und vermehrt dadurch die Forderungen an ihn. Wenn ich eine Forelle esse, wähle ich mir auch nur das Mittelstück heraus und lasse Kopf und Schwanz liegen."

Bald trat der Reisedrang unseres Freundes hervor. „Nach Ischl will ich," äußerte er. Und nun beschrieb er gleichsam mit kindischem Vergnügen die Schlittenfahrten, die er da machen könne. Wenn der Mond so aufsteige im Winter und die weiße Gegend und die hohen Wipfel erleuchte, das sey ganz geisterhaft, so feierlich. Er fühle es immer mehr, das Hochgebirg besitze Schönheiten, die durch keinen andern Landschaftsreiz aufgewogen werden.

Man hat ihm ein sehr wohlfeiles Haus in Mödling bei Wien in der Klause mit ganzer Einrichtung angetragen um einen Spottpreis. „Herr v. Bayer, der wegzieht, möchte es gern in befreundete Hände legen. Es sind viele praetia affectionis da, z. B. auch in lauter Fauteuils die Wappen seiner Frau, von Freundinnen aus Wien gestickt. Dann hat er auch zwei Kinder da verloren, deren Grab ich bewahren sollte."

Später gedachte er mit Wärme, daß die Knaben von Graf Alexander mit dem Hofmeister heute bei ihm waren; besonders freute ihn Eberhard, der älteste. „Du mußt mir erlauben," redete Lenau zu ihm, „daß ich Dich Du nenne, auch wenn Du noch so groß wirst. Ich habe zu Deinem Vater auch Du gesagt." Rührend und feierlich war es, als Niembsch mit ganz unbeschreiblichem Wesen aussprach: „Es gibt eine Region der Nerven, die unberührt, heilig seyn soll; eine Tiefe, wo es immer still seyn, eine geheime Ruhe walten muß. Und durch die Strapazen ist bei mir Alles auch bis auf diesen Nervengrund aufgeregt worden, der immer unbewegt, immer still seyn soll. Und da wimmelt jetzt auch Alles auf diesem Nervengrund. So seh' ich meine Krankheit an."

Beim Gehen gab er mit lieblicher, inniger Freundlichkeit die Hand. Die Nacht brachte er ruhig zu.

Am 14. hatte unser Kranker einige Stunden lang, am Tage und Nachts, lauter freundliche Bilder; er baute sich seine Häuslichkeit u. s. w.,

betete auch viel. Gegen Emilie äußerte er, diese Krankheit habe ihm viel genützt, es sey viel in ihm Klarheit und Stille geworden, und besonders habe er sich wieder zu Gott gefunden. Er habe einen Gedankenbau aufgeführt, hoch wie ein Thurm emporgewölbt, und oben auf der höchsten Spitze das Kreuz aufgerichtet. Was er auch Weltliches, Leidenschaftliches und Frevelhaftes geschrieben, das Kreuz sey immer in seinem Herzen geblieben.

Am 15. Abends war er heiterer, gesprächiger denn je. Er las dem Familienkreise Gedichte von sich vor, erzählte viel aus Steiermark, zeigte einen kürzlich erhaltenen Brief seiner Braut, ob der nicht lieb sey? Auch ihre hübsche Schrift; ihr Vater nämlich diktirte ihr früher stets.

In der Nacht rannte er, da die Versetzung ins Parterre noch nicht hatte ausgeführt werden können, in seinem Zimmer im zweiten Stocke auf einem Raum von wenig Fuß mit so harten heftigen Schritten hundertmal auf- und ab, daß man's kaum ertragen konnte. Auch sein stets übertriebenes und in letzter Zeit noch unmäßig gesteigertes Cigarrenrauchen mußte nachtheilig wirken. Die Nächte sind schon lange so unruhig gewesen, daß Madele, des Geheimraths alte Köchin, die unter Lenau's Stube schlief, immer behauptete, der Stock vom Herrn Baron müsse auch mit herumgehen; es sey zu arg und poltere zu heftig; sie könne kein Auge schließen. Nachts um 2 Uhr kam er in Reinbecks Stube und machte ihnen lärmende Vorwürfe, daß sie ihn beim Criminalamte angeklagt hätten. Sie redeten es ihm aus. „Ja, was ist es denn gewesen?" „„Ein Traum, ein böser Traum,"" entgegneten Beide einstimmig. „Traum? Traum! Wenn's Wahnsinn wäre, das wäre doch das Aergste!" murmelte er vor sich hin und ging fort, legte sich zu Bette, brachte aber den Rest der Nacht ganz schlaflos zu.

Als Niembsch noch gesund war und auch wie er schon anfing zu kränkeln, sagte er immer: er müsse noch vor dem 15. October verheirathet seyn, und in der auf diesen Tag folgenden Nacht brach der Wahnsinn aus.

Morgens (den 16.) frühstückte er ziemlich aufgeregt mit seinen Gastfreunden, sagte hierauf, er müsse doch auch einmal wieder zu seiner Violine greifen, spielte ganz besonders schön auf derselben, kam aber auf einmal

darauf, einen österreichischen Ländler zu spielen, fing an zu tanzen und Luftsprünge zu machen, was er auch Schelling, als er gerade zum Besuche kam, wiederholte und dabei seine große Freude über die wunderbar heilsame Wirkung, welche die Musik auf ihn ausgeübt habe, ausdrückte, indem er von nun an völlig gesund, kräftig und neubelebt sich fühle. Er hielt auch diese Wirkung der Musik auf ihn für so merkwürdig, daß er sich sogleich hinsetzte und einen Bericht über diesen Vorgang an die Redaction der Allgemeinen Zeitung in Augsburg aufsetzte. Auf einmal war er ausgegangen, ohne daß es Jemand gemerkt. Im Schrecken sandte man nach Gustav Pfizer, vertraute diesem Getreuen Alles und bat ihn, seinen Freund und Sangesbruder zu suchen; er werde wohl in der Druckerei seyn. Statt dessen war er auf die Post gegangen, hatte dort Briefe und auch jenen Aufsatz abgegeben. Pfizer begegnete Niembsch in der Königsstraße (der Hauptstraße Stuttgarts) und begrüßte ihn wie zufällig. Sie gingen mit einander. Am Bazar (fast dem königlichen Schlosse gegenüber) zog Lenau seinen Ueberrock aus und Pfizer trug diesen über dem Arme. Niembsch wollte das Kleid hinbreiten und sich darauf legen. Er könne nicht mehr weiter. Er streckte sich auch wirklich hin. Sein wackerer Freund brachte ihn aber doch wieder fort. Sie stießen hier auch auf Baron Hermann Reischach, an welchen Niembsch allerlei Buntes hinredete. „Ja, die Aerzte, sie haben lang an mir herumkurirt — da hab' ich bloß meine Violine angesehen und bin davon gesund geworden." In der Friedrichsstraße, worin Reinbecks Haus unter Zahl 14, schleppte er sich kaum noch so fort. Pfizer stieg mit ihm in den eben vorbeirollenden Wagen vom Medicinalrathe Köstlin. Da konnte der Patient es aber auch nicht aushalten; er hielt sich immer den Kopf; das Gerassel auf dem Pflaster thue ihm so weh. Sie stiegen also nach ein paar Minuten aus. Auf jeden Eckstein setzte er sich. Es war kaum anzusehen; so die lange Straße herab. Seine Wirthe mußten es vom Fenster aus beobachten und mit all ihrer Liebe sich nur duldend verhalten. Solchem Pilgerwege des Freundes zuzuschauen ist mehr, als selbst den Kalvarienberg wandeln.

Zu Hause setzte sich Niembsch lange auf den Stuhl an der Thüre, legte sich dann im Salon mit den Stiefeln aufs Sopha, schlug den Kopf hin und her, zog den Rock aus und ging in Hemdärmeln vollends hinauf.

Oben geigte und tanzte er wieder. „Es geschehen noch Wunder! sagte er. Ich bin ganz gesund. Die Musik hat mir gefehlt. Die Töne sind wie Thau auf meine Seele gefallen und haben sie erfrischt!" Jemand näherte sich zufällig dem Bette, auf welchem die Violine lag. „Nur meine Violine nicht berühren!" rief er gleich. Das war ihm immer das Höchste — sie war ihm heilig wie eine Geliebte. Er schlief heut schon im Parterre.

Er pflegte sich früher nie einzuschließen Nachts, und das war den Freunden ein Trost, weil der Kranke, so lang er oben wohnte, Niemand zum Wachen in seinem Zimmer dulden wollte; so wußten sie doch, daß man ihm leichter beizustehen vermöchte. Einst, spät Abends, dachten sie zu ihrer Beruhigung sich noch einmal zu überzeugen, ob wirklich offen sey. Man drückt leise an die Thürklinke, die aber nicht nachgibt. Jetzt wird gerufen, gebeten, daß er aufmache. Er thut es. „Sie haben also doch nicht Wort gehalten, Niembsch!" Er hatte sich nur so aufs Lager geworfen und war wieder aufgesprungen, um zu öffnen. Da war es gar rührend zu sehen, daß er die Violine auf einen Stuhl neben sich gebettet, wie die Mutter ihr Kind. „Die wollen wir jetzt ruhig lassen," sagten die Freunde, und lehnten sie mit dem Kasten unten an die Lagerstätte. Als sie aber weg waren, muß er die Geige doch wieder zu sich geholt haben, denn die Diener fanden es Morgens gerade wieder so, indem sie bei ihm eintraten, und er erklärte ihnen ganz schön, wie seine Geige zu ihm gehöre.

Niembsch legte sich heute zu Bett und schien sogleich eingeschlafen zu seyn, was jedoch nicht der Fall war, indem er in einem unbewachten Augenblicke um diese Zeit den ersten Versuch machte, sich zu erdrosseln, wie er hintennach selbst eingestand. In seinem übrigen Befinden war inzwischen der Umstand eingetreten, daß sich seine Zunge stark belegte, der Appetit ganz darniederlag, was Schelling schon vor ein paar Tagen veranlaßt hatte, ihm ein Pulver und einen Aufguß zu verordnen.[1]

Gab man ihm Medicin ein, so nahm er es erst, wenn man ihm sagte: „Die Frau Hofräthin läßt bitten."

[1] Ein Pulver aus Rhabarber, einem Salze und einem kleinen Zusatze von Rad. calum. ar. und Sem. anis; nebenbei sollte er von Infus. rad. ipecac. mit einer Saturation nehmen.

Am 17. war er den ganzen Tag ruhig und fast immer bei sich. Die ganze Nacht aber darauf recitirte und geigte er. Der Chirurg, welcher bei ihm wachte, konnte nicht genug sagen, welche schöne Sachen der Kranke gesprochen. Besonders äußerte er sich so herrlich über Schlaf und Tod. Er habe in der Nacht auch ein Gedicht über beide gemacht, vertraute er Emilien und sagte es ihr her; sie brachte es aber nicht mehr zusammen.

Niembsch verbrannte in dieser Nacht viele Briefe. Vielleicht waren es Sophiens Briefe. Er hatte Sophie bereits durch Emilie schriftlich bitten lassen, ihm keine mehr zu senden. Jetzt verrieth er beinahe Haß gegen sie; ein Daguerreotyp von ihr sollte man wegwerfen; dann flehte er wieder: „Schont sie; sie hat zwölf Jahre mein Lebensglück gemacht!" Bald tadelte er sie, daß sie sich nach französischen Grundsätzen gebildet; bald rühmte er den hohen Geist, den edlen Sinn. Theure Lippen sollen im letzten Scheiden fieberhaft zu Lenau gesprochen haben: „Eines von uns muß wahnsinnig werden." Schon in der Nacht beschäftigte er sich eifrig mit Reiseplanen, ließ seine Effekten zusammensuchen, packte. Er wolle nicht viel mitnehmen, er komme ja bald wieder. Sein Barbier, ein ordentlicher, wißbegieriger, junger Mensch, der bei ihm wachte, war ihm besonders angenehm; er bot ihm an, ihn nach Wien mitzunehmen, für seine Ausbildung zu sorgen, daß etwas Rechtes aus ihm würde. Der Barbier entgegnete: er könne nicht mit, weil er militärdienstpflichtig sey; worauf Niembsch erwiederte: das würden der Herr Hofrath und die Frau Hofräthin schon beim Kriegsminister machen. Niembsch ließ den Koffer forttragen, gab dem Bedienten des Geheimrathes eine Banknote zum Postgelde, zog selbst Reisekleider an, und wollte sich nun durchaus auf den Weg begeben, wovon er nur mit Mühe abzuhalten war, denn er wollte seinen Freunden nicht den Kummer machen, in ihrem Hause zu sterben.

An diesem Morgen (18.) besuchte Staatsrath v. Ludwig zum erstenmale mit Schelling gemeinschaftlich den Kranken. Ludwig hat stets Lenau's Faust auf dem Nachttische; es ist sein Lieblingsbuch, ist ganz zerlesen. Er hätte schon längst gern wollen Lenau kennen lernen. Als er jetzt bei ihm eintrat, spielte dieser eben herrlich Violine. Ludwig bewunderte es sehr. Mit Thränen betrachtete er ihn und sagte: er erinnere ihn an Tasso.

Ludwig erzählte Lenau, wie er auf einer Reise in Tirol an ein ganzes Feld voll Stangen mit Geigen gekommen, das so seltsam ausgesehen, und wie er Anfangs gar nicht gewußt, was das bedeute, bis er erfahren, daß die Violinen da trocknen müßten. Diese Schilderung freute den Dichter sehr und er beschrieb nun die Einrichtung eines guten Instruments. Hierauf machte Niembsch mit Ludwig und Schelling — mit dem er in der letzten Zeit eine Liebschaft angefangen und an dem ihm auch der philosophische Kopf so werth war — Plane, wie er sich in Stuttgart niederlassen, die Medicin wieder aufnehmen wolle, und wenn es ihm gelänge, nur Einen guten Gedanken zum Wohle der Menschheit zu finden, so sey das mehr als alle seine Werke. Er müsse einen Beruf haben. Die Aerzte waren entzückt von seinen Gedanken, wenn er mit ihnen wissenschaftliche Sätze discutirte im herrlichsten Latein.

Die beiden Aerzte beriethen sich und stimmten darin überein, daß die schleunigsten Maßregeln genommen werden müßten, um dem sich steigernden Uebel Einhalt zu thun. Auf ihren Rath berief Reinbeck sogleich den berühmten und erfahrenen Arzt für Gemüthskrankheiten, Hofrath Dr. Zeller in Winnenthal durch Staffete. Man sah seiner Ankunft mit höchster Angst und Sehnsucht entgegen.

Der Kranke verlangte an diesem Tage durchaus in sein früheres Wohnzimmer im zweiten Stocke zurückgebracht zu werden, und als ihm dieß endlich gestattet wurde, suchte er seine Papiere wieder durch, zerriß eine Anzahl derselben. Dann ergriff ihn Todessehnsucht. Um 7 Uhr heute Abends werde er sterben. Er zog sich ganz weiß an, legte sich erschöpft auf den Sopha, und erwartete den Tod mit gefalteten Händen. Er nahm von Allen feierlich Abschied, segnete Alle. Auch von Sophie in Wien. „Sie ist mein Glück und meine Wunde!" sagte er. Noch als er schon unten wohnte, äußerte er gegen die Vertrautesten: „Sie ist voll Geist. Nichts, worin sie mir nicht ebenbürtig, worüber ich nicht mit ihr sprechen kann. Wie versteht sie mich, eilt mir nicht selten voraus! Sie ist mehr als die Sand. — Ich will Ihnen etwas von ihr lesen lassen, holen Sie mir das Buch in meinem Schreibtisch" .... Er wollte den Schlüssel geben, fuhr aber wieder damit in die Tasche zurück.

Niembsch und Sophie, hieß es, sollten sich das Wort gegeben haben,

daß keines von ihnen das Andere überleben wollte. Auch sollte Sophie zu Niembsch geäußert haben: wenn er einmal einen ganz heitern Brief von ihr bekäme, so dürfte er sicher glauben, daß sie sich schon dem Tode nahe befinde. — Nun erhielt er während seiner Krankheit wirklich einmal einen heitern Brief von ihr — wie man erzählt — und es bemächtigte sich seiner alsbald der erschreckende Wahn: sie sey entweder schon todt, oder dem Tode nahe. Mit größter Bangigkeit erwartete er am nächsten Tage einen Brief zur Zerstreuung seiner Furcht; allein zum Unglücke kam eben damals keiner, wiewohl früher beinahe jeder Tag einen gebracht; und auch am zweiten Tage erfreute ihn noch keiner. Man denke seine Angst, sein Entsetzen!..

Niembsch machte heute auch sein Testament. Alle Augenblicke sprang er wieder vom Ruhebette, um von Neuem wieder etwas hinzuzufügen, oder es zu zerreißen, und ein anderes zu schreiben. Emilie mußte es immer mit unterfertigen. Er setzte immer, nach Reinbecks Aeußerung, und wie auch Niembsch selber später Hofrath Zeller in Winnenthal mündlich eröffnete und dieser an Emilie schrieb: seine geliebte Schwester Therese als Alleinerbin ein, mit der Bedingung: seinen Freunden Reinbecks, als Anerkennung der ihm durch viele Jahre erwiesenen großen Gastfreundschaft 6000 fl. davon zu übergeben, wiewohl sie solches nie annehmen zu wollen erklärt hatten. Er äußerte: seiner Schwester Kinder, wenn sie ihn auch Anfangs gewiß herzlich betrauerten, würden sich doch auch freuen über die Verbesserung ihrer Lage und ihn segnen. Von allen diesen Testamenten blieb nur der Anfang von Einem übrig mit den eigenhändig geschriebenen Worten: „Mein letzter Wille. Ich ernenne meinen Schwager"....

In lauter edlen Kreisen, unter ernsten Bildern bewegten sich am heutigen Nachmittage des Kranken Vorstellungen, nie kindisch. „Der Tod ist so leicht; mir ist so wohl!" sagte er. Auch einmal schmerzvoll: „Ich werde dahin seyn, vergessen. Kaum ein paar lyrische Sachen von mir sind gut. Ich sehe jetzt in Alles und weiß, was ich gefehlt habe. Ich war unglücklich in der Wahl meiner Stoffe. Ich werde nicht bleiben;" oder auch: „Mein Leben ist ein Unsinn. Was hab' ich gethan? Nur ein paar schöne Gedichte gemacht." — Als der Tod mittlerweile noch immer nicht kommen wollte, sprach er zu Emilie: „Er bleibt so lang aus.

Helfen Sie mir, geben Sie mir etwas, daß er schneller kommt. Geben Sie mir Blausäure." — „„In der Medicin, in der Suppe da hab' ich ja Blausäure"" — entgegnete Emilie, worauf er gierig schluckte. Er bat später, da er keine Wirkung verspürte, wiederholt inständigst um Gift, und trieb es so bis auf den Abend fort. Da er Niemand im Zimmer dulden wollte, so wurde den Wächtern befohlen, vor der Thüre auf dem Korridor stehen zu bleiben, und auf jede Bewegung und Laut sorgsam Acht zu geben.

Während man im ersten Stocke traurend um den Theetisch beisammen saß, kam Emilie einen Augenblick hinunter, um ihren Vater zu küssen. „Eben hat er mir seinen Urwald in Amerika verschrieben," lächelte sie. Sie ging bald wieder hinauf.

Nach einer halben Stunde hörten die Wächter Niembsch stöhnen und Emilien rufen, und als diese sogleich herbeikam, fand sie den Kranken fürchterlich entstellt aussehend, mit hervorgetriebenen, blutunterlaufenen Augen, sein Kopfkissen und Halstuch stark mit Blut, welches aus der Nase und dem Mund gekommen war, befleckt. Befragt darüber, was ihm begegnet sey, erwiederte er: „Weil Ihr mir kein Gift gegeben habt, habe ich mich mit meinem Halstuche (es war ein schwarzseidenes) erdrosseln wollen."

Staatsrath v. Ludwig, welcher ihn vor Schelling sah, beruhigte ihn so, daß, als Schelling später dazu kam, er Lenau in ziemlich natürlichem Zustande fand. Der Kranke hatte an diesem Tage Calomelpulver, welche die Aerzte ihm am Morgen verordnet, genommen und darauf einige Erleichterungen erhalten. Es wurden ihm nunmehr auch kalte Umschläge mit Essig und Wasser gemacht.

Niembsch wurde nun wieder in die Parterrewohnung gebracht. In dieser Nacht wachte auch Gustav Pfizer. Lenau recitirte viel aus den Albigensern und Savonarola in ganz wundersamen Zusammenstellungen.

Am 19. Morgens fanden die Aerzte einen Aderlaß nothwendig. Niembsch hatte eine Freude an seinem Blute, das so kräftig heraussprang. „Wie ein Alpenquell" sagte er. — „Nicht wahr, es ist ganz gesundes Blut?" fragte er den Barbier, welcher es bestätigte. „„Ja wohl, es sieht ganz gesund aus, nur wie von einem gehetzten Hirsch."" — Das gefiel

Lenau gar wohl. „Ich bin ja auch ein gehetzter Hirsch!“ entgegnete er, und wollte immer, der Chirurg sollte der künftigen Schwiegermutter eine Beschreibung von diesem Aderlasse schicken. Das mache ihm jetzt wieder frischen Muth zum Leben und Heirathen, daß sein Blut so gesund sey. — Es bildete keine Entzündungskruste und der Blutkuchen zeigte nur eine geringe Consistenz.

Und nun fuhr Lenau fort, lauter heitere Zukunftsplane zu bauen; er sprach unaufhörlich und der Schlaf floh ihn fortwährend. „Wie kann man nur so alberne Vorstellungen haben!“ sprach er wegen gestern. „Da hab' ich mir eingebildet, die Emilie gäbe mir Blausäure!“ — Porbeck war lang bei ihm. Niembsch gibt viel auf ihn. — Man erwartete Zeller, der aber von seiner Schweizer Reise noch nicht zurückgekommen war. Niembsch sprach immer davon, ein ärztliches Frühstück zu veranstalten, wozu er auch Hardegg einladen und dabei Thesen aufgeben wollte, die er sich notirte, z. B. über die Transpiration. — Er sagte auch ein paarmal: „Heute kommt meine Braut.“ Niemand konnte daran denken, denn der Arzt hatte es ihr abgerathen. — Als Nachmittags Emma aus dem Reinbeck'schen Haus von Hartmanns ging, geigte Niembsch in seinem Parterrezimmer eben wunderschön. Wie Gesang; — ein Schweben, Verathmen der Töne, ganz Liebe und süße Klage. Gleich einer Nachtigall, voll Frühlingssehnsucht. Seufzt sie nach Glück, nach Grab? Fleht sie um Ruhe oder um den Himmel? Kann sie nicht vergessen? Sie hat den Lenz überlebt. Fahl sind die Bäume, schnell fliegen die Wolken. Keine, keine nimmt sie mit, weit, weit zum Frieden, fern zur Wonne.

Richtig traf noch am 19. Abends Marie mit ihrer Mutter zu Stuttgart im Hotel Marquardt ein. — Auerbach berichtet: „Auf die Kunde seiner Krankheit reiste sie mit ihrer Mutter im Eilwagen nach Stuttgart. In Heidelberg mußte der Wagen auf die von Karlsruhe kommende Post warten, die Damen gehen am frühen Morgen in den Gasthof, die Braut nimmt unwillkürlich eine Zeitung zur Hand, und liest die furchtbaren Worte: „Lenau ist wahnsinnig und liegt in der Zwangsjacke.“ —

Den 20. früh, eh es noch zur Raserei kam, blieb Niembsch darauf, daß seine Braut angekommen sey, und man mußte ihm den Spiegel an's Bett geben, daß er seine Haare ordne. Bisher zeigte sich der Patient

niemals vernachlässigt in seinem Aeußern, stets rein und sorgfältig gekleidet, glatt gekämmt. Oefters wiederholte er: er wolle eine Musterehe haben. Alle, die die Braut in Stuttgart sahen, wo sie einige Tage verweilte, ohne zu dem Kranken dringen zu dürfen, weil die Aerzte seine Erregung fürchteten, stimmten darin überein, daß es eine ganz weibliche Erscheinung sey; eine zarte Gestalt voll Anmuth; ein Oval, etwas Madonnenhaftes im Antlitze. Im Wesen sehr sanft und ruhig. Achtzehn Tage nur im Ganzen hat Lenau sie gekannt. — Achtzehn Tage — und jetzt das ganze Leben einsam, zerstört! Zu Hause alle die frohen Vorbereitungen, Alles fertig, die Aussteuer u. s. f. Lang faßten sie den Gedanken gar nicht, sie und ihre Mutter, die eine gar gute Frau seyn muß. Jetzt meinte Marie, sie möge gar nicht hoffen, denn sie wolle diesen Schmerz nicht noch einmal durchringen; sie habe auf Alles verzichtet, sie getraue sich nicht mehr an Glück zu glauben.

Gegen 4 Uhr Morgens fing schon der Sturm an. Niembsch schrie vielleicht hundertmal: „Auf, auf, Lenau! Lenau!" grausig, weithin dröhnend. So auch um 5 Uhr Morgens, um welche Zeit ihn Schelling schon sah. Später wurde er etwas ruhiger. Um 7 Uhr bat er einen seiner Freunde, welcher mit zwei Wächtern bei ihm war, ihn zu verlassen, weil er ruhen wollte, schickte den einen der Wächter, des Geheimraths Diener, Ferdinand, in das Nebenzimmer, um ihm ein Glas Wasser zu holen, und während der Andere entfernt auf dem Sopha saß, benützte Niembsch den von ihm listigerweise zubereiteten günstigen Augenblick: aus dem Bette springend, das noch nicht wieder zugebundene Fenster schnell aufzureißen und im Hemde und baarfuß zum Fenster hinaus, das etwa acht Schuh vom Boden der Straße erhaben ist, in diese hinunterzuspringen, wobei er den eben vorbeigehenden Bedienten des englischen Gesandten beinahe niederwarf. Gegen hundert Schritte lief er die Straße hinauf, beständig aus allen Kräften schreiend: „Aufruhr! Freiheit! Hülfe! Feuer!" Es soll ein gräßlicher Auftritt gewesen seyn. Heine's und Freiligraths neue Lieder, welche ihn in der letzten Zeit viel beschäftigten, und aus denen er oft Stellen wiederholte, mögen wohl auch die Richtung dieser Ideen miterzeugt und überhaupt zündbar gemacht haben. Von jenem Bedienten und einem Soldaten eingeholt, wurde Niembsch sogleich in sein

Bett zurückgebracht. Hier tobte er nun auf das Heftigste, stieß alle erdenkbaren Schimpfworte, besonders auch gegen seine Aerzte, in grobem österreichischen Dialekt aus. „Mörder, Räuber!“ schrie er immer. Sobald Emilie sich blicken ließ, nannte er sie „Giftmischerin!“ und als sie mit Reinbeck sich ihm nahte, in der Hoffnung, ihn doch etwas beschwichtigen zu können, gab er der sanften Märtyrerin einen Backenstreich und Reinbeck faßte er an der Gurgel, und hätte ihn beinahe erwürgt. „Die Schwaben können es niemals verantworten, daß sie mich so behandeln,“ wüthete er. „Andere mögen sie plündern und einsperren soviel sie wollen, aber bei mir wird es ihnen nicht so hingehen. Die Schwaben müssen vernichtet werden, dieß Haus zerstört bis auf den Grund. Eine österreichische Armee wird über sie kommen, sie Alle in die Pfanne hauen, und in ganz Stuttgart keinen Stein auf dem andern lassen!“

Er blieb den ganzen Tag in der heftigsten Aufregung, so daß seine Stimme zuletzt ganz heiser wurde. Abends war er wieder besonders wild und grob gegen die Aerzte und Alle, welche in seine Nähe kamen. Er schrie so entsetzlich, daß viele Leute sich auf der Straße sammelten und unter dem Fenster standen. Die Nacht hindurch war er doch etwas ruhiger, jedoch abermals fast ganz schlaflos.

Schon am Morgen dieses furchtbaren Tages, als Emma Niendorf bei ihrer Toilette saß, erhielt sie ein Billet von Julie Hartmann, halb verwischt, kaum leserlich aus Angst und Hast. Sie sollte ihren Bedienten Leo schicken, und durch diesen noch ein paar handfeste Militärs. (Emmas Gatte ist der Oberst v. S.) Es geschah. Als Leo in der Nacht heimkam, erzählte er: der Herr Baron sähe fürchterlich aus. Das Weiße im Auge ganz roth, und Alles träte schrecklich heraus. Einmal habe er ihn, den Diener, eine Viertelstunde lang angestarrt, unverwandt; dann zählte er auch öfters die Wappenknöpfe am Aermel von Leo’s Livree. „Jesus, Maria!“ sagte er vor sich hin, und nachher wieder: „Wahnsinnig! Wahnsinnig! — Ich weiß ja nicht, wo ich bin!“ — „So rührende Sachen sagte er dann wieder,“ erzählte der treuherzige Schwarzwälder, „so rührende Sachen, daß es Einem durch den ganzen Leib schauerte, und wie er’s so schön hinbringt, so geschickt — man könnt ä Buch draus machen. So hat er heut Nacht über den Soldatenstand etwas gar Schönes

g'sagt, vom Sieg. — Mit dem Halten thut man ihm so weh, denn er hat gar zu feine Knochen; ich habe ihm immer ein Tuch um das Handgelenk geschlagen, eh' ich ihn gehalten."

Einmal zeigte Niembsch dem Bedienten im Hause, Ferdinand, seine beiden Füße und sagte: „Siehst du, der eine gehört nach Wien, der andere nach Frankfurt."

Jener Mann, welchen Niembsch beinahe zu Boden gesprungen, ein Kammerdiener, welchen der preußische Minister entließ, der englische in Dienst nahm, fand dadurch einige freie Tage, welche er nun auch zur Aushülfe bei Niembsch verwendete.

Auch gebetet hat Niembsch in dieser Nacht. Es war sehr rührend und feierlich. „Jeder bete nach seiner Kirche!" sagte er, und Alle mußten ein Vaterunser beten. Erst Morgens früh kam ein kurzer Schlaf, aus welchem Niembsch viel heftiger und tobend wieder erwachte; doch bald stellte sich Ermüdung und Erschöpfung ein.

Heute (den 21.) Morgens kam Emilie Zumsteeg zu Hartmanns. Sie wolle sich nur nach dem Leidenden erkundigen. Ihr hätte in der verwichenen Nacht geträumt, Lenau sey krank. Diesen Morgen in einem Hause, wo sie Stunden gab, erzählte sie, daß sie einen schrecklichen Traum gehabt, worauf die Leute erwiederten, Lenau sey wirklich krank an einem Nervenübel; diese Personen wußten es noch nicht anders. Die Freundinnen theilten nun der Besuchenden die traurige Wahrheit mit. Im Augenblicke sey jetzt Alles ruhig unten, setzten sie hinzu. „Unten, unten! Also wohnt er im Parterre?" rief die Zumsteeg mit solchem Nachdrucke, daß die Andern es gar nicht begreifen konnten, da die vielfach beschäftigte Künstlerin selten kommt und die Einrichtung des Hauses wenig kennt. Sie erklärte es ihnen jedoch. Ihr hat geträumt, sie sehe Niembsch in einer Parterrewohnung auf einem Lager hingestreckt und viele fremde Männer stünden um ihn und hielten ihn. „Was ist ihm denn?" fragte sie erschrocken. „„Er ist sehr krank,"" antwortete ihr Jemand, und daran erwachte sie.

Schills, des Nachbars, Gartenknecht half heute auch aus. Er mußte an Lenau's Bett sitzen, und dieser sagte von ihm, er sey ein angenehmer, gebildeter Mensch, und er redete ihm fortwährend vom Goethe-Denkmal

vor; sie wollten zusammen hinreisen. Der gebildete Mensch fragte dann die Leute im Hause, wer denn der Goethe sey?

Ueberhaupt sind unserem Freunde alle Menschen recht — er, der in Gesellschaft so wählerisch war! — und alle kann er leiden. Das Frische, Volksthümliche in den Soldaten und andern Wärtern scheint bei ihm anzuklingen; die Natur ist's, mit der er sympathisirt. Sie sitzen um ihn, er erzählt ihnen von seiner Jugend. Durchaus will er immer vorlesen — er, Lenau!! — und weil eben kein Buch da ist, nimmt er seinen Paß; den hat er ihnen gewiß schon zehnmal vorgelesen. Auch zeigt er ihnen den österreichischen Adler am Siegel. Den Leo erkannte er gleich wieder: „Das ist ja der starke, hübsche Junge von gestern! Wie heißt Du?“ „„Leo.““ „Leo, der starke Leo; ich mache ein Gedicht auf Dich, wenn ich wieder gesund bin. Bei wem bist Du denn?“ „„Beim Oberst v. S.““ Niembsch wiederholte den Namen wohl ein dutzendmal. Er erzählte ihnen auch, wie sein Vater, Großvater und Urgroßvater Officiere gewesen. Nach Wien wolle er; dann seine Braut nach München bestellen, ein Gut kaufen und die „Schriftsetzerei“ — wie Leo sich ausdrückte — aufgeben.

Der englische Kammerdiener darunter, ein schwäbischer Bauersohn, war ganz in einen routinirten Franzosen metamorphosirt. Seine Gewandtheit gefiel unserm Freunde und er äußerte, er wolle denselben auf die Reise mitnehmen und sich mit ihm im Französischen üben, das er lang nicht mehr gesprochen.

Nachmittags endlich traf Hofrath Zeller aus Winnenthal ein, und es fand eine ärztliche Berathung statt. Zeller beobachtete Niembsch nur und ließ die beiden übrigen Aerzte, Ludwig und Schelling, mit dem Kranken verhandeln, um sich dadurch größere Unbefangenheit für später und eine ungestörte Betrachtung zu sichern. Er hatte nur voraus schon erklärt, falls Niembsch nach Winnenthal gebracht würde, müsse man es diesem unterwegs sagen, wohin er komme. Wenn man nicht ganz wahr sey, wie könne denn die Verwirrung gehoben werden? Wie Rettung von Wahn auf Lüge beruhen? Auch begehrte Zeller für jenen Fall Mittheilung über den ganzen Lebenslauf des Patienten. Der ärztliche Beschluß fiel einstimmig dahin aus, daß der Kranke baldmöglichst in die Heilanstalt zu Winnenthal zu bringen wäre.

Rührend baten die Reinbecks noch die Aerzte: Lenau doch noch bei ihnen sterben zu lassen, denn sie seyen überzeugt, er werde noch diese Woche sterben. (Es war eben Sonntag.) Zeller fand ihn nämlich selbst äußerst krank, körperlich, besonders die Leber. Wenigstens, baten die Reinbecks, sollte man noch abwarten, wie die Nacht sich zeigen würde. Hierauf ging man ein. Abends noch sprach Niembsch mit Porbeck lang das herrlichste Latein, von welchem dieser voll Bewunderung war.

Aber die Wangen von Niembsch glühten den ganzen Tag über roth, und Leo prophezeite eine schlimme Nacht. Er sehe so schön aus, wie er so umhergehe mit der buntgestickten Mütze, den türkischen Pantalons und Pantoffeln. Bei dieser Schilderung fiel Emma ein, daß er am letzten gemeinschaftlichen Abende ihr mit Behagen von seinem reichen, neuen Hauskostüm gesprochen und aufgezählt, wie viele schöne Pantoffel er habe; man müsse sich mit einer gewissen Koketterie im Hause kleiden, das sey man seiner Frau schuldig.

Die Nacht wurde wirklich sehr schlecht, der Kranke raste meistens. „Laßt mich fort, ich muß in den Krieg, der Ungar ist schon los!" schrie er oft. Vor Leo kniete er hin: „Laß mich fort um Christi willen, der ja auch für die Menschen gestorben! Willst du denn hart wie ein Felsen seyn?" Immer wollte er reiten. „Herr Baron, das Pferd ist so eben verreckt, man muß ein anderes holen," beschwichtigte der Schwarzwälder. „„Nun, so will ich noch so lang verziehen.""

Die beiden Aerzte, Ludwig und Schelling, so wie die beiden treuen Freunde, Gustav Pfizer und Porbeck, drangen am 22. darauf: Niembsch gleich früh am Morgen in das Asyl der unglücklichen Geisteskranken zu bringen. Reinbeck selbst hinderte sein hohes Alter und die tiefste Erschütterung, Niembsch zu begleiten, welches Pfizer auf dem Kutschersitze, mit einem Militärarzte und zwei Niembsch angenehmen Wärtern im Wagen, unternahm. Hierunter war auch der englische Kammerdiener, der, wenn der Herr Baron wieder gesund würde und ihn brauchen könnte, augenblicklich seinen Dienst verlassen wollte, um bei ihm zu seyn. Anfangs wollte Niembsch gern reisen, dann gab es aber noch einen heftigen Auftritt, und man mußte zur Zwangsjacke Zuflucht nehmen. Einmal rief Niembsch Pfizer um Rettung an, worauf dieser erwiederte: „Du hast eine

Nervenkrankheit, ich kann dir nicht helfen." Jetzt schimpfte Niembsch ihn hin und her einen Jesuiten, einen Philister. „In welche Mörderhände bin ich gefallen!" schrie er auf. „Blut," sagte mir (Schurz) der Lohnkutscher, der damals Niembsch fuhr, als er auch mich nach einigen Tagen dahin brachte, „Blut hätte man weinen mögen, wenn man das Laster so mit ansah!" Als sie das Städtchen liegen sahen, zeigte Pfizer es ihm und sagte: das sey Winnenthal, da führen sie hin. Der Name ging aber spurlos am Ohr vorbei. Bei seiner Ankunft beschwerte er sich bei Zeller über die Behandlung, die er dulde, und zeigte die Wunden an seinen Händen vom Halten, worauf jener dem Kranken entgegnete: das habe er Alles selbst verschuldet und hervorgerufen; im Gegentheil, er habe die Leute mißhandelt und geschmäht, noch gestern Ludwig das Hemd zerrissen u. s. w. Da wurde er ganz still und beschämt, als man ihm dieß vorhielt. Den Finger hatte er beschädigt, als er in der Nacht eine Scheibe eingestoßen. Zeller ließ gleich einen Chirurg kommen, um die Wunde zu verbinden, und das schien unserm Freunde zu behagen. Als man ihn in seine Klause brachte, lief er einmal darin umher und sagte dann: da gefalle es ihm nicht, da möge er nicht bleiben. Der Arzt erwiederte doch: es komme jetzt gar nicht auf seinen Willen an, es handle sich von seiner Genesung, und da müsse er gehorchen; er sey geisteskrank. Er könne aber auch, wenn er wolle, ein wenig in den Garten spazieren. Niembsch nahm es an. Sie gingen hinunter. Als er in die Gartenthür trat und den hellen Himmel sah, sagte er: „Schön!" Oben legte er sich dann hin und konnte eine Viertelstunde schlafen, worauf er wieder in den Garten ging. Zeller fand ihn heut weniger krank als gestern und schöpfte etwas mehr Hoffnung.

Emilie konnte es sich ungeachtet ihrer Erschöpfung nicht versagen, dem unglücklichen Freunde nach einigen Stunden mit seinen Effekten zu folgen, um sich zu überzeugen, ob er auch dort gut aufgehoben seyn werde, und kehrte mit voller Befriedigung in dieser Hinsicht am Abend zurück. Sie hatte auch die zwei Brieftäschchen dahin mitgenommen, welche Lenau nie von sich ließ, in die er seine geheimsten Gedanken einschrieb, und in welche niemals ein anderes Auge, als das seinige geblickt. Damit er diese heiligen Blätter nicht missen dürfe, händigte Emilie sie Zeller ein,

der sie aber gleich öffnete und las, zum Schmerze der Freundin; — ein Wahnsinniger hat kein Eigenthum mehr, auch nicht Einen Gedanken, der ihm gehört — wie der Verbrecher — und der Arzt ist hier Beichtiger.

Es verbreitete sich in Stuttgart die Sage, dort sey am nämlichen Tage, wo man Niembsch nach Winnenthal brachte, ein trefflich dargestelltes Stück gegeben worden, welches sein Schicksal ganz enthalte: Scribe's „Fesseln."

Ich erhielt am 21. October einen Brief Reinbecks vom 16., worin er mit zitternder Hand mich, als Lenau's geliebten Schwager, auf das Dringlichste bat, keinen Augenblick zu verlieren, mich persönlich in Stuttgart einzufinden, um die nöthigen Maßregeln zu dessen Rettung zu ergreifen. Er schreibe dieß auf das Geheiß des Arztes von Lenau, des berühmten Schelling. Kein Anderer würde die Stelle vertreten können. Es müsse eine von ihm geliebte Person seyn, die eine Art von Gewalt über ihn hätte, sonst sey Alles vergebens. Sie zählten schon die Stunden meiner Ankunft, denn es sey wahrhaftig keine zu verlieren.

Ich faßte sogleich bei Durchlesung dieses Schreckensbriefes, der wie ein Donnerkeil aus blauem Himmel auf mich niederschlug, meinen Entschluß, und begann unverzüglich meine Vorkehrungen zur möglichst baldigen Hinausreise. Einer meiner ersten Gänge war auf die Fahrpostverwaltung, wo ich die Auskunft erhielt, daß der nächste Eilwagen nach Westen, in dem noch Plätze frei wären, in drei Tagen, also am 24. October, abgehen würde. Hierauf eilte ich zu Sophie und sodann nach Weidling hinaus zu Therese. Ich schweige von Beider Entsetzen und Schmerz über die schier unglaubliche Hiobskunde. — Bei anbrechendem Tage nahm ich am 22. von Weib und Kindern Abschied, und am 24., bis wohin ich noch zwei Briefe von Reinbeck erhielt, reiste ich ab.

Am 28. October 1844 um 12 Uhr Mittags langte ich zu Stuttgart an. Ich eilte sogleich zu Reinbecks, wo ich den Erstbesten, der mir entgegenkam, um Niembschens Befinden fragte, und bat, mich bei Reinbecks zu melden, damit sie Niembsch auf meine Anwesenheit vorbereiteten. Da hieß es: Niembsch wäre nicht mehr da; was mich auf die Meinung brachte, er hätte sich nicht mehr abhalten lassen, seine Rückreise nach Wien

anzutreten. Nun empfingen mich Reinbeck und Emilie sehr freundschaftlich, aber ganz zermalmt von Leid. Sie erzählten mir, was bis dahin Alles geschehen, ließen mich nicht mehr fort, wiesen mir gütig Niembschens verlassenes Zimmer an, und stellten mich ihrem ehrwürdigen Vater, dem Geheimenrathe v. Hartmann, und seiner milden Tochter Julie vor. Noch denselben Tag führte mich Reinbeck zu Herrn Obermedicinalrath v. Schelling. Dieser fürchtete, ich würde Niembsch lange nicht sehen und sprechen dürfen, indem vor der Hand Ruhe dessen höchstes Bedürfniß, jede Erinnerung an das alte Leben zu vermeiden, und gleichsam ein ganz neues zu beginnen wäre. Allein ich wollte gleichwohl nächsten Tags nach Winnenthal, um mein Heil alldort zu versuchen. Dienstag den 29. October 1844 fuhr ich dahin. Ich langte um 10½ Uhr dort an und begab mich sogleich ins Schloß, wo man mich im ebenerdigen Empfangzimmer warten hieß; denn Hofrath Zeller wäre so eben bei den Kranken herum und würde wohl bald kommen. Den Vormittag über hatte ein dicker, feuchter, kalter und unfreundlicher Nebel geherrscht. Während ich so einsam des Bevorstehenden harrte, fiel durch das große Fenster der erste Strahl, der erste schwache Lichtschatten der mühsam durchdringenden Sonne auf den Boden des Zimmers vor meine Füße hin. Ich nahm dieß als ein gutes Zeichen auf und gedachte freudig gerührt des umschleierten Bruders. Schon lachte die Sonne aus heller Bläue, als Zeller eintrat. Ich eröffnete etwas weichmüthigen Tones, warum ich gekommen, und bat um — wo möglich — doch einige Hoffnung. Er sah mich beinahe befremdet darüber an, daß ich das Aeußerste befürchtete, und theilte mir sogleich beruhigend mit: Niembschens Zustand, der früher in der That kaum mehr gefährlicher hätte seyn können, und bei nur um Einen Tag verspäteter Hülfe vielleicht rettungslos geworden seyn würde, hätte sich inzwischen allmählig, gerade heut aber erst auffallend gebessert, so daß ein günstiger Wendepunkt der Krankheit eingetreten zu seyn schien. Niembsch selbst hätte heute früh um ihn geschickt, und ihm mit großer Klarheit, Besonnenheit und Einsicht auseinandergesetzt, worin eigentlich der Herd seines Uebels läge. Zeller freute sich ungemein, dieß zu vernehmen, denn er selbst hätte schon blos aus Niembschens Aussehen den nämlichen Grund vorausgesetzt und darnach die Behandlungsweise eingerichtet, von deren

Zweckmäßigkeit er nun durch den errungenen guten Erfolg vollkommen überzeugt worden wäre. Ich machte hierauf dem Arzt einen Abriß vom Leben des Leidenden, von seiner Geburt an, und verschwieg nichts, wovon ich glaubte, daß es für die Behandlung des Kranken wissenswerth seyn könnte. Zeller war der Ansicht, daß die Krankheit aus vielen Quellen entsprungen sey. Er beschuldigte insbesondere die äußerst regellose und unangemessene Lebensweise Niembschens, sein Umkehren der Nacht in Tag und des Tags in Nacht, die zu seltene Bewegung und sein unmäßiges Cigarrenrauchen. Sein Uebel liege in großen Anschoppungen und nicht zum Ausbruch gediehener Goldader. Niembsch — erzählte Zeller — esse nun auch wieder bereits mit Lust, was schon lange nicht mehr der Fall war — und genieße schon wieder mehr und mehr des Schlafes, der ihn so hartnäckig gemieden. Uebrigens trug Zeller auch den übergroßen Reisebeschwerden der letzteren Zeit, gleichwie den durch die bevorgestandene Vermählung hervorgerufenen, Niembsch ganz ungewohnten und lästigen kleinen Bemühungen und Geschäften, dann der Reue über die getroffenen geldlichen Einleitungen und seinen wohl übertriebenen peinlichen Befürchtungen bezüglich der Zukunft willig Rechnung.

Als ich Zeller bat, Niembsch — wenn es anders thunlich wäre — sehen oder wohl gar sprechen zu dürfen, bewilligte er ohne Bedenken Beides, nur sey die rechte Zeit dazu abzuwarten, denn Niembsch habe, obwohl er nicht mehr tobe, doch öfter noch bedeutende Aufregungen. Dieß sey übrigens gerade erwünscht, indem bei einem sehr raschen Abbruch der Krankheit viel eher Rückfälle zu besorgen stünden. Zeller lud mich ein, um 3 Uhr Nachmittags wiederzukommen.

Als ich zu dieser Stunde im Schlosse mich einfand, war Zeller so eben auf einem Spaziergange aus. Inzwischen wollte mir ein Aufwärter die innere Einrichtung der Anstalt zeigen. Er führte mich — der Aufgang ist beständig verschlossen — in den Betsaal hinauf, wo die Protestanten Sonntags und die Katholiken Mittwochs Gottesdienst und Predigt hören können; ließ mich Zimmer für Kranke sehen, dann eins, worin zu musikalischen Unterhaltungen, die öfter stattfinden, ein Flügel steht, und auch eins mit einem Billard. Vom zweiten Stockwerke sahen wir sodann auf das Ziegeldach eines nur ebenerdigen Anbaues hinunter, um welchen

ein halbrunder kleiner, mit einer Holzwand umfangener Raum lief. Dieß ist die traurige Wohnung der Tobsüchtigen, und der Raum ohne Gras, Blume und Baum derjenige, worin sie sich in lichteren Augenblicken etwas ergehen dürfen. Und unter diesem düsteren, unheilschwangeren Dache weilte, als ich hinuntersah, mein armer, armer Bruder, der geliebteste Dichter Deutschlands!

Wir kehrten ins Empfangzimmer zurück. Nach 4 Uhr kam Zeller. Niembsch, sagte man uns, wäre ruhig, wir gingen also ihn zu sprechen. Der Arzt trat voraus in die Zelle und sagte: „Guten Abend, Herr v. Niembsch; Ihr Schwager Schurz ist da. Wollen Sie ihn sehen?" „„O ja!"" Ich trat ein. Niembsch saß im Bette halb aufrecht, einen braunen, mit rothen Schnüren gezierten, hübschen Zigeunerrock, ein Wiener Machwerk, auf dem Leibe. Wir küßten uns. Ueberrascht von meiner Gegenwart schien er nicht. Auch zog er mich gleich in seinen Gedankenkreis hinein. „Lieber Freund," sprach er, „verkünde es nur allerwärts: ich beharre bei dem, was ich gesagt. Nicht die Aeußerung selbst, nur die Art und Weise derselben, war krankhaft. Mögen alle Monarchen meine Rede wohl bedenken! Aber nur so hätt' ich es nicht sagen sollen, das war gegen die gebührende Ehrfurcht und gegen alle Schicklichkeit; ja, ich gestehe, das war krankhaft. Ich habe mit Seiner Majestät, dem Könige von Württemberg, durch die Thürspalte gesprochen. Das hätt' ich denn doch nicht thun sollen; das war gefehlt!" Derlei lispelte der Arme mit gedämpfter, peinlicher Stimme. Dann begann er wieder: „Es gibt eine Region in den menschlichen Nerven, die ewig unberührt gelassen werden sollte. Ich aber hab's gewagt. Die Strapazen meiner letzten Reise haben sie mir aufgeregt."

Hofrath Zeller übergab ihm, um ihn von seinen Wahngedanken, deren Aeußerung aber keineswegs von heftigen Bewegungen begleitet war, abzuziehen, vier Briefe: von Mayer, Kerner, Auerbach und Emilien. Er las sie zu meiner Verwunderung (seine Augen waren von den versuchten Erdrosselungen her, worunter eine auch in Winnenthal, noch ganz angeschwollen und roth) ziemlich ruhig und fast ganz durch. Nur ein einziges Wort darin, ich glaube: „geisteskrank," war ihm unbequem und ungenehm. Endlich las er auch noch den Aufsatz der Allgemeinen Zeitung,

worin mit Theilnahme und Schonung seiner Erkrankung Erwähnung geschah. Niembsch sprach sich darüber zwar nicht aus, aber seine Miene gab seine Zufriedenheit damit zu erkennen. Der Arzt lud nun Niembsch zu einem kleinen Lustgang im großen Gras- und Baumgarten mit uns ein. Er war sogleich dazu bereit und begehrte Stiefel, Kleider und Halstuch, wobei er sich über seinen Wärter beschwerte, daß er nicht stets gleich auf den ersten Ruf erscheine, ja manchmal sogar auch Einwendungen in Betreff des Anzuges sich erlaube. Man brachte ihm ein blaues Halstuch; er aber wollte ein schwarzes haben. Man ging darnach, allein der es in Aufbewahrung hielt, war eben nicht zugegen, und so nahm Niembsch doch das blaue. „Aber auch meine Pistole," rief er, „meine Pistole bringt mir!" „„Sie haben ja gar keine!"" „Nein, nein, ich habe schon eine." Er hatte wirklich eine; sie war aber in Stuttgart. „Meine Pistole her!" „„Ich habe Alles aufgeschrieben, was Sie besitzen, Herr v. Niembsch, doch eine Pistole ist gewiß nicht darunter."" „Du wirst doch," fiel ich scherzweise ein, „deinen alten Bruder dafür, daß er so weit herkam, dich zu besuchen, nicht etwa erschießen wollen?" Er erwähnte nun ihrer nicht mehr.

Wir verließen die Zelle. Eine solche Tobzelle ist ziemlich geräumig und hoch. Ganz oben ist ein Gitterfenster. Kein Tisch, kein Kasten, nicht einmal ein Stuhl, sogar kein Ofen, sondern nur eine vergitterte Oeffnung, wodurch die erhitzte Luft einströmen kann. In der Mitte des Zimmers steht ganz frei ein derbes Ruhebett von starken eichenen Bohlen und zu Häupten desselben ein festes Tischchen und ein unbewegliches einsitziges Bänkchen.

Die freie Luft that ihm sichtbar wohl. Die Sonne war zwar schon unter, aber der Tag doch noch freundlich. Das noch frische Grün der großen Rasenplätze — Niembsch wurde stets in den eigentlichen Garten und nie in den obenerwähnten engen kahlen Tobzwinger geführt — das bunte Laub der meisten Bäume und das weite, schöne Thal, von mäßigen Bergen eingefaßt, lachten ihn freundlich an. Er fragte mich um Therese und die Kinder. Ich erinnerte ihn in meiner Antwort an seiner Schwester alte treue, innige Anhänglichkeit an ihn. „Weißt du noch, wie sie mir vor zwölf Jahren, als du in Amerika warst, und längere Zeit nichts von dir hören ließest, alles Ernstes zumuthete,

ich sollte meinen Dienst aufgeben und mich mit ihr und unsern fünf Kindern zu dir in die Urwälder trollen?" Ich sprach es unter herzlichem Lachen und er leistete mir dabei Gesellschaft. Wir begaben uns in ein stockhohes, gemauertes Lusthaus, um der hübschen Rundsicht zu genießen. Niembsch stieg ziemlich festen und raschen Trittes hinan, ohne sich am Geländer zu halten. Oben waren die Fenster weit offen. Ich konnte dieß nicht sehen, ohne mir nicht zu denken, daß Niembsch wohl noch vor acht Tagen ohne Zaudern sich hinuntergestürzt haben würde, und ich stellte mich daher aus Vorsicht nahe zum Fenster, wie um in die Gegend hinauszublicken, ohne jedoch Niembsch den Zugang zu vertreten. Er ging aber gar nicht hin, sondern blieb immer anderthalb Schritte davon weg. Auf dem weiteren Wege erwähnte er, wie er wohl wisse, er habe öfter Wahnanfälle gehabt. In solchen halte er ganz ausgezeichnete Reden, manchmal im schönsten Latein. Hiezu bemerkte Arzt Zeller, es wäre doch wunderbar, wie der Kranke in solchen Aufregungen sich manchmal bewußt werde, daß das, was er doch deutlich vor seinen Augen sehe, gleichwohl keine Wirklichkeit, sondern nur ein Traumgebilde seiner erhitzten Einbildungskraft sey. So haben z. B. Sie," wandte er sich an Niembsch, „neulich eine Rede an eine Versammlung gehalten, die Sie mit den Worten begannen: „„Meine Herrn und Damen, die da nicht sind, ich beschwöre Sie!"" Sie wußten also sehr wohl, daß die Herrn und Damen, die vor Ihnen sich befanden, die Sie mit Augen sahen, und zu denen Sie sogar sprachen, gleichwohl keine wirklichen Wesen, sondern nur Gebilde Ihres aufgeregten Gehirns waren. So etwas aber darf Sie durchaus nicht alteriren. Sie wissen ja, daß es Naturen gibt, die beim leichtesten Fieber sogleich phantasiren. Das macht sich Alles wieder ganz und bald." Niembsch stimmte bei und meinte: im Delirium wäre der Mensch ein ganz anderer als sonst; der Sittsamste spräche darin unwillkürlich die gröbsten Unfläthigkeiten und Zoten. Ich erinnerte sodann Niembsch an seine furchtbaren Drohungen gegen die Stuttgarter. Er lachte zum zweitenmal und zwar recht herzlich.

Nun sollte er wieder aus der freien Luft in seine Zelle zurück. Der Hofrath ging voraus, wir Beide folgten. Niembsch schien der Anblick des Hauses unerfreulich. Er wandte sich vor der Gangthür um und

that einige Schritte in den Garten zurück, bemeisterte sich aber dann rasch, kehrte das Antlitz zum Hofrath und fragte: „Soll ich hinein?" „„Ja, lieber Herr v. Niembsch, es ist schon kühl."" Und er schritt hinein. Auf dem Hausgange nahmen wir Abschied. Niembsch bat noch früher den Hofrath um zweierlei, nämlich: den Wärter anzuweisen, daß er immer sogleich auf den ersten Ruf erscheine, denn das gezieme sich so, und dann: aus der Zelle befreit zu werden, oder doch wenigstens Licht hineinzubekommen, da die Finsterniß auf seine Phantasie so unheimlich wirke. Ersteres wurde zugesagt und in Betreff der Zelle ihm versprochen, daß er, wenn er nur erst einmal 48 Stunden lang sich ruhig zu verhalten vermöchte, alsbald in ein schönes Zimmer des oberen Stockwerkes würde ziehen dürfen, und zwar, wenn die eben beginnende Nacht glücklich vorüberginge, schon sogleich morgen. Licht ward anzuzünden befohlen. Auch überreichte Zeller dem sonst so rauchlustigen Dichter eine schon lange nicht mehr genossene Cigarre. Wie mochte ihn diese, die er unverzüglich begierig anzündete, erquickt haben! Wir schieden unter Küssen auf acht Tage, wornach ich ihn nach des Arztes Erlaubniß sollte wiedersehen dürfen. Ich fuhr noch den Abend nach Stuttgart zurück.

Den nächsten Tag erhielt Emilie einen Brief von Zeller, den ich getreulich hier abschreibe:

„Herr Rechnungsrath Schurz wird es Ihnen mitgetheilt haben, wieviel besser es mit unserem theuren Kranken seit gestern geht. Auch die verflossene Nacht war g a n z g u t. Er schlief viele Stunden sanft und erwachte noch klarer und ruhiger als gestern. Er selbst sagte, er fühle sich wie neugeboren. Wir sind Alle ganz glücklich. Gott gebe nur einen gesegneten Fortgang seiner Genesung! Noch ist viel zu wünschen übrig, aber wenigstens s c h e i n b a r der Hauptsturm vorüber, so daß ich ihm auch diesen Morgen ein Zimmer im zweiten Stock anweisen konnte, was ihn sehr freute. Vielleicht können Sie ihn schon in der nächsten Woche sehen."

Ich eilte nun nach Tübingen, um Karl Mayer und seine artige Schaar hübscher Töchter, worunter zwei Pathen von Niembsch, von Angesicht kennen zu lernen. Mayer empfing mich sehr liebevoll und führte mich auch sogleich zu seinem Freunde Uhland. Ich erfreute Alle mit der

angenehmen Nachricht von Niembschens Besserung und der Aussicht auf dessen baldige gänzliche Wiederherstellung. Nach drei unvergeßlichen Tagen, wovon ich einen Abend bei Uhland und seiner verehrten Gemahlin zubrachte, kehrte ich nach Stuttgart zurück. Hier besuchte ich Herrn Baron v. Cotta in der Niembschischen Angelegenheit. Dieser versicherte, Niembsch habe ihm selbst den von mir bedauerten Vertrag in die Feder gesagt. Auch bat er mich, überzeugt zu seyn, daß, wofern sich solcher für Niembsch wirklich nachtheilig erweisen sollte, die Buchhandlung es sodann ihrem eigenen Rufe schuldig erachten würde, dieses auszugleichen. Sichtbaren Eindruck machte meine Erwähnung, die Reue über einen Theil dieses Vertrages habe sicher auch Einiges zur traurigen Krankheit des edlen Dichters mitgewirkt. Eine entscheidende Verhandlnug wurde für die, wie wir wähnten, nicht mehr ferne Zeit der Wiedergenesung des Dichters vorbehalten.

Dienstag den 5. November 1844 erschien ich in Schloß Winnenthal um 3 Uhr Nachmittags und ich wurde von Hofrath Zeller sogleich zum Kranken geführt. Dieser hatte nicht lange im oberen Stockwerke bleiben dürfen. Er hatte in neuer Aufregung dem Wärter eine derbe Maulschelle versetzt, und mußte sonach wieder in seine alte Zelle heruntergebracht werden, wiewohl er jenes bitter bereut und warme Abbitte gethan. Wir begrüßten ihn beim Eintreten und sprachen Einiges mit gewöhnlich lauter Stimme. Da bat Niembsch, leise reden zu wollen, denn laut reden hören thäte ihm weh. Der Hofrath lud ihn ein, mit uns in den Garten zu kommen. Er richtete sich sogleich in seinem Bette auf, allein, kaum aufrecht sitzend, ließ er sich wieder sanft zurücksinken. Man sah ihm an, er wäre schläfrig, und wir verließen ihn daher mit dem Versprechen unserer Wiederkunft am nächsten Vormittag.

Mittwochs den 6. November besuchte ich ihn um 11 Uhr. Dießmal begleitete mich der Oberwärter und zugleich Wundarzt der Anstalt, Namens Burger, ein freundlicher, verständiger Mann, zu Niembsch. Ich traf diesen recht heiter, vollkommen besonnen und klar, und schon wieder viel besser aussehend, als wie vor acht Tagen, ja fast so gut, wie zu Zeiten seiner Gesundheit. Er sprach mit mir (der Oberwärter hatte uns nach einigen Augenblicken wieder verlassen) eine volle Stunde lang von seiner

eigenen Krankheit, als ob er förmlich Arzt wäre, ihres ganzen Verlaufes sich vollständig erinnernd. Was ihn sehr erfreute war der Umstand, daß er nunmehr sehr angenehme Einbildungen hatte, anstatt der früher so furchtbaren und erschütternden. So kamen jetzt uralte Bekannte aus seinen Jugendtagen, frische Meisen, an das Fenster oberhalb ihm, munter daran pickend, alswie zum Willkomm. Auch sah und hörte er seine Lieblinge, die Wildgänse, in großen keilförmigen Schaaren über ihn schnatternd hinwegziehen. Niembsch glaubte sich nun oft in die schönsten Gebirgsgegenden versetzt, wo er, im Kreise trauter Gesellen, auf weichem Rasen lagernd, der herrlichsten Umschau genoß. Einmal fand er sich in eine himmlische Walhalla entzückt, wo er unter andern großen Männern auch Goethe antraf, mit welchem er gut österreichisch sprach. Goethe konnte sich halb todt lachen, wenn Niembsch einen recht derben österreichischen Kraft- und Saftausdruck zum Besten gab. Dann erblickte sich Niembsch gar in einer wirklichen Götterversammlung reinsten Blutes, deren Herrlichkeit und Glanz man sich gar nicht vorzustellen vermöge. Ein Gott war immer schöner als der andere, und so stets höher und höher hinan bis zu dem allerhöchsten Gott. Und der Hochmuth bildete unserem Dichter ein, er selbst wäre einer, und zwar nicht der allerniedrigste der hehren Sippschaft. (S. „Fausts Tod": Mir schien's an meinem Werthe Spott, daß ich nicht lieber selbst ein Gott.) Derlei Vorspiegelungen erquickten ihn sogar, während die früheren ihn erschöpft und erdrückt hatten. Sie wiesen deutlich darauf hin, daß sein Blutumlauf gewöhnlich schon wieder ein viel sanfterer seyn mußte. Er selbst fühlte sich in meiner Gegenwart den Puls und ließ auch mich ihn fühlen. Ich fand ihn keineswegs heftig und beflügelt, sondern ruhigen, ebenmäßigen Gangs. Niembsch meinte zwar mitunter, er würde denn doch kaum wieder aufkommen, gleichwohl gab er sich mit sichtbarem Vergnügen wieder der Hoffnung hin, als ich ihm betheuerte, Hofrath Zeller glaube an seine baldige und vollständige Genesung, ja, verspreche ihm eine bessere Gesundheit, als er je früher genossen, wonebst auch ich ihm auf mein Ehrenwort versicherte, er scheine mir unverkennbar besser als vor acht Tagen. Mit seinen Wärtern, und nicht minder mit der Frau Hofräthin Zeller, die seine tüchtige Eßlust mit vortrefflichen Suppen und Brühen befriedigte, vor Allen aber mit seinem Arzte und

zugleich Freund, Hofrath Zeller, war er auf das Aeußerste zufrieden. Zeller hatte ein sehr schönes Buch: „Das verschleierte Bild zu Sais" zur Widerlegung von Justinus Kerners Ansichten in dessen „Seherin von Prevorst" geschrieben. Niembsch hatte dieses Buch bereits zur Hälfte durchgemacht, und darin seine ganze Krankheit meisterlich geschildert gefunden, er theilte vollkommen die Meinung seines weltweisen Arztes, und daher hatte er auch diesen angegangen, ihn ja doch nur so lange bei sich in der Anstalt zu behalten, bis er wieder vollständig genesen seyn würde.

Niembsch bat mich, bei ihm wohnen zu wollen. Ich erwiederte, daß ich selbst schon Zeller um Gewährung dieser Gunst ersucht hatte, daß dieser aber noch für eine kurze Zeit eine ruhige Einsamkeit als für seine Erholung zuträglicher erachtete; doch würd' ich mich nächstens in einem Gasthofe zu Winnenden (so heißt das Städtchen zunächst dem Schlosse Winnenthal) festsetzen und ihn dann recht eifrig besuchen. Und in der That gab mir später beim Abschied Zeller die Erlaubniß, nächsten Mittwoch den 13. November wieder erscheinen und sodann einige Tage mit Niembsch zubringen zu dürfen.

Niembsch sprach zu mir über seine Geldangelegenheiten ganz gelassen, auch über seine Schriften; verlangte dann einen Handspiegel, um sein Aussehen bemerken zu können. Dieß war gut, nur noch die Augen etwas roth, aber nicht mehr so angequollen. Er begehrte hierauf ein Schreibbüchlein und eine wohlgespitzte Bleifeder. Als ich mir auf ein Blatt seine Wünsche anmerkte, nahm er mir Blatt und Stift ab, und schrieb mit sehr ruhiger, überaus zierlicher Hand, viel netter als je, folgende Worte darauf: „Schönste Grüße an die liebe Emilie und Reinbeck und Hartmanns, meine Lieben. Niembsch." Er hatte zu Stuttgart während der letzteren Zeit einen Zettel, der mir zu Gesichte kam, nur schlecht, flüchtig und mit sehr unsicherer Hand geschrieben; daher mußte mir gegenwärtig seine weit mehr als gewöhnlich reine, kleine, ruhige und gleiche Schrift wirklich höchst angenehm auffallen, und als ein Zeichen wieder eingetretener innerer Beruhigung gelten. Auch er selbst betrachtete seine dießmal außerordentlich schönen Schriftzüge mit besonderem Wohlgefallen und Vergnügen. Merkwürdig ist, daß er auch den Anfang des Horazischen Liedes: „Integer vitae, scelerisque purus" darunter geschrieben,

aber plötzlich innegehalten und das Geschriebene mit Bleistift durchstrichen, während er lächelnd sagte: „Nein! sie könnten glauben es wäre radotirt."

Von Therese und den Kindern sprach er wiederholt, auch von seiner Braut und seinen Freunden, von Sophie jedoch kein einziges Wort; auch ich nicht. Auch noch von etwas Anderem schwieg er, von seinen Selbstmordversuchen, wiewohl er doch deßhalb als Kranker nicht für zurechnungsfähig erscheinen konnte.

Ich fuhr am 6. November nach Stuttgart zurück. Laut einer nach Stuttgart gelangten Nachricht war auch Donnerstag der 7. November ein sehr guter und ruhiger Tag für Niembsch, Sonntags, den 10. aber hatte er, wie man mir später erzählte, eine lebhaftere Aufregung. Er sah sich dabei durch einige Zeit in einem heißen Gefechte befangen. Mittwoch den 13. November, um 11 Uhr Vormittags betrat ich mit Hofrath Zeller, dem zweiten Arzt Ellinger und dem katholischen Pfarrer Kaufmann, der aus dem ein paar Stunden entlegenen Orte Hofen bei Cannstatt alle Mittwoche nach Winnenthal kam wegen des Gottesdienstes für die katholischen Patienten, Niembschens Zimmer. Er war etwas aufgeregt und sprach viel von Religion und Politik, insbesondere aber äußerte er eine innige Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des katholischen Glaubens. Voll tiefem Gottvertrauen betrachtete er seine Krankheit als eine ihm von oben bereitete Läuterung. Ich hatte Briefe von Sophie, von Therese, von seiner Braut, von Baron Bayer in Mödling und von Frankl in Wien bei mir. Nur jenen der Braut, von welcher er fortwährend Briefe empfing, die ihn sehr freuten, übergab ihm Zeller. Niembsch nahm ihn mit Vergnügen, erbrach ihn aber nicht sogleich. Ich erwähnte nun, daß auch ein Brief von Therese da sey. „Von Theres?" stammelte er, lehnte sich an die Wand, starrte niederwärts, mit dem Oberleib tief vorgeneigt, die Arme auf die vorspringenden Kniee aufstemmend. Wien stand vor seinen Augen. Mir fiel seine Erschütterung sehr auf. Wie mir später erklärlich ward, mochte er wohl hinzugedacht haben: „Und von Sophie nichts? Also ist sie doch todt?" Wir verließen ihn nach einer Weile Alle gleichzeitig.

Nachmittags um 5 Uhr begab sich Zeller wieder mit mir zu Niembsch. Er war ruhig und heiter. Nach längerem Gespräche über seine Krankheit,

seine geliebte Braut und Anderes, überreichte ich Zeller den Brief von Bayer voll launiger Tagesneuigkeiten aus Wien. Niembsch erheiterte sich daran sichtlich noch mehr. Auch der Brief von Frankl in literarischen Angelegenheiten war ihm willkommen. Er beauftragte mich zu mündlicher Antwort. Dann las er Theresens Brief mit feuchtem Auge, ganz gerührt von ihrer treuen Liebe. Beim Lobe, das sie seinem Arzte zollte, schüttelte er diesem kräftig die Hand. Er erfreute sich sehr ihrer Ansprache.

Ich mahnte nun Zeller still an Sophiens Brief; er meinte aber, man sollte des Guten nicht zu viel auf einmal thun, und die Ueberreichung auf morgen verschieben. Hierauf entfernte er sich allein, kam aber einen Augenblick darauf wieder zurück und sprach zu Niembsch: „Auch von Sophie ist ein Brief da." Ich übergab ihn. Welcher unglaubliche Eindruck!

Das ganze Gesicht unseres Freundes ward Blut, sein Auge blitzte. Er las ihn. Hierin kam auch die Stelle vor:

„Duck dich und laß vorübergan,
Das Wetter will sein'n Willen han."

In diesem noch vorhandenen Briefe Sophiens finden sich die beiden Spruchzeilen mit Bleistift durchkreuzt, am Ende desselben steht aber von Lenau's Hand in flüchtigen, dahinfallenden Buchstaben:

Ich ducke mich **nicht!!!**

Das „nicht" dreimal unterstrichen und dreimal durch Ausrufungszeichen hervorgehoben. Gleichwohl schrieb er später in ein Anmerkbüchlein: „Ich ducke mich doch! Versteht Ihr mich: doch?" und wieder sodann: „tamen, ego vobis dixi." O, wie Schweres gehörte dazu, um den eisernen Niembsch endlich doch ducken zu machen. Er mußte dann aber auch das Gewicht dieses Wortes sehr stark fühlen, da er wiederholt darauf zurückkam.

Donnerstag den 14. November, Vormittags 11 Uhr wandelten Zeller und ich mit Niembsch, der eine ruhige Nacht gehabt, im Garten umher. Niembsch sprach wieder viel von Religion und Politik. Er erschien sich bisweilen als Alltröster (Paracletus), auch als König von Ungarn, nicht aber von Polen, wie man später hin und wieder sagte. Also hatte sich Kerners Scherz im Jahr 1832: ein Mädchen wäre aus Liebe zu Niembsch

wahnsinnig geworden und hielte sich für die Königin von Ungarn — dahin zur Wahrheit verkehrt, daß Niembsch selbst wahnsinnig geworden und König von Ungarn zu seyn glaubte. Als solcher König lenkte er einmal ein feuriges, in Einer Reihe dahinbrausendes Viergespann, wie Apollo die Sonnenrosse. Er jagte wohl über eine halbe Stunde lang in der Zelle um sein Bett herum, immer wilder, mit Hieb und Ruf, und sein heißes Hauptaugenmerk war stets dabei, daß nur ja alle sechzehn flüchtigen, schallenden Hufe ganz gleichzeitig niederfielen und dröhnten. Zeller lenkte endlich zum Gebäude zurück; Niembsch verlangte jedoch noch weiteren Umwandel; ihm ward gewillfahrt, und so war es halb Eins, als wir schieden.

Nachmittags 5 Uhr kam ich allein. Ich erzählte ihm von Mayer und Uhland. Er heischte, es sollte sogleich nächsten Tags nach ihnen geschickt werden, damit sie ihn besuchten, während er doch noch Vormittags geäußert: er wünschte noch keine Besuche zu erhalten. Auch hatte er den zweiten Aufsatz der Augsburger Allgemeinen Zeitung über seine Krankheit gelesen und daraus auf seine besondere Wichtigkeit, insbesondere auch in politischer Hinsicht, einen Schluß ziehen zu können vermeint. Er verlangte auch, Reinbeck sollte ihm Morgenblatt und Journal des Debats schicken. Ersteres erhielt er sofort, Letzteres war aber nicht aufzutreiben. Niembsch war dießmal wieder etwas aufgeregt und ich entfernte mich, als die anberaumte kurze Besuchzeit verstrichen war. Zeller, den ich darnach sprach, versicherte, daß Niembschens Aufregungen sichtlich abnähmen, und daß andere derlei Leidende gewöhnlich nicht in Monaten so viele Fortschritte zur Genesung machten, als wie Niembsch in Wochen.

Freitag den 15. November war für Niembsch ein ausgezeichneter Tag, der beste bisherige. Ich war zweimal bei ihm. Vormittags um 11 Uhr wandelten wir im Garten; die Sonne lächelte eben mild durch die dünne, allmählig zerfließende Wolkendecke des Himmels, die Luft war erquicklich, ganz frühherbstlich. Niembsch sprach da keine Sylbe von Religion und Politik, woraus er doch vorgestern gar nicht zu bringen gewesen war; sondern bloß von seiner eigenen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Er fühlte nun eine ihm sonst ganz fremd gewesene außerordentliche Liebe zum Leben (er schien sich auch seiner Selbstentleibungsversuche gar nicht zu erinnern, da er nie, auch nur entfernt, darauf hindeutete; ich aber

wollte deren nicht erwähnen). Die Erde lachte ihn jetzt so hold und schön wie eine Geliebte an. „Nur nicht sterben," sprach er wiederholt, „ich lebe jetzt so gerne." Er erkundigte sich um Therese und die Kinder, um Sophie und deren Kinder, um Max. Er hatte in der Angst gelebt, nicht nur Sophie, sondern auch eines ihrer Kinder — ich weiß nun nicht mehr welches — und auch Max wären gestorben. Er fragte, ob wir doch alle mit seiner Heirath einverstanden wären? was ich bejahte. Ich dachte in der That, daß Marie, die sich als sehr treu und anhänglich bewährte, auch nach ihres Bräutigams Aeußerung recht gebildet seyn sollte, diesen glücklich zu machen vermögen würde. Er bedurfte jetzt mehr als je eines ganz ordnungsmäßigen, ruhigen, stillen und daher häuslichen Lebens. Bliebe er ledig, so schien er mir furchtbaren Stürmen, wie ihn einer jetzt an den äußersten Rand des Grabes gebracht, allzusehr ausgesetzt, und ein jäher Rückfall und Untergang beständig zu besorgen. Sophie war ihm zwar das liebste Wesen auf der Welt, allein seine alte Sehnsucht nach Familienleben vermochte sie nun einmal nicht zu befriedigen, und so mußte er ihr entsagen, was, wie er mir Nachmittags gestand, ihn unendlich traurig gemacht hatte. Ich erklärte ihm meine Absicht, den Rückweg nach Wien über Frankfurt nehmen zu wollen, um dort mit der Braut und deren Verwandten freundschaftlich zu besprechen, ob und wie sich die schweren Besorgnisse, die bezüglich der anständigen Erhaltung des Hausstandes in ihm aufgestiegen waren, etwa beschwichtigen oder mildern lassen möchten, indem ansonst auf eine dauerhafte Behaglichkeit kaum zu zählen seyn möchte.

Nachmittags war Niembsch eben so heiter. Schon ferne hört' ich ihn auf seinem Guarnerius ganz gewaltig walten. Er selber freute sich ungemein seines Spieles, zumal seiner im geringsten nicht geminderten, sondern — wie er dafür hielt — eher gesteigerten Fingerfertigkeit. Er spielte Beethoven, Ungarische, Ländler, insbesonders diese, mit voller Hingebung, ja zuletzt mit solcher Ergriffenheit, daß ich besorgte, es möchte ihn zu sehr aufregen, daher ich endlich, nachdem ich ihn zuvor ein paarmal fruchtlos gebeten, sich Ruhe zu gönnen, ihm halb mit Gewalt die geliebte Geige aus den Händen wand. Niembsch schlief jetzt wieder besser und empfand ungemeine Eßlust. Zum Frühstück genoß er dritthalb Schalen Kaffee,

später einen tüchtigen Topf saure Milch; Mittags gute Suppe, Fleisch, Sauerkraut, Spätzle, kurz: einfache, unverkünstelte, gesunde Nahrung; Abends abermals Suppe. Auch die übrigen Verrichtungen waren in Ordnung.

Lenau's Unglück hatte auch außerhalb Deutschland tiefe Theilnahme gefunden. Einen schönen Beweis davon liefert nachstehender Brief, welcher um diese Zeit bei Zeller einlief.

Schloß Clarisholm bei Randers in Jütland, den 6. November 1844.

Die von der „Hamburger neuen Zeitung" in einem Artikel aus Stuttgart gemachte Mittheilung, daß Niembsch von Strehlenau daselbst von Wahnsinn befallen, nach der Heilanstalt zu Winnenthal gebracht, und unter die besondere Leitung und Obhut Euer Wohlgeboren gestellt sey, veranlaßt eine Ihnen ganz Unbekannte, die das Unglück des edlen Dichters mit tiefem Schmerz erfüllt, sich vertrauensvoll dahin zu wenden, wo mit einiger Gewißheit zu erfahren seyn dürfte, ob der jetzige traurige Zustand desselben, vielleicht mehr körperlichen Uebelständen als dem Geiste selbst angehörend, es uns vergönnt, einer Wiedergenesung entgegenzusehen.

Wenn Euer Wohlgeboren von einer Fremden durch die Bitte belästigt werden, ihr ganz kurz Nachricht hierüber ertheilen zu wollen, ist es vielleicht nur die gemeinsame Theilnahme, die Sie diese Freiheit entschuldigen läßt, und Sie bewegen dürfte, einem Wunsche gütig zu entsprechen, der sich aus so weiter Ferne voll Zuversicht an Sie richtete.

Mit wahrer Hochachtung unterzeichnet Emma v. Oppen.

Ich erbat mir von Zeller die Gunst, dem theilnahmvollen Ritterfräulein aus Jütland antworten zu dürfen, wobei ich alle die süße Gewißheit von der unausbleiblichen völligen Wiedergenesung des verehrten Dichters, die damals Zeller nicht minder als mich erfüllte, in meine Zeilen goß.

Weniger günstig war Samstag der 16., wahrscheinlich wegen des vortägigen zu eifrigen Geigens. Ich durfte weder Vor- noch Nachmittag zu ihm, weil er mit sich selber sprach, wo es dann am besten war, ihn ungestört zu lassen. Abends stand ich mit dem Hofrathe vor seiner Thür

und hörte, daß er dann und wann laut sprach, als ob mit einem Andern; dann schwieg er immer ein Weilchen, als ob er auf des Andern Gegenrede hörte. So sprach er einmal zu dem ihm wohl sicht- und hörbaren, aber dennoch unvorhandenen Gespann: „Jetzt spiele du!" Nun schwieg er, wie wenn er dem Spiele des Aufgeforderten lauschte; dann rief er laut: „Das hast du nicht recht gemacht. Das kann ich besser. Merk' auf!" Und nun spielte er ohne Zweifel dem Zweiten vor; aber wir hörten nichts. Niembsch lag wahrscheinlich ganz regungslos im Bette; da kein Geräusch zu vernehmen war. Also die Töne von gestern hatten in ihm auch heute noch nicht ausgeklungen; ja, sie durchzitterten ihn vielleicht sogar noch lebhafter als gestern. So überbietet die leere Einnerung manchmal die volle Wirklichkeit. Uebrigens war auch Samstags das Quecksilber im Wetterglas um einen Zoll gestiegen, welcherlei starke Veränderungen Einfluß auf Nervenkranke äußern. Es war heute an allen Leidenden im ganzen Schlosse eine mehr als gewöhnliche Unruhe bemerkbar.

Sonntags den 17. besuchte ich ihn schon früh um 10 Uhr. Er war zwar noch ein wenig angegriffen, aber klar und heiter. Er sprach nur von seinen eigenen Verhältnissen, gar nichts Fremdartiges. Ebenso auch Nachmittags. Bliebe er immer so, er wäre dann ganz gesund. In Winnenthal fing es ihm sehr zu gefallen an, auch lebte er dort recht billig, denn es waren vierteljährig für Kost, Wohnung, Wäsche, Beheizung, Bedienung, Arzt und Arznei nur bei 115, also jährlich bei 460 fl. Conventionsmünze zu bezahlen; und dabei war Niembsch in der höchsten der drei Zahlungsklassen und hatte als Ausländer um ein Viertel mehr als Einheimische zu entrichten. Niembsch wünschte, daß ich um eine Verlängerung meines Urlaubs einschritte, etwa um drei Wochen, d. i. bis Weihnachten. Ich versprach darüber mit Zeller zu reden, und wenn dieser beistimmte, sogleich ein Gesuch nach Wien zu senden. Niembsch sprach auch oft von seiner Schwester Therese. Er verlangte, wir sollten uns dereinst — er hoffte ein steinalter Mann, ein Achtziger, zu werden — irgendwo in Ungarn oder Untersteier, wo es eben gut Hütten bauen wäre, recht traulich zusammennisten. Goldene Träume, nein, Schäume!

„Wenn ich nur wieder einmal eine Reise mit dir machen könnte!" sagte er auch damals zu mir. Er machte mit mir noch eine, dritthalb

Jahre darauf, seine letzte; aber sie war nicht heiter. Nein, noch eine letztere! Als wir — wieder einige Jahre später — zusammen mit großem Gefolge von Döbling in seine ewige Residenz nach Weidling fuhren. Aber da war er schon glücklich.

Es war wohl auch an diesem Abend, daß Niembsch, am Tischchen stehend und das Messer in der Faust, sein Abendmahl verzehrte. Ich saß ganz nahe bei ihm. Er sprach davon, daß er schon nicht abgeneigt gewesen wäre, um allen etwaigen kirchlichen Schwierigkeiten bei seiner Verheirathung aus dem Wege zu gehen, evangelisch zu werden, und daß er dieß seinem Freunde Schwab eröffnet hätte; allein als dieser eine außerordentliche Freude darüber geäußert, habe dieß ihn selbst plötzlich stutzen gemacht, und er beschloß auf der Stelle bei sich fest, katholisch zu bleiben. „Und dabei bleibt's denn auch!" setzte hier Niembsch hinzu und seine Augen flammten. „Und wenn's ihnen nicht recht ist, so heirath' ich halt's Mädl gar nit!" Dieß rief er laut und schwang das Messer dabei, als ob er zustechen wollte. Ich blieb ohne einen Finger zu rühren, sitzen, und sagte nur ganz ruhig: „„Recht, Bruder!"" Als der Wärter über den Schrei den Kopf zur Thür hereinsteckte, hatte Niembsch das Messer schon wieder gesenkt und sprach gelassen mit mir weiter.

Vorm Abschied, als ich nach der Stunde auf meine goldene Repetir-Uhr sah, verlangte er sehr dringend, ich sollte sie ihm doch leihen, da man ihm die seinige vorenthielt. Ich besann mich etwas; allein ich wollte ihn nicht reizen und gab sie ihm, jedoch mit dem betonten Beisatz, sie sey ein Andenken an meinen verstorbenen Vater und mir darum sehr werth. Er ergriff sie freudig mit dem Verspruch, sie wohl in Acht zu nehmen. Mein stiller Trost war der gegenwärtige Wärter, der sie beseitigen und mir morgen wieder geben könnte. Wir schieden.

Am 18. empfing mich schon der Wächter an der Eingangspforte, aus seinem Thorhäuschen mir entgegentretend, mit der Eröffnung, Herr v. Niembsch habe eine ziemlich heftige Aufregung in der Nacht gehabt und dabei meine arme Uhr durch einen Wurf auf den Boden zertrümmert. Zeller, der mit mir zu Niembsch ging, machte ihm ernstmilde Vorstellung über den verübten Unfug, allein Niembsch glaubte sich rechtfertigen zu können. Er habe sich im Augenblicke der Zerstörung zwar recht wohl des

ihm ans Herz gelegten Umstandes erinnert, allein trotz dem, oder vielmehr gerade deßhalb, mußte sie zu Scherben gehen, denn ... Der Himmel weiß, wie ihm diese Nothwendigkeit einleuchtete; er konnte sich darüber nicht klar machen.

Von einer Verlängerung meines Urlaubes rieth mir Zeller ab; für den Augenblick ließe sich von derselben doch kein wesentlicher Nutzen erwarten. Dagegen sollte ich nach Niembschens hinlänglicher Genesung, etwa im nächsten Frühjahr, einen neuen Urlaub nehmen, um an der Seite des wieder dem Leben geschenkten Freundes eine seine Heilung besiegelnde Erholungsreise zu machen. Zugleich könnte ich alsdann des in bürgerlichen Geschäften weniger gewiegten und davon leichter ermüdeten und verstimmten Freundes wichtigere Angelegenheiten schlichten helfen, die jedenfalls bis zu seiner Entlassung aus der Heilanstalt ausgesetzt werden müßten.

Auch Niembsch war mit allem durchaus einverstanden, als ich ihm am 19. November davon sprach, nur verlangte er nun, ich sollte dafür gegenwärtig so lange bei ihm verbleiben, als es sich nur immer thun ließe, und daher nicht bloß den Heimreise-Umweg über Frankfurt aufgeben, sondern auch nicht einmal Kerner in dem unfernen Weinsberg besuchen, wie sehr ich mich auch hierauf schon gefreut hatte. Ich versprach ihm gleichwohl das Geheischte ohne weiters.

Der 19. war wieder ein ganz köstlicher Tag. Um diese Zeit bekam Niembsch freundliche Briefe von allen Ecken und Enden her, von Wien, Frankfurt, Weinsberg, Stuttgart, Tübingen. Ungemein freute ihn einer, der ihm heute von Tübingen zuflog, äußerlich schmächtig, aber innerlich prächtig. So hieß er:

Tübingen, den 16. November 1844.

Lieber Niembsch!

Mayer gestattet mir, auch meine herzliche Begrüßung beizufügen. Jede Kunde, die uns von Deinem Befinden zukommt, nehmen wir begierig auf und freuen uns jedes Schrittes, den Du an der sichern Hand des ärztlichen Freundes der Genesung von schwerer Krankheit entgegengehst.

Die Anwesenheit Deines Schwagers benützten wir, ihn mit der hiesigen Gegend bekannt zu machen, an der uns manches liebe Andenken Deiner früheren Besuche haftet. Wir zeigten ihm, wenn auch nur aus

der Ferne, die Bergkapelle, wo Du in der Abendstille das schöne Lied dichtetest, dessen Worte sich auch jetzt an Dir erfüllen mögen:

„Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen!“

In treuer Freundschaft Dein L. Uhland.

Vormittags — es war ausgezeichnet schön — lustwandelten wir selbander in dem Garten. Als ich Nachmittags erschien, war er eben auch schon wieder mit Zeller darin. Da schlug dieser sogar einen kleinen Ausflug vor auf einen eine halbe Stunde entlegenen Hügel mit lieblicher Aussicht. Wir legten den Weg recht angenehm zurück, indem insbesondere Niembsch mit gespanntem Ohr und reger Seele den anziehenden Erzählungen seines neuen Freundes horchte, von denen er sogar eine, die ihn vorzüglich ansprach, nach seiner Genesung dichterisch zu bearbeiten sich vornahm. Ueberhaupt bestand ein mannigfacher Uebereinklang zwischen Niembsch und seinem Arzte. Beide waren ziemlich gleichen Alters, beide von empfindlichen Nerven, beide Aerzte, beide sinnende, grübelnde Köpfe, beide große Verehrer von Seneca, beide Dichter, und beide endlich waren als Knaben leidenschaftliche Vogelfänger gewesen. Da gab es denn viele Berührungspunkte, und es ist erklärlich, wie Niembsch gar nicht ungern zu Winnenthal weilte.

Uebrigens sagte uns Niembsch auf diesem heiteren Ausfluge gleichwohl eine üble — wie er es nannte: „Episode“ voraus; er trüge ein deutliches Vorgefühl davon in sich. Und so geschah's. Bisher wechselten die guten und die unguten Tage ziemlich regelmäßig ab. Nun aber ward sein Befinden eine Woche lang zwar ganz und gar nicht beunruhigend, aber doch merkbar minder gut. Die günstigeren ungeraden Tage waren weniger rein und ihre Ruhe kürzer, so daß ich ihm Nachmittags schon keinen Besuch mehr machen konnte; die ungünstigeren geraden aber erregter.

Mittwoch den 20. November, da mit Niembsch nicht umzugehen war, wohnte ich dem katholischen Gottesdienste im Betsaale bei und sprach darnach mit dem Pfarrer. Dieser freute sich sehr der jetzigen Glaubensfeste

des Dichters, jedoch nicht ohne besorglichen Rückblick in die jüngste Vergangenheit desselben.

Donnerstag den 21. gingen Niembsch und ich im Garten auf und ab nebeneinander. Er wurde heftig darüber, daß ich nicht vollkommen gleichen Schritt mit ihm hielt, gleichwie Krieger in Reih' und Glied. Ich wollte anfangs, als ich seinen Unwillen wahrnahm, um einen halben Schritt zurückbleiben; das machte aber die Sache nur noch ärger. Dicht zur Seite mußt' ich ihm schreiten und aufs Genaueste mit seinen Schritten Zeit und Maß halten, es durfte nur Ein Tapp und Klapp seyn, wie bei jenen vier ungarischen Königshengsten unlängst. Als ich nun einen ganzen Gang entlang vollkommen Schritt mit ihm gehalten, war er völlig befriedigt und begütigt, und er erzählte mir, wie er einmal in Wien auf der Bastei einem sonst recht guten Bekannten, weil dieser so gar abscheulich unregelmäßig neben ihm einhertrippelte, plötzlich — ohne ein Wort zu sagen — barsch den Rücken gewandt und ihn schnurstracks verlassen. — Als hierauf die Sonne den herbstlichen Schleier vom Antlitz nahm und uns mit freundlich strahlenden Blicken anlächelte, ward Niembsch so ruhig und heiter wie sie.

An diesem Tage Abends um 6 Uhr empfing ich einen herzlichen Brief von Kerner, worin er seine Freude über die von mir über Niembsch erhaltenen guten Nachrichten ausdrückte und mich auf längere Zeit zu sich einlud. An Niembsch schloß er folgenden Brief bei.

Weinsberg, den 21. November 1844.

Geliebtester Herzens-Niembsch!

Gott sey Lob und Dank, daß alle Nachrichten über Deine Gesundheit so gut lauten und Deine Nerven bald wieder gestärkt und in Ordnung seyn werden. Folge nur vollends dem lieben, lieben Zeller recht. Du machtest uns allen sehr Angst, und bist Du genesen, mußt Du recht lieb und zahm seyn, daß wir auch wieder Freude haben.

Aus Deinem Glase trinke ich tagtäglich zweimal auf Dein Wohl. Das Rickele macht die Rechnung, daß ich aus Deinem Glase — ich mag nicht sagen, wieviel Eimer Wein schon getrunken. Du bist immer zu lang in dem Stuttgart mit der drückenden Atmosphäre und kamst in der letzten Zeit zu wenig hieher, daher wurde es Dir so angst und bange.

Mach' es ins Künftige anders. Bis Du gesund bist und ich Dich wiedersehe, freue ich mich, wenigstens Deinen lieben Schurz zu sehen; sende ihn doch nur bald hierher.

Alle guten Engel mögen mit Dir seyn. In ewiger Liebe Dein alter Kerner."

Diesem Briefe lag das Gedicht: „Mein Krystallglas" zu, das sich in der Miniaturausgabe der Kerner'schen Gedichte von 1847, S. 322 vorfindet.

Am 22. war Niembsch unzugänglich; gleichwohl hört' ich ihn Abends, als ich vor seiner Thür mit Zeller weilte, ganz leise und absatzweise sagen: „Mein Freund . . . Bruder . . . und Schwager . . . Anton Schurz . . . . ." Der Hofrath verstand es nicht; ich jedoch sehr wohl. O, die Liebe, zumal die geschmeichelte, hat ein gar feines Ohr! Welcher milde, weiche, innige Ton dieß war!

Als ich an Niembsch am 23. die Kerner'schen Schätze übergab, ward er ganz Kerner, und wollte gleich nächsten Tag mit mir zu demselben eilen, und schrieb daher mit Bleistift in sein Anmerkbüchlein, das er damals emsig besorgte, alsbald dieß:

„Ich reise mit Schurz im Stuttgarter Botenwagen zu Kerner — Sonntags."

Ich machte Niembsch darauf aufmerksam, daß dieß so sehr bald, da morgen schon Sonntag wäre, kaum möglich seyn würde. Er stutzte darob etwas betroffen; allein sein Antlitz erheiterte sich schnell, und er sagte mit feinem Lächeln: „Und dennoch kann es wahr werden. Ich habe ja nur „„Sonntags"" geschrieben, ohne ein Datum beizusetzen!" So schlau war er auch noch in der Krankheit. Ueberhaupt sind Gemüthskranke oft sehr schlau, schlauer fast noch als wie sie gesund waren. Niembsch erzählte mir in Winnenthal mit vieler Befriedigung, wie pfiffig er in Stuttgart die Leute aus dem Zimmer hinausgetäuscht, als er aus dem Fenster springen wollte. Uebrigens wiederholte er mir auch heute, daß ich nicht nach Weinsberg dürfe, und bei ihm bis zum letzten freien Augenblicke verharren müsse.

Am 25. schrieb Niembsch dem Obigen noch bei: „Ohne meinen Wirth kann ich nichts bestimmen, und mein Wirth ist der Herr Hofrath

Dr. Zeller, und über ihm — Gott." — — An diesem Tage (vom Sonntag dem 24., ist nur zu erwähnen, daß es schneite und Niembsch vielleicht eben deßwegen größere Hitze hatte) gab er mir einen Beweis seines außerordentlich guten Gedächtnisses. Er hatte vorerst mit voller Gewißheit wieder von seiner baldigen Genesung gesprochen; er fühlte, behauptete er, die wiederkehrende Gesundheit deutlich in allen Adern; dann kamen wir auf die Gelassenheit in Drangsal und Unglück, und sofort insbesondere auf Horazens bekannten „Unerschrockenen unter Welttrümmern" zu reden. „Weißt du noch — frug er mich da — wie du einst, als wir Horaz mit einander lasen, diesen Vers übersetztest?" Ich dachte nach. „„Nein."" „Was? Und das weißt du nicht mehr?" rief er ganz erstaunt über meine Vergeßlichkeit. Wohlan, so höre:

„Auch unter eines Weltalls Sturz
Blieb' ich doch stets — der Anton Schurz!"

Ich mußte laut auflachen. Es war aber wirklich so; nun erinnerte ich mich auf einmal dessen ganz genau und lebhaft. Es war vor mehr als zwanzig Jahren schon; wir saßen an einem kleinen Tischchen vor einem Wandspiegel, ich hatte eben ein Kind auf dem Schooß, und wir lachten alswie ich heute.

Dienstag der 26. war ein aufgeregter Tag. Niembsch salbaderte heftig, insbesondere französisch, das er doch sonst nie sprach; auch war er so ungeberdig, daß man ihm die Zwangsjacke anlegen mußte. Mancher wird sich hierunter wohl etwas viel Aergeres vorstellen, als wirklich dahinter ist; vielleicht eine Art eiserner Jungfrau. Es ist aber weiter nichts als eine ganz gewöhnliche Jacke, mit überaus langen Aermeln, so daß der rechte über die linke, und der linke über die rechte Hüfte herumgezogen, und beide dann auf dem Rücken mit einander verbunden werden können. Der Jackenträger vermag nun zwar die vorne gekreuzten Arme immerhin noch ein wenig zu bewegen, ist aber doch behindert, sich oder Andere damit zu beschädigen.

Mittwoch den 27. früh, als Zeller und ich Niembsch besuchten, war er zwar recht klar, aber sehr ermattet und mehr als gewöhnlich gesunkenen Muths. Auf unsere freundliche und zuversichtliche Zusprache richtete er sich jedoch bald wieder auf. Auch Nachmittags, seit acht Tagen das

erstemal, war ich wieder einmal zwei Stunden lang bei ihm. Er zeigte sich ruhig und heiter und sagte einmal herzlich zu mir: „Mein lieber Schurz, ich werde dich schwer entbehren." Ich verließ ihn um halb 6 Uhr, wo er sich einen erquickenden Schlaf versprach, was auch in Erfüllung ging, denn die Nacht war eine der besten. Gleichwohl stellte sich Donnerstag den 28. um 8 Uhr früh wieder eine, wenn auch nur mäßige Aufregung ein, daher an diesem Tag kein Besuch thunlich war. Nachmittags kam Kerner nach Winnenthal. Als ich Abends um 6 Uhr Botschaft davon erhielt, eilte ich sogleich zu Zeller, wo er abgestiegen war. Kerner befand sich eben allein im Zimmer und kam mir freundlich entgegen zu Gruß und Kuß. Ich enthalte mich hier nur mit Mühe einer Beschreibung dieses und des nächstfolgenden, mit ihm verlebten schönen Abends; es waren Abende, die ich nie vergessen werde, und wenn ich auch Methusalems Alter erreichte.

Freitags den 29. November war ich bei Zeiten schon wieder bei Kerner. Niembsch war noch nicht vollkommen ruhig und wir verschoben daher unsern Besuch bei ihm, und begleiteten inzwischen den Hofrath auf seinem Morgenrundgange bei den kranken Männern, denn die Abtheilung der Frauen ist nur deren Verwandten und Aerzten zugänglich. Wir befanden uns schon in einer Zelle ganz nahe bei Niembsch, da eilte Zeller, der uns einen Augenblick verlassen hatte, mit der Nachricht herbei: Niembsch verlange sehr nach seinem ihm eben angekündigten Freunde Kerner. Flugs hinüber. Niembsch, noch im Bette, und Kerner umschlangen sich innigst, wie zwei lange getrennte Liebende. Niembsch lag bedeckt mit seinem großen, grauen „Ischler Regenmantel" (s. Br. v. 16. Mai 1841), der einen Biber-Pelzkragen hatte, welcher ihm von Alexander geschenkt worden war; daher Niembsch den Mantel auch gern den „Alexandermantel" hieß. Diesen Pelzkragen gab Niembsch Kerner zum Küssen. Dieser Mantel, sagte er, sey ihm ein unendlicher Trost, eine Decke voll Liebe. Er strich immer voll Lust den Pelzkragen. Er schmunzelte ganz komisch: „Gelt, daß ich hier bin? Nun werd' ich Dir doppelt interessant seyn!" Niembsch war vollkommen klar, ja, so freudig, daß er oft lächelte und lachte. Kerner fand ihn besser aussehen, als dieß bei ihrer letzten Zusammenkunft vor der Krankheit der Fall gewesen war.

Niembsch fragte bald, ob ich keine Briefe für ihn hätte. Ich reichte ihm einen von Sophie. Niembsch las diesen Brief auf der Stelle mit sichtlicher Erquickung, und Zeller und Kerner mußten ebenfalls denselben sogleich lesen. Kerner aber that nur, als läse er ihn, denn er konnte es seiner leidenden Augen wegen nicht wirklich thun, worauf er ihn in einen Band von Lenau's Gedichten legte.

Nur nachdem noch lange, oft unterbrochen von gegenseitigen Liebkosungen und Umarmungen geschwatzt worden war, wobei Kerner in Bezug auf Niembsch manchmal heiter ausrief: „Der ist ja weit gescheidter als ich!" verließen wir Niembsch, um Nachmittags wiederzukehren.

Dieß geschah gegen halb 4 Uhr. Niembsch war auf, ganz angekleidet, ja, er hatte mittlerweile einen kleinen Spaziergang in dem mit halbschuhtiefem Schnee bedeckten Garten zurückgelegt. Er und Kerner ergoßen sich wieder in zärtlichen Liebesäußerungen. Kerner ist eine ganz reine, feine, weiche und kindliche Seele; ebenso liebenswürdig als Mensch als wie als Dichter. Sehr viel war von Weinsberg die Rede, von Kerners winzigem, niedlichem Häuschen alldort, und von seinem gewaltig großen, von seinem innig geliebten Freunde Graf Alexander auf ihn vererbten Hunde „Nero," größer schier als das ganze Häuslein, so daß man, wenn dieß einmal vom Flecke gerückt werden wollte, bloß den Hund dazu vorzuspannen brauchte. Viel auch lief das Wort von dem ehrwürdigen, alten, nun verwaisten Wart- und Geisterthurm, von schauerlich-wonnigen Windharfenstimmen, die um den entfernten Dichter weinten, und derlei mehr. Niembsch sprach äußerst schön und klar über Schiller und Goethe, über Seneca, und entwickelte bewunderungswürdigen Geist und Verstand. Zeller besitzt eine schöne gemalte Landschaft, ein Kreuz auf einem Felsen, vom aufsteigenden Mond beleuchtet; diese ließ er holen, und Niembsch war entzückt darüber. Aber es wird schon dunkel und man bringt Licht in die Zelle. Da erblickt Niembsch an der Wand den fast abenteuerlich aussehenden Schatten Kerners. Sogleich ergreift er einen Bleistift und reißt ihn bleibend nach, um doch künftig immer werthe Gesellschaft bei sich zu haben — unter heiterem Lachen und Scherzen. Auch mich wollte er noch abreißen, doch verschob er es auf ein nächstesmal. Als Zeller, welcher inzwischen längere Zeit seinem schweren Berufe nachgegangen gewesen,

wiedergekehrt war, trug uns Niembsch ein Gedicht auswendig vor, welches er auf seiner letzten Reise zwischen Zernolding und München, Nachts, auf dem rollenden Eilwagen, und schon sehr krankhaft angegriffen, vornehmlich aus Vorwitz gemacht, ob er denn auch unter so feindlichen Umständen noch zu dichten vermöchte. Es war dasselbe eigentlich in sein größeres, im Laufe des Frühlings und Sommers 1844 verfaßtes Gedicht: „Don Juan“ nachträglich bestimmt, worin es keinen genaueren Platz von ihm angewiesen erhielt, daher es im Jahre 1851 unter die Gedichte seines Nachlasses aufgenommen ward. Zeller schrieb es ihm mit der Bleifeder sogleich nach. Tiefe Wehmuth und zugleich Bewunderung ergriff uns bei Anhörung dieser wahrhaften, sinnvollen und tiefgefühlten Worte. Einen eigenthümlichen Reiz besitzt aber diese Reliquie noch dadurch, daß es der Zeit der Empfängniß nach das allerletzte von Lenau's Gedichten ist, dann, daß er es schon halb krank dichtete und ganz krank mittheilte. Würde er letzteres nicht wie durch eine plötzliche, glückliche Eingebung gethan haben, so wäre dasselbe ganz spurlos von der Welt verschwunden; denn es fand sich nicht schriftlich vor; ja, es wußte sogar nicht einmal Jemand von seiner Existenz. Es ist dasselbe solcherweise ein höchst seltenes Geschenk einer schönen Stunde im Wahnsinn.

Nun erzählte uns Niembsch von der mächtigen, aber angenehmen Aufregung, die er in der verwichenen Nacht gehabt. Er sah sich mitten in der ewig denkwürdigen österreichischen Heldenschlacht von Aspern, die er selber so schön als Dichter nachgekämpft. Dieselbe ward für ihn jetzt lebendige, ja persönlich mitgewirkte Wirklichkeit. Zur Seite des großen Erzfeldherrn, an der Spitze der vaterlandstrunkenen, sieglechzenden Oesterreicher, stürzte er sich mit blitzender Faust in das unabsehbare, aus halb Europa zusammengeströmte, hochschäumende Meer von Feinden. Jeder seiner Hiebe war Tod. Bums! und eine Kartätsche riß zwanzig vor ihm nieder in ihr Blut. Keine Ohrentäuschung dieß! Er hörte den Knall in der That; denn mit nackter Ferse hatte er in der Verzückung die dicke Fußbohle seines derben Eichenbettes Eines Schlags eingestoßen. „O Wonne ohne Gleichen, solch eine Schlacht!“ schloß Lenau; „aber doch,“ setzte er feinlächelnd hinzu, „wäre ich ihrer gerne bald wieder ledig und los!“ Kerner sprach zu ihm: „Du verlorst Dich eben im Traumring;

aber ich weiß gewiß, Dein klarer, starker Verstand zerreißt diesen Traumring, und es wird wieder Alles, Alles gesund in Dir." „Ja," sagte Niembsch, „der Trauring ist auch zerrissen worden." Seine Schlachtvorliebe erklärte uns heute Niembsch schon aus dem Namen seines „Geburtsortes: Csátad (Tschátad)" denn „Csáta" heiße im Ungarischen „Schlacht" und das Anhängsel d drücke „dein" aus. Csátad also heiße: „deine Schlacht;" gleichsam, als ob das Geschick Niembsch schon durch den Namen des Orts, als es ihn ins Leben treten ließ, hätte zurufen wollen: „Durchkämpfe du jetzt deine Schlacht!" deren heißester Augenblick wohl aber nun eben seine Krankheit war.

Niembschens Sehnenkraft war, zumal in dieser Krankheit, eine mehr als gewöhnliche. Während seiner ersteren übermächtigen Aufregungen hatten zwei junge halbe Riesen von Wärtern in Winnenthal, Sachsenheimer und Schäfer, vollauf zu thun, um ihn angemessen zu gewältigen. Als sie das erstemal beide über ihn her waren, rief er entrüstet: „Pfui! das ist unedel! Zwei über Einen!" Einer davon, Sachsenheimer (Niembsch nannte ihn gewöhnlich Saxo Grammaticus), ist auch etwas Dichter. Während dieser nun einmal Niembsch in die Zwangsjacke schnürte, machte der ihm den Vorwurf: „Ha, das ist doch unerhört, daß ein Dichter den andern binde!" Niembsch versicherte mir einmal, es sey für den Aufgeregten ein gar nicht unangenehmes Gefühl, sich von eines gewandten Starken überwiegender Kraft wie ein Kind gelähmt zu sehen; es ist wie eine Art unbedingter Ergebung unter die unbeugsame Gewalt des Schicksals. Nichts Aergeres und Aergerlicheres als zage, scheue, kraftlose oder unbeholfene Wärter.

Einmal hatte Niembsch auch gesagt: „Ich bin kein delirischer, sondern ein lyrischer Dichter.

Um Niembsch, welcher bei der Nachschilderung seiner Aspernschlacht schon wieder etwas zu warm geworden war, nicht noch mehr ins Feuer zu bringen, verließen wir ihn. Dieser 29. November 1844 war für Niembsch einer der besten Tage, ja vielleicht der beste und froheste seines ganzen Aufenthalts in Winnenthal. Von 10 Uhr Vormittags bis halb sieben Abends war der edle Dichter ununterbrochen sich ganz wiedergeschenkt. Er scherzte, lachte, sprach schön, lebhaft, witzig und geistreich.

Aber die Flamme schlug zu hoch empor, sie sollte zurücksinken und nur dann und wann wieder, und nie mehr so hell und anhaltend, aufflackern. Der rauhe Winter war nun gekommen, die strengste Kälte trat ein, Kälte, von welcher Niembsch am 10. Mai 1844 schrieb: „Mir erschien einmal die Kälte des Winters als die schlechte Subjektivität der Erde, als ihre Abkehr vom Licht und von der Wärme der himmlischen Liebe." Es begann nun eine ungünstige Aenderung im Befinden des Kranken. Die größere Ruhe und Besonnenheit jedes anderen Tages blieb nun aus; die Aufregungen waren andauernder, und es ging mitunter stürmisch her, auch an den ruhigsten Tagen zeigte sich doch keine solche Klarheit mehr, wie an dem Tage, da Kerner bei ihm war. Er mochte auch von dieser „Episode," wie von jener früheren achttägigen, ein richtiges Vorgefühl verspürt haben, denn sonst wüßt' ich nicht, warum er, nachdem er von Kerner herzlich Abschied genommen, sich plötzlich zu mir wandte, zärtlich meine Hand ergriff, und, mir sie drückend, gerührt sprach: „Lieber Schurz, ich danke Dir für Alles, was Du mir Liebes erwiesen!" Ich war ganz überrascht. Sollt' ich doch erst in einigen Tagen reisen; warum denn also schon heute Abschied nehmen? Er mußte also doch aus einer Eingebung so handeln, aus einer Ahnung, daß er mir später nicht mehr zu danken im Stande seyn könnte. Im Gehen bat er Kerner, seine Kappe ihm dazulassen, er wolle ihm dafür die seine geben. Kerner that es gern, es fand sich aber, daß dieselbe Niembsch nicht auf dem Kopfe hielt. Kerner nahm nicht Abschied von Niembsch, der voll Liebe war.

Den nächsten Morgen (Samstag den 30. November) war ich schon ziemlich zeitlich wieder bei Kerner. Wir konnten leider nicht zu Niembsch, er war unsprechbar; gestern Abend, sogleich nach unserem Weggange, hatte eine neue „Csátad," eine frische Schlacht für ihn begonnen, die noch immer nicht ganz zu Ende war. Niembsch soll mehrmal gerufen haben:

„Ich bin ein Freund des alten Rechtes,
Doch auch des neuen, funkelnden Gefechtes;
Hurrah, Hußaren, Hurrah!"

Kerner entdeckte mir seine Ansicht über den Zustand unseres Freundes nicht. Wie ich ein paar Tage darauf in Stuttgart vernahm, soll er wenig

Hoffnung geschöpft haben. Er hatte diese seine Besorgniß wohl auch jetzt schon in Winnenthal dem Hofrath Zeller nicht verhehlt, denn ich stutzte ungemein, als dieser heute in Kerners Beiseyn gesprächsweise gegen mich plötzlich fallen ließ: Wenn Lenau wiedergeneset, „was mit Gottes Hülfe wohl geschehen wird, so müssen Sie wiederkommen." Ich hatte ihn bisher nie so bedingnißweise, sondern stets ganz zuversichtlich sprechen hören; an der vollkommensten Herstellung war nie entfernt gezweifelt, sondern im Gegentheil noch eine bessere Gesundheit als zuvor in Aussicht gestellt worden. Ich selbst auch glaubte während meiner ganzen Anwesenheit in Winnenthal nach dem eigenen Augenscheine Lenau's Genesung fest und steif als ganz unausbleiblich ansehen zu dürfen, und schrieb also in diesem Sinne überall hin die trostvollsten Briefe. Meine Ueberraschung über diese behutsame Umschränkung — denn, wenn einmal die stolzen Aerzte Gott anrufen, so ist schon immer hübsch der Arge los — war daher so lebhaft und augenfällig, daß Zeller sogleich beschwichtigend und beschönigend beizusetzen nöthig fand: „Nun ja, bedarf es denn nicht überall der Hülfe Gottes?" Freilich wohl, aber man wendet sich nur zu Gott in der Noth. O, hätte sich Kerner, dessen Urtheil ich jetzt nur um so mehr bewundere, da er Niembsch nur wenig, und überdieß nur an seinem besten Tage sah, doch nur dießmal getäuscht! Kerner verließ noch Vormittags Winnenden; beim Abschiede von ihm tröstete ich mich damit, daß ich ihn wohl schon nächsten Mai an der Seite des genesenen Lenau (eine einmal eingewurzelte süße Hoffnung läßt sich durch einen einzigen Windstoß nicht sogleich aus dem Busen reißen) zu Weinsberg würde besuchen können.

Der Nachmittag des 30. Novembers und die zwei ersten Decembertage waren freud- und freundlos für mich. Wie oft ich mich auch vor Lenau's Schwelle einfand, immer hieß es und ich vernahm es auch selbst aus seinem lauten und mitunter heftigen Alleinreden: „Erregt!" Ich mußte mit Recht besorgen, kein trauliches Lebewohl, keinen innigen Scheidekuß von seinen warmen Lippen auf den langen Winterheimweg mit mir nehmen zu können. Dienstag den 3. December, Vormittags um 10 Uhr stand ich reisefertig wieder an der Zelle Lenau's. Er war aus seiner alten Zelle, der ersten der zweiten Abtheilung, mit dem Gesichtsabrisse

Kerners, in eine andere, in die äußerste gegen den Garten zu, wahrscheinlich wegen geringerer Beunruhigung der übrigen Zellensiedler, gebracht worden. Er war laut aufgeregt, höchst unwirsch und rauflustig; hatte auch bereits nach seinem Wärter geschlagen. Gleichwohl wollte Zeller mich nicht auf längere Zeit von hinnen ziehen lassen, ohne nicht Niembsch noch einmal gesehen zu haben. Man fragte also bei diesem an: „Darf Ihr Herr Schwager hereinkommen? Er will Abschied nehmen.“ „„Nicht darf; er muß!““ Haußen wieder einige Besinnung und Berathung. Neue Anfrage; heftiger noch: „„Er muß!““ Nun denn! wir traten ein. Niembsch, halb im Bette sich aufrichtend (er war dießmal nicht, wie sonst gewöhnlich bei Aufregung, durch die an das Bett geschnürte Decke niedergehalten), donnerte mir alsbald entgegen: „Das hätt' ich von Dir nicht gedacht, daß auch Du den Muth würdest in die Hosen sinken lassen.““ Ich mußte, näher schreitend, der unerwarteten, absonderlichen Beschuldigung unwillkürlich lächeln. „„Was? Du lachst mich aus?““ und er bog den rechten Vorderarm, als wollt' er ihn gegen mich schnellen. Ruhig trat ich zurück: „Gott bewahre, geliebter Bruder!“ Wie auch Zeller ihn nun beschwor — „Ihr Herr Schwager scheidet ja; so entlassen Sie ihn doch freundlich!““ — es war eitel nichts zu richten. Einen Wahnausbruch hält man eben so wenig auf, wie einen Wolkenbruch. Ich schied ungegrüßt und ungeküßt.

Fünfter Abschnitt.

Die Leidensjahre.

Ueber das Befinden Lenau's während seines Aufenthaltes zu Winnenthal von der Zeit an, wo ich von dort schied, bis Mai 1847, wo er es that, erhielten wir durch die Güte seiner Aerzte, Zeller und Ellinger, gewöhnlich alle vierzehn Tage Nachricht in Wien. Die Briefe sind noch vorhanden; sie jedoch ausführlich hier mittheilen, würde den Leser entweder zu sehr ermüden, oder aber zu sehr angreifen. Es wird genügen zu sagen, daß der Kranke oft unendlich litt, aber gleichwohl kein Brief eintraf, der nicht Hoffnung der Genesung gegeben hätte. Die Erfüllung blieb leider, wie nahe sie manchmal auch schien, immer fern. Was aus jenen Berichten und überhaupt der Mittheilung hier werth seyn dürfte, ist Folgendes:

In der Wiener Theaterzeitung Z. 65 von 1845 war nachstehende Nachricht aus dem Frankfurter Conversationsblatte zu lesen:

„Ueber den gegenwärtigen Zustand Lenau's äußert sich dessen Arzt Dr. Zeller: „Des Kranken leibliches Befinden ist erwünscht, und dieß stärkt die Hoffnung, daß mit dem Frühlinge auch eine günstigere Periode für seinen Geisteszustand eintreten werde, besonders da selbst in den heftigsten Aufregungen wohl Wahnvorstellungen ihn beschäftigen, allein in diesen keine irren Sprünge eingetreten sind, und er von keiner fixen Idee beherrscht ist. Der rothe Faden des Bewußtseyns geht durch seine Wahnvorstellungen hindurch, und dieß äußert sich in den Augenblicken der Besonnenheit, die dann mit der höchsten Klarheit hervortritt. Er kennt seinen Zustand und ergibt sich geduldig, ja selbst dankbar den ärztlichen Vorkehrungen. Sein Arzt bedauert nur, daß die Goldstücke großer und edler

Gedanken, die in den klaren Augenblicken der Dichter mit vollen Händen ausstreut, verloren gehen.

Möge denn der Frühling dießmal recht klar und mild mit allen seinen Liebesboten erscheinen, und der Nation einen Dichter wiedergeben, der nach der Kühnheit des Gedankens, der Tiefe der Empfindung, dem Ton- und Farbenzauber der Sprache unter den Lebenden den **ersten** Platz behauptet."

Gegen Ende April 1845 brachte die Wiener Theaterzeitung nachstehende Jubelkunde:

„Der Rheinische Beobachter theilt folgendes schöne Gedicht Lenau's mit, welches so eben gedichtet worden ist, und als ein glückliches Pfand der Wiederherstellung des Dichters gewiß, so weit die deutsche Zunge reicht, mit innigstem Antheil vernommen werden wird.

Verlornes Glück.

Mir ist, seitdem du dich von mir gewendet,
Wie Einem, der betäubt vom Lustpokale,
Noch stehet einsam in dem öden Saale,
Wenn nun das Fest, das rauschende, geendet.

Weg sind die Töne, die dem Ohr gespendet
Wollüst'gen Trank; auf flüchtiger Sandale
Entwich des Tages Göttin; noch vom Strahle
Der bunten Kerzen ist sein Aug' geblendet.

Erloschen ist das schimmernde Gefunkel,
Nur noch ein Lämpchen glüht im weiten Raume,
Verlassen, mühsam kämpfend mit dem Dunkel.

Er stiert hinein. Ihm ist als wie im Traume.
Er reckt nach der entschwundnen Lust die Hände,
Und den Erwachten höhnen todte Wände."

Ueberdieß meldete auch die Wiener Zeitung vom 28. April 1845, Z. 117, aus Stuttgart vom 17. April, daß Lenau im Laufe der Woche wieder sein erstes zusammenhängendes Gedicht niedergeschrieben habe.

Welche Freude dieß Gedicht in Wien erregte, läßt sich leicht denken. Alles hatte an Lenau's Leiden herzlichen Antheil genommen und war voll

Hoffnung auf seine Genesung durch die Allmacht des Lenzes; Alles begrüßte daher auch den weißen Raben als hochersehnte Friedenstaube mit frohem Zurufe. Auch meine Stimme war darunter und nicht die stillste. Nichts glaubt man ja leichter, als was man sehnlichst wünscht. Nur Eins befremdete mich, daß nämlich Zeller in seinem letzten Berichte vom 16. April des Gedichtes, welches doch damals, wenn es in der Woche Lauf, nach der Nachricht aus Stuttgart vom 17., gedichtet worden seyn sollte, schon geboren gewesen seyn mußte, so ganz und gar keine Erwähnung gethan, wiewohl es doch solches im höchsten Grade verdient haben würde. Allein dagegen wieder des Klinglieds edler, lenauisch düsterer Ton, die Anschmiegsamkeit an des großen Dichters bekanntes Loos, die so bestimmten übereintreffenden Versicherungen verschiedener Blätter und vor allem der fromme, kindliche Glaube an das Erwünschte! Ich eilte, Zeller alsbald um Aufschluß und Bestätigung zu ersuchen.

Die Antwort darauf war: 9. Mai. „Seine Phantasie ergeht sich in den groteskesten Bildungen und würde, wenn sie von dem ungefesselten Geiste geleitet werden könnte, noch die schönsten Schöpfungen zu Tage bringen; so aber wirft sie alles bunt durcheinander und bedient sich zur äußeren Darlegung ihrer Bewegungen der verschiedensten Sprachmittel. Die Ihnen von Stuttgart aus zugekommene Nachricht, daß der liebe Patient ein Gedicht gemacht, ist allerdings wahr, er hat es aber sogleich wieder vernichtet.

Also ein Gedicht hatte Niembsch wirklich gemacht, aber da solches gleich wieder vernichtet worden war, doch wohl jenes erschienene Klinggedicht nicht. Der vollen Gewißheit halber wurde Hofrath Zeller um ganz bestimmte Auskunft angegangen, welche am 26. Mai also ertheilt ward: „Sie werden die Berichtigung der Allgemeinen Zeitung gelesen haben. Sie sind gewiß der Erste, dem ein so frohes Ereigniß mitgetheilt wird. Ich möchte nur den falschen Propheten kennen, um ihn öffentlich zu beschämen, wenn nicht etwa ein Dichter, sich in unseres theuern Kranken Zustand versetzend, das Gedicht geschrieben, und Andere es ihm zur Mystifikation des Publikums geraubt haben. Wenigstens ist es gut, und Niembsch lachte und sagte „er habe es gemacht, wie alles Schöne der Art.“ Und so wollen auch wir den falschen Propheten zu einem wahren durch Gottes Gnade werden lassen. Er denkt und dichtet noch immer zu viel und

tief, wie auch dadurch nicht klar und licht. Alles hat noch unendliche symbolische Bedeutung, sein Geist muß wieder mehr an die Oberfläche der Dinge und in die einfache, nüchterne Anschauung zurück; das wird auch bei größerer Beruhigung von selbst kommen."

So war also leider doch jenes angeblich Lenau'sche Gedicht ein falsches. Das Stuttgarter Morgenblatt soll die Erklärung gebracht haben, daß das Sonett des demselben wohlbekannten Dichters mit den Endbuchstaben seines Vor- und Zunamens: klein n und l — unterfertigt gewesen wäre, und nur der Setzer, bloß an Unterzeichnungen großer einzelner Buchstaben gewohnt, dieselben auf eigene Faust in groß N. L. umgewandelt, und dadurch den allgemeinen Irrthum, daß es von Nikolaus Lenau sey, herbeigeführt hätte.

Dieses falsche Lenau-Sonett veranlaßte drei ächte unseres Anastasius Grün, welche mit ihren erquicklichen Strahlen die düstere Geistesnacht seines geliebten Freundes und Mitvorträgers der österreichischen Lyra mild und tröstlich erheitert haben mögen. Mir und wohl auch vielen Andern sind diese Gedichte ebenso werth wegen des Herzens, welches aus ihnen spricht, als auch ob der hohen Begabung, deren leuchtendes Siegel sie tragen:

1.

Als wettergleich fernher ertönt die Kunde,
Daß du geschmiedet an den Fels der Leiden,
Da fühlt' ich durch das eigne Herz mir schneiden
Ein großes Unglück, eine tiefe Wunde.

Ich sprieße gern für mich allein im Grunde,
Doch mocht' an dir zu ranken ich nicht meiden,
Ein Gottesurtheil war mir dein Entscheiden,
Mein liebster Kranz Beifall aus deinem Munde.

Du sprachst mir Muth, als Unmuth mich gebogen,
Du hieltst mich werth; dein Mund, der nie gelogen,
Er lehrte mich an eignen Werth noch glauben.

Und wollten dich mir die Dämonen rauben,
Zerbrochen wär' mein Stab, mein Kranz zerrissen,
Und todt in dir mein Hoffen — mein Gewissen.

2.

Es kam der Herbst. Zu jedem Sonnenstrahle
Sprach ich: Was lachst du mir? Zieh' hin, vermähle
Du Klarer dich der kranken Freundesseele,
Ihm keltre du den Heiltrank in die Schale.

Der Winter kam. Ich bat ihn: Mir nicht male
Die Wangen roth, nicht mir die Sehnen stähle!
Den kranken Freund dir zur Verjüngung wähle,
Härt' ihm den Leib, der Rüstung gleich von Stahle.

Es kam der Lenz. Ich sprach: Nicht mich umschmeichle!
Die schwarzen Locken aus den Augen streichle
Dem kranken Freund, und seine Stirne kühle!

Das Schönste deiner Flur sollst du erlesen,
An's Herz ihm legen Blumen der Gefühle,
Und kann er's, wird an ihnen er genesen.

3.

O hört' ein Lied ich deinem Mund entklingen!
Genesung ist's, blühst du in Sängen wieder;
Des Dichterbaumes Blüthen sind die Lieder,
Kein kranker Baum wird solche Blüthen bringen.

Sey's auch ein düstres Lied, wenn nur dein Singen!
Die dunkle Tanne blüht nicht hell wie Flieder,
Selbst deine Lerchen tragen schwarz Gefieder,
Nur Morgenroth vergoldet ihre Schwingen.

Es ist dein Lied der räthselvolle Falter,
Der einen Todtenschädel trägt zum Schilde;
Doch nur durch schöne Frühlingsnächte wallt er!

Der Passiflore gleicht's, ein Kreuz umschwankend,
Ein göttlich Leiden formt ihr Blühn zum Bilde;
Doch nur in Frühlingssonnen blüht sie rankend.

Aber auch ein durch diese Klinggedichte veranlaßter Brief Sophiens erfreue die Welt! Er bezeichnet das freundschaftliche Verhältniß zwischen

Grün und Lenau eindringend, und enthält insbesondere eine überaus treffende Abschilderung des Letzteren, wie wir keine bessere haben, noch auch je eine bekommen dürften.

Lieber Niembsch!

Haben Sie Auerspergs Sonetten gelesen? Als sie mir von einer Freundeshand zugeschickt wurden, faßte ich den Plan, sie Ihnen illustrirt zu senden; aber die Allgemeine Zeitung hat mir die Freude verdorben, da sie die schönen Gedichte früher brachte, als ich sie schicken konnte.

Auersperg hat in diesen Versen sein Verhältniß zu Ihnen und seine Empfindungen für Sie vollkommen geschildert. Sie waren ihm jederzeit eine Stütze, ein liebevoller Freund, und ein unbestechlicher Richter, und wie ich Auersperg kenne, würde er aufgehört haben, Sie zu respektiren, in dem Augenblicke, als Sie sich herbeigelassen hätten, ihm zu schmeicheln. Er ist fein, geschickt einen Menschen zu durchschauen, und nur eine große Natur, in der er seinen Meister erkennt, ist im Stande, ihm Liebe und Achtung abzudringen. Sie haben für ihn immer eine Art von Verliebtheit empfunden. Seine persönliche Liebenswürdigkeit hat Sie überwältigt, seine Gegenwart Sie hingerissen; Sie lieben ihn, nicht seines Talentes, seines Charakters wegen, sondern blind, wie man selten einen Mann, meistens aber Weiber und Kinder liebt, und das ist vielleicht die dauerhafteste Neigung; weil sie wie jeder Naturtrieb in der Seele wurzelt, wächst und stirbt sie auch mit ihr.

Freilich ist Auersperg auch ein Dichter, aber nicht wie Sie; trotz seines schönen Talents nicht durch und durch. An ihn würde mich nicht gemahnt haben, was ich neulich auf der Donau sah, und was mich so heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunkeln, schwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brod, keine Flasche hatte er in

seinem Kahn, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstabe, am Vordertheile des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines ächten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahn, auf dem wilden, dunklen Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt allen irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen, klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, haben Sie nicht Ihr edles, schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewig grünen Kranz umschlungen, aber nicht geschützt? O die schlanken, glatten Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht.

Bald nach Lenau's Erkrankung hatte sein Freund Max nach New-York an den Handelsherrn Hermann Oelrichs geschrieben. Dieser ward um gütige Erhebungen bezüglich der wie schon verschollenen Niembschischen Ländereien gebeten. Es kam die leidige Auskunft: dieselben wären wegen der im Jahr 1840 und 1841 unberichtigt gebliebenen Taxen bereits öffentlich verkauft worden, und zwar für ungefähr so viel, als der Taxausstand betrug, nämlich um 23 Dollars 68 Cents. Nur eine einzige Hoffnung ließe sich noch schöpfen, daß nämlich etwa der Verkauf nicht ganz auf die vorgeschriebene Art und Weise erfolgt seyn könnte, wo sodann ein Rechtsstreit sich anstrengen ließe, um die jetzigen Besitzer zu verdrängen. Ein solcher Versuch, obgleich dabei leicht im Falle des Mißlingens 100 Dollars aufgeopfert werden könnten, scheine immerhin der Mühe werth. Hiezu bedürfte es aber einer von Niembsch unterschriebenen Vollmacht auf einen Herrn Louis Stanislaus in Norwalk, als den hiezu geeignetsten Geschäftsmann. Mein Entschluß in Folge dieses Schreibens war schnell gefaßt. Ich glaubte, im Einklang mit Therese und Sophie, die mit Rath und That in die Sache eintrat, daß die 100 Dollars daran gewagt werden sollten. Vor allem war nun wegen Ausfertigung der Vollmacht Anstalt

zu treffen, indem dieselbe wegen der nur selten ganz klaren Stunden Lenau's leicht langen Aufschub erfahren könnte. Ich setzte daher unverweilt Hofrath Zeller von der Sache in gehörige Kenntniß mit dem Ersuchen, derselben nach Umständen bestens beförderlich seyn zu wollen.

Die Vollmacht wurde zu Stuttgart nach dem gefälligen Rathe des Legationsraths Roser und Oberregierungsdirectors v. Köstlin ausgefertigt, und, gehörig unterschrieben und bezeuget, im Wege des königlichen Ministeriums des Innern in Stuttgart, und der königlich württembergischen Gesandschaft in Wien mir am 11. August 1845 zugestellt, wornach ich sie, von dem nordamerikanischen Consul in Wien bestätigt, unverweilt nach New-York sandte.

Anfangs Juli 1845 kam Lenau's Braut in Gesellschaft ihrer Mutter, von Gram so angegriffen in Stuttgart an, daß sie gleich den andern Tag erkrankte. Die Mutter fuhr mit Emilie nach Winnenthal; sie durften aber Lenau nicht besuchen; nur Emilie erblickte ihn im Garten lustwandeln. Er sah trotz des langen Bartes nicht verwildert oder abschreckend, vielmehr in Kleidung und Haltung höchst propre und anständig aus, nur in seinen Bewegungen rascher und gewandter als früher (Niendorf 292).

Ein Besuch Bauernfelds Anfangs August hatte Niembsch sehr erfreut, wenn er gleich nur in eine mittelmäßige Stimmung fiel; ebenso der von Auersperg, der ihn merkwürdig ergriff und ihm das Bewußtseyn seiner Krankheit auf die sichtbarste Weise nahe brachte, so daß er selbst von ihr anfing zu sprechen, sie für ein zu grelles Steigen und Fallen der Phantasie erklärte, und mehrmals wiederholte, wie schmerzlich es seinem Freunde seyn werde, ihn in solchem Zustande zu sehen. Er rang sehr nach Fassung, aber die beste Zeit jenes Tags, gerade seines Geburtstages, war schon vorüber, und ein weiterer Spaziergang auf die Berge hatte ihn schon etwas aufgeregt. Der Morgen war sehr gut gewesen.

Am 15. October war Gustav Pfizer bei Niembsch. Dieser schien sich gar nicht über dessen Erscheinen zu wundern. Die Glocken fingen an zu läuten und das nahm gleich die Aufmerksamkeit des Kranken in Anspruch; er redete über den schwermüthigen Klang der Glocken. An nichts haftete er; jeder äußere Eindruck gab seinen Gedanken wieder eine andere Richtung. Viel beschäftigte ihn neuerdings der Frühlingsalmanach.

Er sprach davon, wieder einen herauszugeben. Zeller überreichte ihm Kerners neuestes Gedicht vom Dampfe, es war aber schlecht geschrieben, und da konnte er es nicht lesen und ward ungeduldig. Alles Physikalische beschäftigte ihn sehr. „Siehst du," sagte er zu Pfizer, „die Erde ist ungeheuer ausgewachsen." Er beschrieb ihm die Thürme, die er sich habe bauen lassen, um von da Astronomie zu treiben (Niendorf 293).

Den 25. November 1845 schrieb Zeller: Die Zustände sind sich im Allgemeinen seit mehreren Monaten ganz gleich geblieben, nur daß vielleicht eine größere und vorherrschendere Beruhigung des Nervenlebens sich geltend zu machen sucht, so daß unser theurer Freund viel öfter und anhaltender unter anderen Menschen und in seinem Zimmer der Belle-etage verweilen kann. Zuweilen, wie an dem Tage, an welchem unser König hier war (31. October) fühlt er momentan die geistige Gebundenheit tief und scheint einem plötzlichen Erwachen sehr nahe, an das ich aber kaum glauben kann. Der König sah ihn von oben[1] und wurde nicht müde, nach dem kleinsten Umstande zu fragen, der auf seine Genesung und Behandlung Einfluß haben könnte. Die Frau Prinzessin von Oranien[2] bewunderte sein schönes, dichterisches Antlitz. Wie viele hohe und niedere Häupter werden mit uns jauchzen, wenn sein Ostern mit Gottes Hülfe kommt! Herrn Dr. Frankls Besuch hat unsern edlen Freund sehr erfreut.

Dr. Ludwig August Frankl, Arzt und Dichter, theilt in seinem Buche (S. 116) über diesen seinen Besuch unter Anderem mit:

„Dienstag den 4. November 1845 fuhr ich nach Winnenden, um Lenau zu besuchen. Seine Gestalt, sonst geknickt und eingebrochen, ist jetzt aufrecht und kopfhöher. Er trägt einen langen Bart. Die Haare, schon

[1] Ziemlich hoch über der Eintrittsthür ist in jeder Zelle ein Fensterchen angebracht, das nur wie ein Luftloch aussieht, allein hinter demselben läuft ein kleiner dunkler Gang aus dem Wärterzimmer im obern Stockwerke, und so kann man dadurch die Kranken beobachten, ohne von ihnen bemerkt zu werden.

[2] Jetzt Königin der Niederlande, eine Tochter des Königs von Württemberg. Emma Niendorf erzählt auf Seite 298, daß Niembsch, als er die königliche Gestalt von weitem schreiten sah, den Vers gerufen habe:

„Wie gerne wäre ich bei Dir,
Du schöne Dame, Grenadier!"

grau untermischt, sind wieder schwarz, die Muskulatur stramm, nicht fett, nur das Auge ist umflort; er ist schön! Wie sich physisch seine Jugend vordrängt, so auch seine frühesten Erinnerungen. Höchst auffallend ist es, daß er mit ungarischem Accente deutsch spricht, während es sonst rein deutsch klang. Er lief fortgesetzt auf und ab, pfiff, tanzte, kniete nieder, stand aber wieder auf und ergriff die Violine, rauchte eine Cigarre und spielte tanzend einen Ungarischen. Einigemal nahm er einen Sessel und schwang ihn: „Ich bin stark, ich erobere die Welt.“ So ging es, toller noch, eine volle Stunde; mir war das Herz zerrissen; ich war entsetzt und konnte mich doch nicht losreißen. Aber er fing an, immer verworrener zu werden; ich nahm Abschied; er beachtete dieß gar nicht, und ich hatte mit Hofrath Zeller noch eine lange Unterredung, der seltsamer Weise von den besten Hoffnungen beseelt ist, zu denen ihn mehr sein Wunsch, seine besondere Liebe zu Niembsch, als sein medicinisches Wissen zu berechtigen scheinen. Seit langer Zeit kehrt das sonst für Stunden klare Bewußtseyn nicht mehr zurück; die Gedanken, auf fortwährender Flucht, sprechen aus dem Kranken heraus, ohne daß sie ihm selbst erkennbar sind.“

Dagegen meldete Zeller:

Winnenthal, den 15. December 1845.

Es scheint (aber nicht weiter) so ganz allmälig und nicht ohne zeitweise Aufregungen eine bestimmtere Hinneigung zur besseren Gestaltung der Dinge sich mehr und mehr festsetzen zu wollen. Es ist nun möglich geworden, ihn nicht nur Stunden, sondern Tage lang außer der Zelle und dann meistens auch mit Anderen verkehren zu lassen. Er spielt in diesen Zeiten nicht nur Violine, sondern beschäftigt sich auch mit Lectüre der Augsburger Allgemeinen und sonstiger literarischer Novitäten (z. B. Theobald Kerners Gedichte, des Sohnes von Justinus Kerner). Er ist nun theilweise in einen Zustand gekommen, wo man ihm wieder mehr bieten kann, und er mehr aufzunehmen fähig ist. Um dieses aber in weitester Ausdehnung zu vermögen, wäre es sehr am Platze, daß ihm (wenigstens für die nächste Zeit) ein eigener Wärter beigegeben werde, der sich ihm ganz allein zu widmen und namentlich jeden Augenblick zu benützen hat, in welchem es möglich ist, mit ihm außerhalb des Gartens Spaziergänge zu machen; wir sind der Hoffnung, daß Sie den hieraus

erwachsenden Kostenpunkt nicht scheuen und uns zur Anstellung eines Privatwärters ermächtigen werden. Endlich glauben wir noch bemerken zu müssen, daß so lange der aufgeregte Zustand noch fortdauert, wenn auch die größte Ideenverwirrung dabei besteht, und nicht Ruhe ohne Rückkehr der inneren Klarheit eingetreten ist, auch die Hoffnung für ihn nicht aufgegeben werden kann.

Winnenthal, den 27. December 1845.

Ich weiß, es gibt für Sie keine größere Weihnachts- und Neujahrs-Freude als gute Nachrichten von Ihrem theuern Herrn Schwager, und Gottlob, ich kann Ihnen sagen, daß die stillen Vorzeichen einer langsamen Besserung sich immer deutlicher und zahlreicher einfinden. Der Sinn für Lectüre, Ordnung, Reinlichkeit, Anstand regt sich immer stärker und oft erblickt man wieder die tiefste Ruhe und Harmonie in den edlen Zügen des bedeutungsvollen Gesichtes. Noch haben wir keine Gewißheit, aber die Hoffnung wird lebendiger unter solchen guten Zeichen, und am Ende kommt der Tag des Aufganges doch noch rascher als wir vielleicht jetzt ahnen. Daß Sie miteinverstanden sind, daß wir dem theuern Kranken einen besonderen Wärter geben, dafür danke ich Ihnen. Unnütz mochte ich es keinen Tag zu früh thun.

So war der Schluß des Jahres 1845 einer der schönsten hoffnungsreichsten Zeitpunkte der unseligen Krankheit Lenau's.

Der ihm ausschließlich zugewiesene Wärter hieß Sachsenheimer und war ein damals noch ganz junger, kaum volljähriger, aber sehr großer und ungemein kräftiger Mann, mit derben Bärenpfoten, aber dabei fromm, überaus still, ernstfreundlich, und geduldig wie ein Lamm. Er zeigte mir später einmal seine mächtigen Hände, worin hin und wieder noch die Narbe eines verharschten Risses bemerkbar war, mit den Worten: „Gucke Sie! Ich wäre wohl stark genug gewese, um Herrn von Niembsch, obwohl er auch stark ischt, leicht bändige zu könne, aber ich that es nur eben, wenn es z u arg werde wollte. Aus Kleinigkeiten macht' ich mir eben gar nichts!"

Am 13. Juni 1847 schrieb Sachsenheimer mir nachträglich: „Ein einziger Blick, ein einziges Lächeln aus seinem (Lenau's) seelenvollen Auge ließ mich alles Unangenehme vergessen, und erfüllte mich mit Freude und Hoffnung."

Daß überdieß die edle Poesie für den gemüthlichen Sachsenheimer —, der, wie schon berührt, selbst etwas Dichter war, und zwar ein ganz artiger, und dessen liebste Unterhaltung darin bestand, in Lenau's oder auch Anderer Gedichten, insbesondere aber in dem von einem Kranken ihm geschenkten dichterischen Hausschatze von Wolf zu lesen —, ein gar schönes Band gewesen, das ihn demantfest an den leidenden, großen Dichter fesselte, begreift sich von selbst. Es gereicht zum Troste, daß Niembsch zu Winnenthal zwei so theilnehmende und verständige Aerzte und zunächst einen ihm so gemäßen Wärter um sich hatte.

Eine Nachricht, daß Niembsch Veilchen gesucht, brachte uns auf den Einfall, ihm einige solche aus seiner entfernten Heimath, und zwar aus Weidling, zuzusenden, und sie mit einigen Worten zu begleiten, worunter: „Veilchen hast du gefunden? Auch hier haben wir schon deren von den köstlichsten. Die mitfolgenden vier sind von Weidling. Rieche dazu, ob Du nicht die treuen, theilnehmenden Herzen Deiner guten Schwester und dankbaren Nichten daraus herausduften fühlst. Grüße aus Oesterreich sind's, die die Häupter hängen darüber, daß sie Dir nicht mehr blühend zugelangen konnten."

Sachsenheimer vermochte mir, während meiner zweiten Anwesenheit zu Winnenthal im Mai 1847 zu meinem höchsten Vergnügen gar nicht genugsam auszudrücken, welche außerordentliche und anhaltende Freude dieser Brief bei Niembsch erregt, vor allem aber die Veilchen! Er, der überhaupt den Geruch über alle anderen vier Sinne setzte, weil er der feinste und reinste, ätherischste, konnte sich daran gar nicht satt riechen, und oft soll er dabei aufgejauchzt haben: „Schurzl, o mein Schurzl!" Er hob sie, als sie auch schon ganz welk, noch sorgfältig auf, so daß ich ihre holden Schrümpfchen nach Jahr und Tag noch fand.

Aus den Vereinigten Staaten war inzwischen am 12. Hornung eine neue (mir am 12. März zugelangte) Vollmacht, nachdem die frühere nicht völlig den örtlichen Verhältnissen genügend befunden wurde, mit dem

Ersuchen an mich abgesandt worden, dieselbe von meinem Schwager, jedoch nur ganz schlicht als Nikolaus Niembsch, da solches mit der Land-Urkunde übereinstimmen würde, unterzeichnen und Tag und Wohnort darin ausfüllen zu lassen. Die Richtigkeit der Unterschrift müßte durch zwei Zeugen und das Ganze durch einen Notar beglaubigt werden, die Diensteigenschaft des Letzteren aber hätte endlich irgend ein amerikanischer Handelskonsul zu bestätigen. Auch wäre Niembschens Siegel dem Namen beizudrucken. Uebrigens bitte man um möglichst baldige Zurücksendung. Ich nahm dießfalls wieder dringend Hofrath Zellers Güte in Anspruch.

Winnenthal, den 19. März 1846.

Den Kranken befällt oft plötzlich eine Angst und tiefe Melancholie, von welcher kein äußerer Grund vorliegt und er sich selbst keine Rechenschaft geben kann. Bisweilen noch erreicht seine Aufregung einen sehr hohen Grad von bald mehr zornigem, bald mehr lustigem Charakter. Am Montag (den 14. März) hat ihn ein besonderer Anfall betroffen, der übrigens ohne weitere Bedeutung und Folge war. Vormittags wurde ihm auf eigenes Verlangen sein Bart theils abgenommen, theils gestutzt, so daß er dadurch ein recht hübsches und elegantes Aussehen gewann. Als er Abends halb 6 Uhr vom Garten aus das Haus betrat, befiel ihn plötzlich die Angst unter einem Zusammenschaudern, er faßte seinen Wärter an, schaute ganz erstaunt um sich und schien (wie fast in einer Extase) alles, was man ihm sagte, nur halb zu vernehmen, er vermochte seine Gedanken nicht in Worte zu bringen, rang sich sichtlich ab, verhielt sich aber dabei ganz ruhig. Es war, als ob ein Krampf die Fiebern des Denkorgans befallen hätte, als ob die Angst, welche so oft sich vorzugsweise in einem krampfhaften Athmen aussprach, das Gehirn in ähnlicher Weise afficirt hätte, während die Gesichtszüge ruhig waren, und hauptsächlich nur im Auge sich ein Staunen und Mitsichringen kundgab. Dieser Zustand dauerte bis 2 Uhr des andern Tags, wo er in einige, doch milde Aufregung überging, und ohne alle weiteren Folgen blieb. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die durch die Bartabnahme geschehene Beeinträchtigung der Hautausdünstung ursächlich mitgewirkt hat. — Die Vollmacht werden wir möglichst bald besorgen.

Wir nahmen diesen Unfall des geliebten Bruders viel höher auf. Es ergriff uns die Besorgniß, es möchte wohl eine Art Schlag gewesen seyn, eine traurige Wiederholung desjenigen, der ihn zu Stuttgart am bösen 29. September 1844 getroffen. Möglicherweise könnte dieser neue Schlag Niembsch ganz unheilbar gemacht haben, zumal, da ohnehin schon die bereits so lange Dauer der Krankheit bedenklich erschien. Vielleicht aber — äußerte ich zu Zeller — daß eine bloße Veränderung des Aufenthalts, wie man schon manche Beispiele hätte, doch noch eine günstige Wirkung bei Niembsch hervorbringen könnte, vor allem aber eine Versetzung in seine Heimath.

Ich erhielt diese Antwort:

Winnenthal, den 3. April 1846.

Von einer auch nur Einen Gesichts- oder anderen Muskel treffenden Lähmung oder auch nur Halblähmung, oder unwillkürlichen krankhaften Zuckung war keine Rede. Der ganze Zustand war auf die Empfindung beschränkt und ging entschieden von der Alteration der Haut aus, wie sie sich jeder Laie aus seinem Gefühl während eines Fieberfrostes denken kann, nur daß diese Hemmung bei unserem theuern Kranken stärker war, und tiefer in die geistigen Funktionen eingriff. Ihrem Verlangen werde ich entsprechen, so wie unser theurer Kranker wieder reisefähig ist, was ich für jetzt noch nicht mit Grund der Wahrheit sagen könnte. Sein treuer Wärter kann ihn dann begleiten, und Sie haben die Güte, einen Arzt von Wien aus zu weiterem Geleite zu senden.

Unter diesen Umständen blieb nichts übrig, als Dr. Zeller um die gütige Fortsetzung seiner eifrigen Bemühungen um die Genesung unseres Bruders zu bitten.

Den 2. Mai 1846. Der Gemüthszustand unseres werthen Freundes beharrte in der letzten Zeit in der Depression, welche ihm oft die Gegenwart der sonst liebsten Personen widerwärtig machte, wo er sehr ängstlich that, nicht sprechen wollte, und allerlei Schlimmes befürchtete. Die dazwischen getretenen Aufregungen waren nur der Ausdruck der höchsten Angst und Verzweiflung. Auch können wir die Vollmacht nicht unterzeichnet

übersenden, da die günstigen Momente an Orten und unter Verhältnissen eintraten, wo eine augenblickliche Unterschrift nicht möglich war.

Dagegen hatte Oelrichs aus New-York Kunde gesandt, es wäre gelungen, das Land an die bereits Eingesessenen gegen einen wohlannehmbaren Kaufschilling auf Abtragung während einiger Jahre in halbjährigen Zielern und gegen mittlerweilige Verzinsung abzutreten, nur sey es höchst dringend, daß die von Niembsch gezeichnete Vollmacht baldigst übersendet werde.

Winnenthal, den 1. Juni 1846.

Endlich ist es uns gelungen, die Unterschrift unsers theuren Freundes zu erhalten. Wir hatten seinem Wärter aufgetragen, sobald sich ein günstiger Augenblick zeigte, uns davon zu benachrichtigen. So kam denn derselbe heut früh um halb 5 Uhr mit der erfreulichen Anzeige: Herr v. Niembsch sey ganz klar und wünschte nun selbst die Vollmacht zu unterzeichnen. Er hatte nämlich bisher sich durchaus dagegen gesträubt, und insbesondere bei Empfang Ihres Letzten erklärt: „Tausend Dollars soll ich bekommen? Das ist zu viel. Ich werde nicht unterschreiben.“ Die Unterschrift gab er im Bette liegend. Die paar klaren Stunden haben wir benützt, um so manches mit ihm zu besprechen, und da erfahren, wie er sich viel weniger körperlich als eigentlich seelisch krank fühle.

Die Vollmacht lassen wir heute noch zur Beförderung an den Consul in Wien an die königliche Aufsichtskommission abgehen.

Winnenthal, 2. August 1846.

Im Allgemeinen währt eben der frühere Zustand fort; meistens gedrückte, manchmal wildmelancholische Stimmung und dann Angst vor allem, was sich nähern will; niemals heitere Aufregung, nie eine höhere Klarheit des Bewußtseyns.

Winnenthal, 16. August 1846.

Mir ist gar nicht bange dafür, daß, wenn nur wieder einmal sein Nervenleben zu voller dauernder Ruhe gekommen seyn wird, auch die

alte Kraft, Ordnung und Klarheit des Vorstellungsvermögens sich nicht wieder einstellen sollte. Ist einmal erst die Ruhe nur wieder recht befestigt, dann wird wohl auch Zeit seyn, von seiner Versetzung in andere Verhältnisse zu reden. Jetzt ängstigt ihn noch die geringfügigste Aenderung seiner Lage, er selbst zieht sich in seine gewohnte Umgebung, wenn es ihm irgend bange wird, wie in ein Asyl zurück, und schon die Bitte, in den Garten zu gehen, kann ihn in solcher Zeit mit Angst erfüllen, und die höchste Stille und Zurückgezogenheit ist ihm ersichtlich das dringendste Bedürfniß, wie ein krankes Auge oft das mindeste Licht scheut, um zu genesen.

So eben höre ich, daß Frau v. Reinbeck gestorben sey. Unser theurer Kranker hat in der letzten Zeit gewünscht, sie zu besuchen; ihr Tod wird ihm nahe gehen. Der Kummer um seine Erkrankung ist nach meiner Ansicht eine Hauptursache ihres Todes gewesen. Sie war ihm eine treue mütterliche Freundin.

So war denn eine der edelsten Frauen und die innigste Freundin von Niembsch (zu seiner Mutter war sie, obgleich um einige Jahre älter als er, denn doch zu jung) noch vor ihm geschieden! Sein Unglück hatte ganz gewiß Emilien, die die ersten furchtbaren Wuthausbrüche ihres Freundes anzusehen und zu bestehen gehabt, schneller ihrem Grabe gereift. Ich besuchte dieß im Mai 1847. Sie schlief unter Blumen. Ruhe sie süß!

Von Freund Karl Mayer in Tübingen, der sich aber damals in Cannstatt bei Stuttgart befand, wo er das Bad gebrauchte, erhielt ich folgenden Brief:

Cannstatt, den 24. August 1846.

Letzten Freitag den 19. ging ich nach meiner alten Heimath Waiblingen, und von da vorgestern nach Winnenden. Machte es mir schon traurige Eindrücke, daß ich Frau Zeller und mehrere ihrer Kinder sehr leidend antraf, so war mir besonders das Wiedersehen unsers armen Freundes Niembsch ein schmerzlich ergreifendes. Nicht daß er sich übler befände, aber ich hatte ihn ja in seinem Unglücke noch gar nicht gesehen. Er lag in seiner Zelle auf dem Bette, eine gestandene Milch essend, und gab kein Zeichen des Wiedererkennens. Auf Zellers Bitte ließ er sich anziehen und folgte uns, aber ohne ein Wort zu sprechen, auch sichtbar

ängstlich, und uns immer zu entgehen suchend. Auf einige Fragen: ob er mich noch kenne, noch an die Meinigen denke? u. s. w., antwortete er mit einem leisen Ja, gab mir auch auf meine Bitte die Hand und erwiederte meinen Kuß beim Abschied. Dann ging aber Zeller noch einmal zu ihm in seine Zelle, stellte ihm vor, daß er ja gar nicht mit mir gesprochen habe, und erhielt seine Bewilligung, daß ich noch einmal eintreten dürfte. Nun war er klarer; er sagte mit Zuversicht: „Ich werde hier genesen. Ich werde mich wieder zu meinem Gebet machen, das werd' ich aber heimlich thun. Wir müssen uns bald wiedersehen, bald, bald. Ich werde zu Dir und Uhland nach Tübingen kommen." Zum Abschied sagte er mir mit erwärmtem Blick: „Leb' wohl, lieber Mayer!" Ich mußte bitterlich weinen, als ich ihn verließ. Zeller ist übrigens mit seinem gegenwärtigen, doch ruhigeren Zustande nicht unzufrieden und gibt die Hoffnung nicht auf. Gott gebe, daß er Recht habe.

Um diese Zeit hatte auch Graf Auersperg das Anerbieten an Zeller gestellt, seinen Besuch Lenau's zu wiederholen, sobald daraus irgend ein Nutzen, wenn gleich nur eine momentane Erleichterung für den theuren Kranken zu erwarten wäre. Dr. Zeller lehnte aber in seiner Antwort dieß Vorhaben ab, indem er unter Hinweisung auf Mayers Besuch die gänzliche Unwirksamkeit solcher Besuche darthat.

Winnenthal, 17. September 1846.

Das Befinden, sowohl das psychische als physische, ist sich ziemlich gleich geblieben, namentlich ist er auch aus der Verschlossenheit und Morosität einigemal herausgetreten und in heftige zornmüthige Aufregungen verfallen, welche die Angst vor Vergiftung oder Todtschlag zu Grunde hatten . . .

Winnenthal, den 23. Februar 1847.

Daß so lange Zeit kein entscheidender Schritt zur Besserung sich einstellt, daß neben dem körperlichen Wohlbefinden die Verwirrung sich nicht löst, und immer nur auf kurze Momente sich lichtet, dieses könnte für den endlichen Ausgang des Leidens ziemliche Sorge einflößen;

doch ist aber immer wieder und sobald die gemüthliche Affection sich gelegt hat, aus seiner Wahrnehmung der äußeren Vorgänge, aus seinen jeweiligen scharfsinnigen Bemerkungen und Combinationen, aus seinem selten ganz aufgehobenen Bewußtseyn von dem Bestande und der Schwere seiner Krankheit, aus dem Mangel positiv ungünstiger Zeichen zu schließen, daß es noch gut gehen könnte. Halten wir diese Hoffnung fest, und vertrauen wir auf oben!

Winnenthal, den 19. März 1847.

Zu unserem innigsten Bedauern vermögen wir nichts Besseres zu berichten. Die Verwirrung der Gedanken lichtet sich selten zu einer deutlichen und zusammenhängenden Vorstellungsreihe, die Auffassung der Außenwelt will sich auch nicht klären, das Gemüth ist zwar meistens gedrückt, aber doch auch hin und wieder freudig erregt, ohne aber auf die Klarheit, Deutlichkeit und den Zusammenhang der Vorstellungen erkennbaren Einfluß zu haben, und nur das ist hierin zu bemerken, daß, je ruhiger das Gemüth des Kranken sich macht, um so geordneter auch seine Reden, Fragen und Antworten sind.

Von eigentlicher Abstumpfung zu reden wäre man wohl nicht berechtigt, aber das Bild der Abstumpfung ist in leisem Anstriche vorhanden; es rührt aber wohl nur von der Gemüthsdepression und der Geistesverwirrung, nicht von Krafterschöpfung her.

Diese beiden letzten Briefe mußten uns ungemein erschüttern und betrüben. Wenn Aerzte — zumal so sichtbar zur Hoffnung geneigte — einmal selbst eingestehen müssen, daß sie für den endlichen Ausgang besorgt sind, und nur mehr von einem „gut gehen können" zu sprechen wagen, dann ist doch wohl auch wirklich wenig mehr zu hoffen; ferner, wenn einmal das Bild der Abstumpfung vorhanden ist, so ist es wohl die Abstumpfung auch schon selbst, denn woher sonst ihr Abzeichen? Im Gemüthe niedergedrückt und geistesverwirrt war Niembsch schon längst ohne das Bild der Abstumpfung; dieß war also etwas ganz neues, eine Erscheinung der begonnenen Abstumpfung. Wir erblickten daher auch Niembsch, wenn auch nicht als durchaus schon unrettbar — denn bei

Gott, heißt es, ist ja nichts unmöglich — so doch in höchster Gefahr, es bald zu werden, woraus möglicherweise, wie in manchen Krankheiten, nur einzig mehr eine Veränderung des Aufenthaltes reißen könnte. Wir entschieden uns also fest für diese, ohne noch erst ganz gewisse ungünstige Zeichen der Verblödung abwarten zu wollen, wornach sodann von selbst jeder Rettungsversuch zu spät gewesen seyn würde. Es handelte sich nun nur um die Frage: wer Niembsch abholen sollte? Ich bemerkte, daß hiezu in einem Briefe Zellers (vom 6. April 1846) ein Arzt nebst dem Wärter als unentbehrlich bezeichnet worden wären. Dagegen ward erwogen, daß Arzt Ellinger im Begriffe stünde, von Winnenthal an seine neue Bestimmung in die Schweiz zu eilen, und daß es eben deßhalb dem nun doppelt daheim in Anspruch genommenen Direktor Zeller unmöglich seyn würde, Niembsch zu begleiten. Einen fremden Arzt von Wien oder Stuttgart mitzunehmen — abgesehen von den großen Auslagen, wenn es ein tüchtiger seyn sollte, und mit einem untüchtigen wäre nicht viel gedient — würde nur Niembsch wegen des unbekannten Gesichtes belästigen oder gar heftig aufregen. Auch hatte Niembsch keine solche Krankheit, die während ein paar Tagen sich wesentlich verändern mochte, und dadurch ganz andere Vorschreibungen nöthig machte; für das, was sich zutragen könnte, müßte sein erfahrener Wärter, welcher von der Anstalt ohne Zweifel die gehörigen Mittel mitbekäme, wohl auch Rath und Bescheid wissen. Man hielt es für genügend, wenn ich, Niembschens nächster männlicher Verwandter, ganz allein hinausreiste, um ihn mit Hülfe seines wackeren Wärters Sachsenheimer nach Wien zu bringen. Hiezu erklärte ich mich denn auch um so bereitwilliger, als die Lösung dieser Aufgabe in meiner heiligen Pflicht lag. Kurator Bach übernahm die nöthigen Einleitungen bei dem Wiener Landrathe, als Obervormundschaftsbehörde, ich aber bewarb mich um einen vierwöchentlichen Urlaub und rüstete mich zur Reise. Die bedeutenden Kosten derselben sollten denjenigen Mitteln entnommen werden, die mehrere hochgesinnte, vermöglichere, einheimische Freunde Lenau's, und zum Theile ihm ganz unbekannte Verehrer zu dem Zwecke zusammengelegt hatten, um dort auszuhelfen, wo die Zinsen von dessen Kapital, das ungeschmälert bleiben sollte, nicht zureichten. Dieser Abgang war aber Anfangs ziemlich namhaft, da bekanntlich für die noch

ausstehenden Ablösungsraten von Niembsch keine Interessen bedungen worden waren. Uebrigens setzte Dr. Bach auch Dr. Schott, den Sachwalter Lenau's in Stuttgart, von dem Vorhaben unverweilt in Kenntniß, damit auch dort und in Winnenthal die erforderlichen Vorkehrungen getroffen werden könnten. Um zu erfahren, welche Wirkung das Wiedersehen von Freunden und Bekannten und die Näherrückung der alten Verhältnisse überhaupt auf Niembsch machen möchte, veranlaßte Zeller einen Besuch Uhlands zu Ende März bei Niembsch, welcher diesen sehr freute, ob er gleich, so lange Uhland zugegen war, nicht im Stande gewesen, sich auszusprechen. Den folgenden Morgen aber rief er beim Erwachen ganz glücklich: „Mein Uhland war bei mir!" Auch Schwab und seine Gattin wollten Niembsch vor seinem Wegzuge noch besuchen, sie durften ihn aber nicht sprechen, sondern nur aus der Ferne vom Fenster aus im Garten sehen (Mayer 301).

Meine Abreise ward auf das letzte Drittel des April bestimmt, damit ich am Schlusse desselben in Winnenthal eintreffen und die Rückkunft bis halben Mai bewerkstelligen könnte. Diese noch mehr zu verspäten, hielten wir für allzu gewagt, weil bei uns die zweite Hälfte Mai schon sehr heiß zu seyn pflegt, eine längere Fahrt aber in großer Hitze bei einem solchen Kranken immer sehr gefährlich bleibt, und nur im Falle unvermeidlicher Nothwendigkeit zu unternehmen ist. Am 20. April 1847 verließ ich Wien, nachdem mir noch ein paar Tage früher die Freude zu Theil geworden war, vom Hause Oelrichs und Krüger in New-York einen Wechsel auf Paris über 1080 Francs, als erste Abschlagszahlung der 1000 Dollars an Niembsch für seine Ländereien zu empfangen. Die zweite, so schwer zu Stande gekommene Vollmacht hatte also vollkommen entsprochen. Ich eilte, den kleinen Fundschatz in die Hände des Kurators niederzulegen. Hier sey zugleich bemerkt, daß der Käufer der Ländereien, Namens Jung, Kapital und Interessen bis Ende October 1850, also bis kurz nach Niembschens Tod, vollständig berichtigt hat.

Auf meiner Reise hatte ich zu Linz das Vergnügen, den Vorstand des königlich bayerischen Dampfschifffahrts-Bureau in Regensburg, Graf Reigersberg, zu treffen. Ich besprach mich mit ihm über meine Rückreise mit Niembsch, und er verhieß mir allen Beistand; zugleich theilte er mir

mit, daß im Monat Mai an jedem geraden Tage ein Schiff von Regensburg nach Linz abginge und zwar in folgender Ordnung: Kronprinz Max, König Ludwig, Stadt Regensburg. Das letzte Schiff wäre das beste, indem es eine Kabine und einen Pavillon hätte; Max besäße nur einen Pavillon, und Ludwig keines von beiden; letzterer war also zur Mitnahme eines Kranken, der eines abgesonderten Raumes bedurfte, durchaus ungeeignet. Wie wichtig mir jene verehrte Bekanntschaft ward, wird sich bald zeigen. Im Vertrauen auf dieselbe und auf einen offenen, warmen Empfehlungsbrief der Wiener Dampfschifffahrts-Direction an sämmtliche Agenten und Schiffskapitäne auf der Strecke Linz-Wien, die mir Dr. Bach verschafft hatte, durfte ich eine fördersame Rückreise hoffen. Zu Linz wohnte ich im Gasthofe zur goldenen Kanone auf dem Hauptplatze, dessen Inhaber, ein Verwandter von mir, freundlich mir verhieß, bei meiner Rückkehr mit meinem Schwager seinen Wagen zum Landungsplatze schicken zu wollen, um uns zu ihm zu bringen. Am 29. April 1847 traf ich in aller Frühe zu Winnenden ein. Das Weitere entnehme ich meinen Briefen an Therese:

Winnenden, den 4. Mai 1847, Dienstag früh halb 9 Uhr.

Freitag den 30. April Morgens fuhr ich nach Stuttgart. Ich besuchte dort nebst den alten Freunden und Bekannten auch Prokurator Schott, der ein Ehrenmann ist, und den österreichischen Geschäftsträger, Baron Kübeck, dem ich ein Empfehlungsschreiben von Fürst Metternich einhändigte. Baron Kübeck sicherte mir die thätigste Unterstützung für den Fall des Bedarfes zu, der aber hoffentlich nicht eintreten würde. Auch forderte er mich auf, ihn noch einmal zu besuchen, was nächsten Freitag den 7. geschehen soll.

Mein Hauptgeschäft in Stuttgart war die Ermittlung der zweckmäßigsten Reiseweise. Nach mehreren Conferenzen mit mehreren Postbeamten entschied ich mich für die Fahrt nach Regensburg mittelst Extrapost. Dem Haupthindernisse hiebei, dem Mangel eines eigenen Wagens, helfe ich dadurch ab, daß ich beim Wagner Müller in Stuttgart einen Wagen auf einige Tage für ein Geringes miethe. Derselbe wird als Beichaise von den Postmeistern unentgeldlich zurückgebracht werden. Meine Absicht ist, schon Montags den 10. d. M., um 4 Uhr früh von Winnenden

abzugehen. Schlägt alles nach Wunsch aus, so sind wir Dienstag den 11. um Mitternacht in Regensburg; fahren dort am 12. um 5 Uhr in dem besten bayerischen Dampfschiffe: „Die Stadt Regensburg" nach Linz ab, wo wir Abends anlangen und übernachten. Donnerstag den 13. hoffen wir Abends in Nußdorf zu landen.

Den Beginn der Reise setzte ich auf den 10. fest, weil, wenn wir die Stadt Regensburg am 12. Mai versäumten, sie uns erst wieder am 18. zu Gebote stünde, wo schon ein größerer Andrang von Reisenden seyn möchte.

Unseres lieben Bruders Befinden hat sich seit meiner Ankunft merklich gebessert. Er hat zwar zu mir auch noch nicht eine einzige Sylbe gesprochen; sein Antlitz verräth aber Liebe und Vertrauen zu mir.

Am 1. Mai ging Niembsch mit seinem Wärter, wie dieser mir erzählte, im Garten spazieren und traf da auf einen Rasenfleck, ganz blau von Veilchen. Niembsch kniete nieder dazu, pflückte, lauschte dabei dem Gesange der Vögel, und zum Himmel emporblickend, rief er endlich ganz selig aus: „Es wird Himmel!" „„Das rührte mich so,"" sagte mir der gute Sachsenheimer, „„daß ich schier hätte greine (weinen) müsse."" Gott sey Dank, bei solchem Gefühlsausbruche kann sich doch wohl noch kein Stumpfsinn festgenistet haben. Wir wollen also doch noch hoffen. Bei Gott ist Alles möglich.

Halb 12 Uhr. Um halb 11 Uhr ging ich zu Niembsch. Des eben unpäßlichen Wärters Sachsenheimer Stellvertreter meldete: Niembsch hätte einen guten Tag; er spräche wohl zwar auf, sey aber recht heiter. Als mir ein Stuhl zu seinem Bette gebracht worden war, sprach er sein erstes Wort zu mir: „Setze Dich, lieber Bruder!" Dann fuhr er aber sogleich in seinem milden Irrgespräche wieder fort. Es kamen auch wohl einige selbstgeschaffene, fremdtönende Worte darin vor, das meiste war aber doch deutsch. Einmal sprach er: „Mein Bruder Schurz!" und er küßte mir die Hand, wie ich es ihm gewöhnlich thue; ja er bot mir sogar den Mund, und wir küßten uns herzlich. Nach etwa einer kleinen Viertelstunde trat auch der einstweilige Wärter wieder ein, und nun durfte auch dieser Niembsch küssen.

Ich stieg hierauf zu Sachsenheimer empor. Er liegt im Bett, das

Gesicht roth und die Augen etwas trübe; des Morgens hat er einen großen Schwindel gefühlt, so daß er umzusinken besorgte. Abends möchte er wieder gerne schon aufstehen. Ich ermahnte ihn aber, sich lieber länger zu schonen, damit er nicht übler würde. Uebrigens sollte er getrost seyn, ich würde nie ohne ihn abreisen.

Schurz an Therese.

Winnenden, Sonntag den 9. Mai 1847.

Gestern Morgens erhielt ich in Stuttgart, wohin ich wieder Donnerstag den 6. in der Frühe gegangen war, um die Anstalten zu unseres Bruders Heimführung zu beendigen, nachstehenden Brief von Dr. Zeller.

Winnenden, 7. Mai 1847.

Sachsenheimer klagt heute aufs neue in einer Weise, daß ich es für gänzlich gewagt hielte, wenn er Montag schon reisen sollte. Sie müssen sich den kleinen Verzug schon gefallen lassen.

Der schändliche Artikel in der Allgemeinen Zeitung hat mich wahrhaft empört und ist mir eines der peinlichsten dienstlichen Vorkommnisse, das ich erlebt. Ich wollte zuerst augenblicklich eine Erklärung dagegen einrücken, wußte aber doch nicht, was Sie zu thun gesonnen sind.

Ich beendigte in Stuttgart alle Anstalten und kehrte gestern Abends hieher zurück, um bis zur Abreise nach Wien hier zu verweilen. Zeller war verreiset und kommt erst heute Abend wieder. Sachsenheimer war Freitags ziemlich unwohl gewesen und mußte mediciniren; ich traf ihn aber doch schon besser und außer Bett, allein noch matt. Heute sieht er schon ganz leidlich wieder aus und ich hoffe, daß wir anstatt morgen doch wohl nächsten Mittwoch den 12. werden aufbrechen können. Dann würden wir Sonntags den 15. Abends in Nußdorf anlangen.

Das Skandal in der Allgemeinen Zeitung vom 4. d. M. Z. 124 wird Euch wohl etwas untereinander gerüttelt haben. Mich nicht. Ich

fühlte, was ich freilich schon öfter zu erfahren Gelegenheit hatte, daß ich etwas Mann bin. Ich las es ganz ruhig in meinem krystallnen Bewußtseyn, wenn auch natürlich nicht gleichgültig, und augenblicklich war mir klar, was zu thun sey, und ich war entschlossen, nöthigenfalls auch das Leben für die Ehre, die Seelenluft des Mannes einzusetzen. Nur wer das Aeußerste auch nicht scheut, vermag kräftig zu handeln. Ich arbeitete sogleich nach beendigter Lesung des Artikels, auf welchen ich von Baron Kübeck aufmerksam gemacht worden war, bis Mitternacht meine Erwiederung aus (ich lege sie bei), während die fröhlichen Töne einer Hochzeitmusik aus dem nahen Gasthaussaale zu mir herüberschollen; bei Anbruch des Tages schrieb ich sie ab, ging um 7 Uhr zu Dr. Schott und las sie ihm zu seiner vollen Befriedigung vor, worauf er eine Abschrift davon machen ließ, die ich unterzeichnete und die er sodann an seinen Freund, den Hauptredakteur der Allgemeinen Zeitung, Dr. Kolb, nach Augsburg zur Einrückung sandte. Nähme Kolb, aber er muß wohl, dieselbe nicht auf, so kommt sie durch Schott in ein Stuttgarter Blatt (den Schwäbischen Merkur) und in ein norddeutsches (in eines zu Bremen).

Cotta ist in Verzweiflung darüber, daß der Schmachauftritt in seinem Blatte vorfiel. Er und Reinbeck gaben ebenfalls eine schützende Erklärung in die Allgemeine Zeitung (siehe Nr. 129).

Nachmittags. Als ich eben den Brief durchlesen und zuschließen wollte (um 11 Uhr) ließ mir Sachsenheimer sagen, er gehe mit Niembsch im Garten spazieren. Ich eilte sogleich hin. Franz hatte ein Blumensträußlein in Händen und sammelte dann und wann noch Veilchen und Anderes dazu, bewunderte reichblühende Bäume, sprach aber auch manches wälsche Zeug. Er hatte den Zigeunerrock an. In einem offenen Pavillon sangen Sänger, z. B. etwa:

Alle Lüfte wehen lauer,
Hauchen uns mit Düften an,
Alles fühlet Wonneschauer,
Was nur immer fühlen kann.

Franz brummte im Baß, aber etwas unharmonisch, darein, lachte wohl auch ein bischen dazu; kein Wonneschauer jedoch durchhauchte ihn. Vielleicht

kommt bald wieder eine Aufregung; besser immer, als erstickend faule sumpfige Stille.

Ein Narr sagte zu mir: „Wollen Sie denn Lenau uns entführen? Hier würde er genesen. Zeller ist der Mann dazu.“ Er folgte uns eine gute Strecke und fragte später Niembsch selbst: „Gehen Sie denn gerne nach Wien?“ „„Yes!““ antwortete Niembsch. Niembschens Haar bekommt schon hie und da wieder einen Silberblick, das Gesicht ist gefurcht, das Auge liegt oft tief. Wer ihn zum erstenmal, noch unvertraut mit Wahnsinn, ersieht, nehme sich in Acht, daß er nicht zu sehr erschrecke!

Der skandalöse Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 4. Mai 1847, Z. 124 ließ sich folgendermaßen aus:

XX Stuttgart, 1. Mai. Ich habe Ihnen die betrübende Nachricht mitzutheilen, daß wider das bisherige allgemeine Erwarten die Abführung Lenau's nach Wien nun dennoch stattfinden wird. Einer der Verwandten des unglücklichen Dichters ist vorgestern eingetroffen, um im Namen der Familienvormundschaft die Auslieferung Lenau's zu fordern, welche binnen der nächsten Tage erfolgen wird. Der Beweggrund zu diesem Schritte ist kein anderer, als die Rücksicht auf die einstige Verlassenschaft des Kranken, den man im Wiener Narrenthurme wohlfeiler erhalten kann, als in der vortrefflichen Heilanstalt, in welcher er sich hier befindet. Zur weiteren Charakteristik dieses verwandtschaftlichen Verfahrens darf man nur hinzufügen, daß Lenau in lichten Augenblicken von jeher mit Entsetzen von der Möglichkeit des Wechsels gesprochen hat, der ihm jetzt bevorsteht. Sein dichterischer Genius ist es, dem Lenau die Vergrößerung seines Elends verdankt. Hätte ihn seine Poesie nicht zum Besitzer eines kleinen Vermögens gemacht, so würde ihn das Pflichtgefühl der Vettern und Schwäger sicherlich in Winnenthal dem ruhigen Verlaufe seines Schicksals überlassen haben. Aber Lenau hat 20,000 fl. zu vererben, und darum muß er in den Narrenthurm.

Hiezu machte die Redaktion der Allgemeinen Zeitung die Anmerkung:

„Wir geben Obiges, wie es uns zugekommen, hoffen aber zuversichtlich, daß die Verwandten des unglücklichen Niembsch nicht in der angegebenen Weise mit ihm verfahren, nicht einen ewigen Vorwurf auf sich ziehen werden. Auch die vielen, zum Theile einflußreichen Freunde, welche Niembsch in Wien und in fast allen Theilen der österreichischen Monarchie zählt, würden nicht dulden, daß er aus der freundlichen, wohlwollenden Umgebung, die er bis jetzt hatte, und die seine wenigen lichten Augenblicke noch mit einem Schimmer des Trostes umgab, in einen Ort der Trostlosigkeit und des Grauens gebracht werde. Das kann und darf nicht seyn. Die öffentliche Stimme Deutschlands würde keine Woche vorübergehen lassen, ohne darüber Klage und Anklage zu erheben. Die Asche des Todten ist heilig, wie vielmehr der Leib, in dessen gestörten Lebensgängen die Seele noch irrt, sehnsüchtig den Ausgang suchend. Nein, nein, der darf nicht in den Narrenthurm! Ist im Oriente der Unglückliche, den der Finger Gottes berührt, ein Gegenstand der Verehrung, so werden die Deutschen im neunzehnten Jahrhundert einen ihrer ersten Dichter, einen ihrer edelsten Charaktere, auch in seinem Leiden nicht vergessen."

Meine Reclamation hiegegen (sie ward in der Allgemeinen Zeitung Z. 131, am 11. Mai gebracht) lautete folgendermaßen:

Stuttgart, den 6. Mai 1847.

Heute bei meiner Zurückkunft von Winnenden bekam ich den Schmähartikel auf die Verwandten Lenau's in der Allgemeinen Zeitung von vorgestern zu lesen. Die Redaktion war zwar in einer Anmerkung dazu so gütig, zuversichtlich zu hoffen, daß Lenau's Verwandte nicht in der angegebenen Weise mit ihm verfahren würden, erlaubte sich aber zugleich dennoch mit allzueilig erhobenem Finger in einer Art zu verwarnen, als wäre sie eher von der entgegengesetzten Zuversicht erfüllt. Ich, Anton Schurz, des edlen Lenau's Schwestermann, erwarte von ihr — die die so arge Anschuldigung gab, wie sie ihr zugekommen — sie werde es mit meiner Erläuterung (nicht zur Vertheidigung gegen den unwürdigen Ehrenbanditen hinter seinem finsteren Busche, sondern zur vollen Beruhigung der zahllosen Verehrer Lenau's) genau ebenso halten.

Nicht im Auftrage einer nicht existirenden Familien-Vormundschaft, sondern mit gesetzlicher, von dem k. k. niederösterreichischen Landrechte als Kuratelbehörde genehmigter Vollmacht des für Lenau gerichtlich bestellten Kurators Dr. Alexander Bach in Wien, bin ich zur Heimführung Lenau's hier eingetroffen, nicht aber um dessen Auslieferung zu fordern, da er weder ein Gefangener noch ein Verbrecher ist. Dieser Vorgang kann nicht einmal gegen das allgemeine Erwarten der Württemberger seyn, deren sehr viele wissen mußten, daß es außer der Winnenthaler denn doch auch noch andere vortreffliche Heilanstalten mit freundlicher, wohlwollender Umgebung in der weiten Welt gebe. Sollte ferner Oesterreich seinen großen Dichter nach dritthalbjährigem, schmerzlichen und fruchtlosen Vermissen nicht endlich auch einmal in seine eigenen Arme nehmen und versuchen dürfen, dem Geliebten wo noch möglich die ersehnte Genesung zu verschaffen? Nein, nicht dieß, sondern vielmehr die Unterlassung dessen müßte befremden. Lenau geht auch nicht mit Entsetzen nach Wien, sondern, wie ich dieser Tage aus Hofrath Zellers eigenem Munde vernahm, er freut sich sogar darauf, was in seiner herabgesunkenen Lage sehr viel ist. Uebrigens geht er auch nicht in den Wiener Narrenthurm (wovon der verschimmelte, bei uns von keinem Gebildeten mehr gebrauchte Popanzname, wie an so manchem, das Schlimmste ist), sondern in die sehr geachtete Privat-Irrenanstalt zu Döbling nächst Wien. Diese befindet sich in einem von einem großen Parke umgebenen palastähnlichen Gebäude in der gesundesten und reizendsten Lage, auf einer Anhöhe, von wo man die stolze Donau, den ganzen Halbkreis der so schönen Wiener Berge, die riesige, von zahllosen Ortschaften umwimmelte Kaiserstadt und das berühmte, meilenweite Schlachtfeld, dessen glorreicher, auch von Lenau gefeierter Held, leider vor wenigen Tagen verschied, bis an die Marken Ungarns und Mährens überblickt. Dr. Görgen, der Inhaber dieser von seinem Vater bereits vor vielen Jahren gegründeten Anstalt, ist eben sowohl praktischer Arzt, als auch ein persönlicher alter Freund und Verehrer Lenau's, und die Mutter Dr. Görgens, eine sehr würdige Dame, ist in ganz Wien wegen ihrer ausgezeichneten Umgangsgabe mit Geisteskranken völlig berühmt, so wie auch der Hülfsarzt, Dr. Benesch, bereits durch Jahre in diesem Hause seinem Berufe mit bestem Eifer und Erfolge

sich widmet. Ueberdieß ist es hier auch jedem Kranken frei gestellt, wenn er ein specielles Vertrauen zu einem der Hunderte von Wiener Aerzten hegt, sich von diesem behandeln zu lassen. Wer wollte behaupten, daß darunter nicht der Tüchtigsten zu finden wären? Hofrath Zeller selbst nannte mir gütig den Vorsteher des Armen- und Krankenhauses zu Ypps an der Donau, Dr. Spurzheim, der wohl häufig nach Wien kommt, als ausgezeichneten Irrenarzt. Endlich findet man hier nur Kranke aus der Elite der Gesellschaft und nicht allzu viele, daher ihnen auch der Aufenthalt viel minder unbehaglich wird, als dieß in einer großen allgemeinen Staats-Heilanstalt leicht der Fall seyn kann.

Wenn in einem für die Pfleglinge so splendiden Institute wie das zu Döbling, der Unterhalt nicht sehr bedeutend mehr als in dem weit schlichteren Winnenthal kostet, so kann dieß nur in der edelmüthigen Freundschaft seines Besitzers beruhen; augenscheinlich aber ist, daß die vom scham- und gewissenlosen Vermummten ohne weiters zu Verlassenschafts-Harpyen gestempelten Verwandten Lenau's dessen Versetzung dahin unmöglich aus Ersparungsrücksichten, sondern nur aus edleren, menschlicheren und triftigen Gründen wünschen konnten. Endlich ist ja auch die Regelung der Auslagen für Lenau und die Gebarung mit seinem Vermögen gar nicht einmal Sache seiner unverantwortlich und ganz ins Blaue hinein gelästerten ehrlichen Verwandten, sondern liegt ausschließlich nur in den Händen eines freundschaftlichen, hochachtbaren und wohlbemittelten, vom Gerichte bestellten Kurators, und des hochlöblichen k. k. niederösterreichischen Landrechtes, als gesetzlicher Kuratelbehörde.

Anton Xaver Schurz, Lenau's Schwestermann.

Der Wärter war nun so weit wieder wohl, und Niembsch ebenfalls so leidlich, daß man die Reise Mittwoch den 12. Mai bestimmt antreten zu können hoffen durfte. Als ich am Vorabende den zu bepackenden Reisewagen mir nochmal genau beschaute, und dabei einen Blick durch das offene Thürchen in dessen Inneres warf, sah ich jenen Irren darin sitzen, welcher neulich Niembsch von der Wegreise so eifrig abgemahnt hatte. Obwohl ich ihn bat, doch nur sitzen zu bleiben, stieg er doch aus, um mit mir wieder ein Gespräch anzuknüpfen. Heute war er viel weniger

gegen die Abreise als früher; er wußte auch schon, daß Niembsch ebenfalls wieder in eine gute Anstalt kommen würde, und fand es jetzt ganz in der Ordnung, daß dessen Verwandte und die Oesterreicher den befreundeten und verehrten Dichter zu sich nähmen. Wir schieden unter Handreichung und gegenseitigen guten Wünschen.

Am Abende des 11. um 8 Uhr wurde zu Winnenden der Jahrmarkt unter großem Gefolge eingetrommelt. Um 3/4 9 Uhr begann es heftig zu blitzen und der Himmel trommelte ebenfalls ein. Welchen Einfluß wohl das Gewitter auf den theuren Kranken äußerte, und wie, wenn es uns schon auf dem Wege erreicht hätte? Darauf fruchtbarer, kühlender Regen. Das Gewitter zog sich durch einen großen Theil der Nacht herum, um 2 Uhr äußerte es sich am stärksten. Dieß nächtliche Gewitter war ein würdiger Abschied des schwäbischen Himmels von Lenau. Blitz, Donner, Sturm und Regen; furchtbar und fruchtbar, wild und mild; der Morgen darauf blau und lau.

Niembsch ist angezogen, er hat wieder seinen Zigeunerrock um; auf die Ankündigung, daß nun gereist werden soll, hat er einstimmend genickt. Er war besonders gesammelt und heiter, und nahm recht lieb und artig Abschied, und zwar sogar kurz dankend, von seinem Freunde Zeller, der ihn mit Wehmuth scheiden sah. Es war um 7 Uhr früh. Das Wetterglas stand über Veränderlich gegen Schön. Das lebhafte Marktgewimmel machte ihn etwas stutzen. Als wir im Freien waren, — wir fuhren den nächsten Weg gegen Regensburg, also nach Schorndorf und nicht nach Stuttgart —, wurde das auf seiner Seite mit Bindfäden zugebundene Wagenfenster durch Aufschneiden freigemacht und eröffnet. Nach einer Weile Fahren äußerte er einigemal kurzes, furchtsam scheues Verlangen nach Umkehr; als wir jedoch einmal ordentlich bergab fuhren, nicht mehr. Wir hatten ihm Aussteigen in Schorndorf versprochen. Das geschah denn auch dort. Er trat ins Vorhaus der Posthalterei, wie er aber darin Menschen gewahrte, kehrte er rasch um und gerieth durch eine Nebenthür in den Pferdestall, woraus er sich ebenfalls gleich wieder entfernte. „Der Ort ist frei!" rief er (man kann hingehen, wohin man will). So eben kam die von mir im Gasthof gegenüber bestellte saure Milch, wovon er etwas genoß.

In Aalen machten wir Mittag. Niembsch ging im oberen Stockwerke des Gasthofes, worin wir abgetreten, unablässig aus einem Zimmer ins andere, auch ins Vorhaus. Im Vorbeigehen nahm er einem der wenigen Gäste seinen Stock aus der Ofenecke. Der zeigte mir es an, ich vertröstete ihn, er würde ihn schon wieder bekommen, nur bäte ich um einige Geduld. Der Wärter folgte Niembsch Schritt vor Schritt und wollte ihm ein paarmal das Weiterschreiten wehren. Da rang Niembsch mit ihm und stöhnte zornig wie ein gereizter Tiger. Darob fragte mich jener Gast, dem ich inzwischen den vom Wärter wiedergewonnenen Stock zurückgestellt hatte: „Ist es denn wirklich hier . . .?" und er wies auf seine eigene Stirne und vollendete nicht. „„Etwas!"" war meine eben so kurze Antwort. Die Küchenmägde kicherten über den Umherzug und steckten die Köpfe zusammen.

Essen und Trinken schmeckte ihm ziemlich. Beim Wiedereinsitzen hatten wir unsere liebe Noth. Er stieg, bevor wir ihn, halb mit süßen Worten, halb mit nöthigenden Händen, in den harrenden Wagen brachten, einigemale ganz ernstfeierlich in seinem braunen, rothbeschnürten, ungarischen Rock den Stadtplatz auf und ab, den Sachsenheimer hinter sich drein, was einen kleinen Auflauf veranlaßte. Wir bestimmten deßhalb, ihn womöglich bis Regensburg gar nicht mehr aussteigen zu machen. Wie im Fluge ging es vorwärts in Folge des doppelten Trinkgeldes, das ich den Postknechten gab. Bei einbrechender Nacht, — es war bereits im Lande Bayern, das da Lenau eben so majestätisch bewillkommte, wie Schwaben ihn entlassen hatte —, fuhren wir von einem Postorte unter Sturm, Regen, Donner und Blitz ab. Zu meiner Verwunderung wirkte das übrigens auch nur kurze Gewitter eben nicht merkbar auf Niembsch, der sich überhaupt im Wagen gut und ruhig verhielt und viel schlief. Zu Neuburg, oder war es in Ingolstadt, wurde Kaffee im Wagen gefrühstückt. Uebrigens waren wir auch mit süßem Gebäck wohl versehen, wovon er öfter genoß. Donnerstag den 13. Mai, am Christi Himmelfahrttage, kamen wir bald nach Mittag gegen Regensburg. Es war schon höchste Zeit dazu. Die schnelle unausgesetzte Reise durch 30 Stunden konnte an und für sich schon nicht ohne aufregenden Einfluß bleiben. Ein Ausbruch wäre übrigens auch bei langsamer abgesetzter Fahrt kaum ausgeblieben; man mußte nur thunlichst

trachten, Regensburg zu erreichen, um solchen dort abwarten oder im günstigen Falle des Ausbleibens Niembsch einer längeren Erholungsruhe genießen lassen zu können. Aber schon eine Stunde vor Regensburg begann der Kranke unruhig zu werden, und den gegenübersitzenden Wärter bisweilen zu schlagen. Zu Regensburg traten wir im Gasthofe am Dampfschiff-Landungsplatze ab, und wir brachten den Leidenden in das abgelegenste Zimmer des ersten Stockwerks. Er bedurfte gereinigt zu werden. Als der Wärter ihn abwusch, fing er am ganzen Leibe heftig zu zittern an und rief entsetzt: „Ich versinke im Meer.“ Nur mit Mühe konnte ich, der ihn fest umschlungen hielt, ihn beschwichtigen. Darauf brachten wir ihn rasch zu Bette. Er verhielt sich nun ruhig und schien einschlafen zu wollen. Ich benützte die Pause zur Schlichtung zweier Geschäfte. Gerade unter unserem Zimmer war die Dampfschifffahrt-Amtsstube, wohin ich eilte, um den Schiffspavillon, das Zimmerchen unterm Verdeck vorne am Schiffschnabel für morgen zu miethen; dann ging ich auf das königliche Hauptpostamt in die Stadt, um wegen Rückführung unseres Wagens über Ulm nach Stuttgart zu verhandeln, was einige Zeit wegnahm und doch fruchtlos blieb, weil es, wie es hieß, durchaus gegen die bayerische Postordnung wäre. Späterhin tröstete mich ein Jemand, ich möchte den Wagen nur bei ihm in Regensburg lassen, er werde ihn bald zu Schiffe nach Ulm bringen lassen, was nur wenig kostete, etwa 3—4 fl. R. W. Leider fiel aber die Sache ganz anders aus. Der Wagen kam erst gegen Ende Mai nach Ulm, und anstatt 4 fl. rechnete man jedoch das Zwanzigfache, nämlich volle achtzig Gulden an. Es ist immerhin traurig, daß sogar eines so allgemein Verehrten Unglück offenbar ausgebeutet zu werden vermochte. Von Ulm nach Stuttgart wurde dagegen der Wagen ohne geringste Anrechnung durch die württembergischen Posthalter zurückbefördert. So bewies sich Württemberg auch hier als zweites Vaterland Lenau's. Vorzüglichen und vielfachen Dank glaube ich dafür dem königlichen Ober-Poststallmeister Megerlin in Stuttgart zu schulden, welcher sich der Lenau'schen Reise überhaupt durch Rath und That warm annahm.

Als ich ins Gasthaus zurückkam, war oben der Sturm schon ausgebrochen. Niembsch war in eine große Aufregung verfallen, hatte Stühle zerschlagen, und der Wärter hatte ihm mit Hülfe des Hausknechts die

mitgenommene Zwangsjacke anlegen müssen. Der Schiffskapitän im Zimmer unterhalb, vom Geschrei des Tobenden erschreckt, hatte Einsprache gegen desselben morgige Mitnahme erhoben, ungeachtet die Fahrtgebühren bereits berichtigt worden waren. Nur durch persönliche gütige Verwendung des Dampfschiff-Amtsdirektors, Herrn Grafen Reigersberg, unmittelbar beim Herrn Regierungspräsidenten selbst ward dieselbe auf unsere Versicherung hin, daß bis zur Abfahrt des Schiffes ohne Zweifel der Ausbruch vorüber und die Ruhe der Abspannung eingetreten seyn würde, neuerdings zugestanden. Aber der Anfall war dießmal unter den ungewöhnlichen Umständen auch ein ungewöhnlich langer. Der Unglückliche, im Bette regungslos liegend, schrie aus voller Lunge jetzt (der nebenwohnende Reisende mußte darob sein Zimmer verlassen, für welches ich gern die Miethe zu leisten mich erklärte), dann weinte und wimmerte er herzbrechend, dann wieder ging er in schallendes, ausgelassenes Gelächter über, sodann stieß er im entsetzlichen Rausche des thierischen Blutfiebers wilde Gotteslästerungen und garstige Zoten aus. So ging's fort und fort in beständigem Kreislaufe herum.

Der Wächter war gegen Mitternacht eingeschlafen; ich schloß kein Auge. Was war jetzt zu thun? Etwa einen Arzt rufen und eine Heilung beginnen lassen, wie der Gastwirth angerathen? Raserei ist kein leichtes Stäubchen, so der Arzt mit Einem Hauche von der flachen Hand wegzublasen vermag. Was für den Augenblick anwendbar war, hatte ohnehin der wohlunterrichtete, erfahrene Wärter mitbekommen und in der That auch schon angewandt. Andererseits wollte und durfte ich den Kranken nicht zu Schiffe bringen, wenn er bis 3 Uhr Morgens, da solches bedingtermaßen noch vor Tagesanbruch geschehen sollte, nicht schon ausgetobt haben würde. Unterblieb aber die Abfahrt heute, so fuhr das nächste Schiff erst am dritten Tage, und es war überdieß noch der „Ludwig" ohne Sondergemach, und daher ganz unbrauchbar für uns; wir hätten also sogar noch zwei Tage länger auf die Stadt Regensburg zuwarten müssen. Ich ging darum beständig mit mir zu Rathe, wie alsdann die beschwerliche und gefährliche Reise zu Lande fortzusetzen wäre? Da schlug's schon Dreiviertel auf 3 Uhr, und siehe da, plötzlich ward der Kranke still und schlief ein. Seine Kraft war erschöpft. Jetzt stand mein Entschluß rasch

fest. Nach einigen Minuten weckte ich den Wärter, wir kleideten den Leidenden an, obschon er wieder etwas heftig ward, und mit Hand und Fuß zappelnd sich sträubte, und führten den sich immer Zurücklehnenden ins Schiffs-Unterkämmerchen, dessen Bett ihn aufnahm, worin er dann bald sich ziemlich beruhigte.

Die Fahrt nach Linz lief glücklich ab. Er schlief zum Theil oder verharrte doch still, so daß man oben gar nicht merken mochte, es wäre ein Tobsüchtiger im Schiffe. Nur einmal, ich glaube bei Deggendorf, richtete Niembsch sich auf und blickte durch die runden Schiffsfensterchen in die vorüberfliegende schöne Gegend hinaus. Als ihm da aus weiter Ferne die blauen Berge des bayerischen Waldes entgegentraten, rief er freudig: „Hochgebirg? — Wirklich? — — Eine Wiese? — Eine grüne Wiese! — Niems (so nannte er gewöhnlich seinen Namen in der Krankheit) hüpft darauf. — Das ist eine Eiche, hohe Eiche." Er lehrte sich gleichsam selbst die entfremdeten Gegenstände wieder kennen. In einer nahen Au des Ufers weideten Kühe; da rief er entzückt: „Hirsche! Schöne Hirsche!" Gleich darauf aber stöhnte er entsetzt: „Dort tragen sie eine Leiche." Wir mußten nur schnell die Vorhänge zuziehen, ihn sanft niederdrücken und beschwichtigen. In Linz brachte uns der Wagen des Wirthes „zur goldenen Kanone" in sein für uns gastfreundliches Haus, wo wir alle trefflich übernachteten. Auch Niembsch schlief überaus köstlich. Welch ein willkommener Abstich gegen die vorige Nacht!

Dem bayerischen, uns zuerst feindlichen, dann aber freundlichen Schiffskapitän, welcher sehr gefällig sein eigenes Bett zwischen Regensburg und Linz Niembsch zur Benützung überlassen hatte, verehrte ich dafür zum Angedenken jenes Exemplar von Faust, das Niembsch zu Winnenthal selbst gebraucht.

Die Fahrt endlich von Linz nach Wien verlief am Samstag den 15. Mai 1847 ebenfalls ohne allen Anstand. Wir hatten ein Gemach auf dem Verdeck inne, worin Niembsch nur durch dünne Bretter von der übrigen zahlreichen Gesellschaft getrennt war, und gleichwohl hatte kein Ununterrichteter auch nur eine Ahnung von seiner Gegenwart, so sehr ruhig verhielt er sich. Im Ganzen war also unsere gewagte Reise eine recht glückliche. Ich erinnere mich ihrer als der vielleicht wichtigsten

Handlung meines ganzen Lebens mit Befriedigung und Stolz. Ja, stolz bin ich darauf, dem geliebten Oesterreich seinen größten Neudichter heimgebracht zu haben.

So stieg denn vom Dampfschiffe Sophie am Sophientage, dem Namenstage seiner geliebtesten Freundin, Nachmittags um 4 Uhr zu Nußdorf der Langverbannte, ein geistiger Odysseus, aus kaum erkannte, heimische Ufer, von seiner abwärtsstehenden, durch ihre Töchter von ihm fast nicht zurückzuhaltenden, treuen Schwester Therese mit rinnenden Zähren bewillkommt, und eine halbe Stunde darauf war er nun denn doch dort, wohin er früher einmal durchaus nicht gewollt, in der Irrenanstalt seines Freundes Görgen zu Oberdöbling. Vor Jahren war er nämlich einmal mit diesem dahin gefahren, wollte aber mit ihm, trotz dessen Einladung, nicht ins Haus. „Nein, nein, durchaus nicht!" sprach er kopfschüttelnd, „Ihr kriegt mich vielleicht ohnedieß einst noch früh genug hinein!"

Ueber den Aufenthalt Lenau's in Döbling habe ich von den Besuchen her, die ich ihm dort, gewöhnlich in jeder Woche einen, abstattete, einige Aufschreibungen, wovon ich das Wesentlichere mittheilen will.

Sein Winnenthaler Wärter, der wackere Sachsenheimer, entschloß sich schon nach einigen Tagen wieder heimzukehren. In Döbling ist es Hausordnung, daß ein Kranker nicht einen eigenen ausschließlichen Wärter bekomme, sondern es sind dieser ziemlich viele, die in der Regel täglich wechseln, so daß jeder Kranke Tag für Tag von einem andern Wärter bedient wird, bis er nach Verlauf einer Woche immer den ersten Wärter wiedererhält. Hierein hätte sich Sachsenheimer, der nur allein immer gerne um Niembsch geblieben wäre, nur schwer finden können. Und darum schied er lieber gleich. Kurator Bach gab ihm aus den Lenauischen Freundschaftsgeldern zu seiner vollen Zufriedenheit ein ansehnliches Geschenk, wovon er nur einen geringen Theil auf seine Heimreise verwendet haben dürfte. Am 30. Mai Morgens war er schon wieder in Winnenthal, wo ihm Hofrath Zeller sogleich eine Stelle bei einem unlängst angelangten russischen Baron bot, der ihn und den er bald recht lieb gewann. Aber ein Niembsch war das doch nicht!

Sachsenheimer wurde später vom Direktor der Irrenanstalt zu Sankt Pirnimsberg im Kanton St. Gallen in der Schweiz, Dr. Ellinger, dem

ehemaligen Hülfsarzt zu Winnenthal, als Oberwärter dorthin berufen, wo er sich wohl noch befindet.

Niembsch wurde anfangs zu Döbling von mehreren seiner Freunde besucht. Zum Theil schien er sie zu erkennen, zum Theil auch nicht. Sonderbar ist, daß er beim Anblick seiner Freunde Ludwig und Moritz v. Dürfeld, mit denen er doch, besonders mit dem ersten, sehr vertraut gewesen war, ganz unempfindlich und stumm blieb; dagegen aber, als er zugleich den dritten Dürfeld, einen Jägerofficier, mit dem er nur selten zusammen gewesen, erblickte, alsbald — obschon derselbe bürgerliche Kleider trug — ausrief: „Ah, der Jäger!"

Als man ihm in den ersteren Tagen erzählte: „Erzherzog Karl wäre gestorben," sprach er: „Erzherzog Karl stirbt nicht!"

Einige Zeit nach seiner Ankunft wurden Besprechungen über seinen Zustand gehalten, die erste in Döbling am 15. Juni von den Aerzten Freiherrn v. Feuchtersleben, Roman Seligmann, Ludwig Rigler und Görgen, im Beiseyn des Kurators Dr. Bach, des Dichters Frankl, des Tonsetzers Dessauer und endlich meiner; die zweite sodann in Wien am 5. Juli bei Bach, ohne Görgen, der damals krank darniederlag. Ueber diese letztere Berathung las man in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 19. Juli 1847, Z. 200.

♀ Oesterreich. Wien, 15. Juli. Die große Theilnahme, die das traurige Geschick des unglücklichen Dichters Lenau in der Brust jedes gebildeten Deutschen weckt, und die liebevolle Aufmerksamkeit, die Ihr Blatt ihm fortgesetzt widmet, veranlaßt mich, Ihnen ein Näheres mitzutheilen, wie es aus der vor einigen Tagen stattgehabten ärztlichen Berathung hervorgeht. Der Kurator des Kranken, Herr Dr. Alexander Bach, vereinigte die renommirtesten Aerzte unserer Residenz, den k. k. Regierungsrath und Leibarzt Sr. Majestät des Kaisers, Seeburger, den Dekan der medicinischen Fakultät, Dr. Freiherrn v. Feuchtersleben, den Docenten der Geschichte der Medicin, Dr. R. Seligmann, den kaiserlichen Rath und Professor Dr. Schroff, den kaiserlichen Feldarzt Dr. Rigler, zu einem Consilium, das an dem Kranken in überwiegender Diagnose ein organisches Gehirnleiden erkannte, welches nach jetzt zum erstenmal, wohl auch nur in Wien, wo Lenau den größten Theil seines Lebens zubrachte,

möglichen, genau zusammengestellten Berichten, die Zeichen eines körperlichen Leidens bedeutend früher auftreten läßt, bevor eine psychische Alteration sich bemerkbar machte, und bevor verschiedene innere und äußere Einflüsse hinzukamen, denen man eine so traurige Wirkung beimessen muß. Die Prognose der Aerzte lautet höchst traurig, und die Therapie beschränkt sich auf ein entschiedenes Abweisen irgend einer heftig einwirkenden Methode. Das Verhalten des Kranken ist ein ruhiges; sehr heitere Stimmung wechselt mit tiefer Versunkenheit ab. Musik, wiewohl er selbst die ihm mitgetheilte Violine und Guitarre abweist, übt einen sichtlich wohlthätigen Einfluß auf ihn, und man kann ihn da singend einfallen hören; wenn sie stürmisch wird, sagt er wohl auch: „Nur leise!" Sein Aussehen ist kräftig vegetirend; reinlich gekleidet, mit einer dampfenden Cigarre empfängt er gern Besuche von Freunden in dem schönen Garten der Anstalt des Dr. Görgen in Döbling, das nur eine Viertelstunde von Wien entfernt und heiter gelegen ist. Die Freunde, die ihn häufig besuchen, sind nicht immer sicher, daß er sie erkennt, vorzüglich, wenn er, wie an manchen Tagen, nur unartikulirte Laute ausstößt.

Auf dem Heimwege von der ersten Berathung hatte mir mein Vetter, der kaiserliche Oberfeldarzt und damals Chefarzt des Wiener Militärspitals, Ludwig Rigler, erzählt, daß er früher in einer von ihm errichteten und geleiteten Kaltwasser-Heilanstalt bei Innsbruck in Tyrol auch Irrsinnige recht glücklich mit kalten Sturzbädern behandelt habe, und beigefügt auf mein Befragen, daß solche möglicherweise auch noch bei Niembsch von Erfolg seyn könnten. Ich machte daher dießfalls eine Anregung bei der zweiten Berathung mit dem Erachten, daß, da Niembsch ohnedieß schon verloren gegeben würde, man immerhin auch noch dieß äußerste Mittel zu versuchen wagen sollte. Allein alle Stimmen der übrigen Herrn Kunstmänner vereinigten sich dahin, daß man bei dem überaus wasserscheuen, kaum mit einem feuchten Schwamme berührbaren Kranken dadurch leicht die gewaltigsten Aufregungen, ja seinen augenblicklichen Tod veranlassen könnte, weßhalb sie sich entschieden dagegen aussprechen müßten. Da auch der Herr Kurator dieser Ansicht beipflichtete, mußte ich selbstverständlich von meinem Antrage abstehen. Dieß strenge Mittel hätte auch,

wie ich nunmehr glaube, bei der schon so weit vorgeschrittenen Krankheit höchst wahrscheinlich nicht gefruchtet, und der arme Niembsch ist durch dessen Unterlassung wohl nur noch größeren Aufregungen und Schmerzen entgangen.

Er bewohnte zwei hübsche, gemalte und getäfelte Zimmer im ersten Stockwerke, zunächst an der Hauptstiege rechts, mit der Aussicht in die Berge nach West und Nord.

Am 6. Juli 1847 Abends ging ich mit ihm auf dieser Stiege, deren Geländer mit Büsten von Weltweisen, Dichtern und Aerzten von Schaller schön verziert ist, in den Billardsaal des zweiten Stockes hinauf. Einmal, wie Frankl S. 124 berichtet, machte ihn Görgens Mutter auf diese Büsten aufmerksam: „Sehen Sie, Herr v. Niembsch, dieß ist der Dichter Homer!" „„Ah, Homer! Niembsch ist auch ein großer Dichter."" „Dieß ist Platos Büste" — „„der die dumme Liebe erfunden hat!"" ergänzte er mit schallendem Gelächter. Oben im Billardsaal, der nach Osten und Süden sieht, erfreute sich heute Niembsch des Anblicks der prächtigen Gegend und zumal des aus dem weitergossenen Häusermeere Wiens hochaufragenden, eisenschwarzen Stephansthurms, den er sogleich bei Namen nannte. Die fernen ansehnlichen Gebirge jenseits mit dem langgestreckten Anninger bei Mödling hieß er: „Hochstein," und er sah sie zusehens wachsen und wachsen, gar ungemein. „Das ist Gott!" rief er staunend aus. Dessauer kam und wir gingen wieder hinunter mit Niembsch, in dessen erstem Zimmer ein Flügel stand. Meister Dessauer begann zu spielen darauf, Niembsch aber alsbald so lebhaft dazu zu singen, daß jener rasch aufhören mußte, um ihn nicht allzusehr in Feuer und Flammen zu bringen.

Seine Schwester Therese hatte sich für die Monate Mai bis Juli nicht einmal nach ihrem etwas entlegenen Sommersitze in Weidling, sondern in das nächste Ort bei Döbling, nach Heiligenstatt gezogen, um nur ihrem Bruder nahe zu seyn und ihn öfter besuchen zu können. Als dieß das erstemal geschah, betrachtete er sie sehr lange und freundlich, zuletzt aber kamen über ihre Thränen, die sie nicht zurückzuhalten vermochte, auch ihm Thränen in die Augen. Auch an den in seiner mehr als dritthalbjährigen Abwesenheit weidlich herangewachsenen jungen Nichten schien er Wohlgefallen zu finden.

Sophie erschien fleißig alle vierzehn Tage, obwohl Görgen vorläufig nur Einsicht, nicht Eintritt zu Niembsch gestattete. Sie durfte bloß durch die Spalte der nicht ganz geschlossenen Thür ihn sehen. Späterhin aber trat sie immer ein. Nur das erstemal regte ihn ihr Anblick auf. Auersperg, welcher regelmäßig, so oft er nach Wien kam, bei dem kranken Freunde einzusprechen pflegte, that dieß auch im August 1847 auf seiner Heimreise von Helgoland, ihm Gruß von Häring in Berlin bringend, was ihn erfreute. Niembsch war ziemlich wohl und lud seinen Freund zum Sitzen ein; mir aber bot er am 15. August, was er früher in Döbling noch nie gethan, die Lippe zum Kusse, als ich bei ihm eintrat. Hierauf gingen wir in den Garten, wo er sich in mich einhing. Ich sprach von Auerspergs neulichem Besuche bei ihm. Da frug er mich lebhaft: „Ist sein Sohn bei ihm? Was lehrt er ihn denn?" Da ich ihm keine Auskunft wußte, setzte er noch dringender hinzu: „Ich möchte dieß wissen, es interessirt mich;" worauf ich Erkundigung einzuziehen versprach.

Am 19. August fand ich ihn traurig und still. Er saß im ersten Zimmer gleich an der Thür und lächelte mich sanft an.

Hierauf begehrte er den Schlüssel zum Flügel und Noten. Er suchte nun Accorde zusammen, nicht immer harmonische, mit der linken Hand stets zuerst, als der ungeschickteren, die schwieriger sich zurechtfände. Glaubte er sie endlich beisammen zu haben, so wiederholte er sie mehrmal, mit aufgezogenen Brauen, aber ohne in die Blätter zu blicken, und wichtig, jedoch sanft rufend: „Das ist schön!" Dann blätterte er um und suchte wieder nach neuen Griffen, lange das liebliche, harmlose Spiel fortsetzend, bis er zuletzt, ohne auch nur ein einzigesmal heftig angeschlagen, oder, wie sonst gewöhnlich, darein gesungen zu haben, den Flügel wieder schließen ließ.

Am 7. September 1847 war er merkwürdig besonnen und redselig. Er empfing Benesch überaus freundlich und mit „guten Morgen" und lud ihn zum Sitzen ein. Darauf sprach er:

„Heut' möcht' ich in die Stadt."

„„Zu wem?""

„Zu meiner Schwester."

„„Warum denn?""

„Ich muß ihr ja danken."

„„Wofür?""

„Weil sie mir Zwieback gebracht."

„„Schade nur, daß es eben heute so stark regnet.""

„So?"

„„Sehen Sie nur selbst! Es schüttet ja ordentlich.""

„So muß man es seyn lassen. Aber haben Sie nichts zu lesen?"

„„Was wünschten Sie wohl?""

„Was immer! Geschichtliches."

„„Vielleicht mit Bildern?""

„Wie immer! Aber nur bald!"

Ein so gesundes und langes Gespräch hat Niembsch zu Döbling weder früher noch später mehr gehalten. Benesch ging, verfügte sich aber noch zu einigen leidenden Frauen. Bald erreichte ihn dort ein Bote von Niembsch und mahnte ihn um die Bücher. Benesch brachte ihm nun unverzüglich das Weltpanorama mit Bildern. Allein die gute Zeit war vorüber und mit ihr die Leselust. Er besah zwar etwas die Bilder, legte jedoch das Buch bald hinweg.

Eine oft viertelstundenlange Unterhaltung war für Niembsch, daß er den Tisch vorne mit beiden Händen sehr sacht emporhob, bis derselbe auf den Hinterfüßen in der Schwebe zum Umschnappen sich befand, worauf er ihn eben so behutsam und unhörbar leise wieder niederließ und das Kunststück von neuem begann. Auch die Möbeln im Zimmer rastlos umherzurücken, machte ihm oft viel Zeitvertreib.

Anfangs Oktober 1847 sagte Niembsch, als er wieder zu speisen beginnen sollte, zu Benesch: „Aber heut' ess' ich das letztemal. Das ist schon so fade!"

Am 17. Oktober. Niembsch gefiel es heute wieder am Ruhebett zu schieben und zu heben. Ueber eine Weile faßte er den Lederpolster desselben sehr zart an den Enden mit beiden Händen und erhob ihn höchst feierlich langsam mit ausgestreckten Armen bis über die Stirne, worauf er ihn so sacht, daß es kaum bemerkbar war, wieder auf den Tisch niedersenkte, die Hände leise davon abzog und dieselben einigemal wie schwebend hin und her bewegte, während er wohltönend säuselnd athmete. Es war ein heiliger

Wahnsinn, der da Nichtiges als wie Wichtiges betrieb. Der Dichter des Savonarola las wieder einmal Messe, wie er einst als sprossender Knabe in Ungarn gethan.

Später saß er mir dann gegenüber, mit dem Rücken gegen das Fenster, in seinem eigenen Schatten, gesunkenen Hauptes, bewegungslos, grabstill. So mochte voreinst Hiob, über sein Elend brütend, gesessen haben.

Am 24. Oktober 1847 hob er mit seiner vollen Baßstimme — mir däuchte seine Stimme sey in gesunden Tagen viel weniger tief gewesen — kräftig zu singen an. Dabei schnappte sie ihm aber einmal unabsichtlich in die Fistel über, so daß es an Alpengejodel mahnte. Und richtig ward auch bei ihm sogleich die Erinnerung an seine vielgeliebten Alpen lebhaft rege. Er jodelte nun, so gut es ging, vorsätzlich frisch drauf los, stets lauter und lauter, wozu er sich eine Weile auf die Zehenspitzen erhob, dann aber sich rasch auf die Bank niederließ, den Kopf beinahe zwischen die Füße niedersteckte und dabei aus vollem Herzen hell aufjauchzte, zugleich mit beiden Füßen wie ein Steirertänzer stampfend und strampfend.

Wenn Niembsch der Enkelin der Frau Görgen, ihrer Tochter Töchterlein, begegnete, war er immer sehr freundlich gegen dieselbe. So hatte er auch noch im Wahnsinn Kinder gern, wornach ihn immer so sehr verlangte. Merkwürdig ist, daß die alte Frau der Großmutter Lenau's, der Oberstin Niembsch, auffallend ähnelte, und zwar nicht nur an Gesicht, Gestalt, Haltung, Alter, sondern auch sogar in Umgangsweise, Ausdruck, selbst Tracht, vielleicht auch in Gesinnung und Denkungsart. Mir sind keine so gleichen Menschen jemals vorgekommen. So wollte gleichsam, die lebend um ihn oft so heiß gekämpft, auch in ihrem Tode noch ihn besitzen.

Am 19. November 1847 erzählte mir ein Wärter, Niembsch habe ihm im Sommer einmal beim Lustwandel im Garten auf die Frage: „Wissen Sie, daß Sie der Herr v. Niembsch sind, der Große?“ geantwortet: „„O, Niems ist jetzt klein geworden!““

Der „Wiener Humorist,“ Z. 306 von 1847, theilte mit: „Der unglückliche Lenau hat kürzlich gegen eine ihn besuchende Dame eine Aeußerung vorgebracht, welche wie ein schimmernder Strahl des niedergedrückten poetischen Genius aus der Geistesumnachtung des Dichters aufblitzte. Lenau sagte nämlich zu der Dame: „Ach, wie Sie schön sind!“ „„Was fällt

Ihnen ein, lieber Lenau! Ich bin ja alt und gar nicht schön!““ Darauf erwiederte Lenau: „Man muß Sie nur sehen, wie ich Sie sehe, mit den Augen des Herzens!“

Der Wiener Märzjubel schlug vergeblich an Lenau's Ohr, und er, der da sang:

„Nicht läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln und mit schwarzen Kutten.“
(Die Albigenser. Schlußgesang.)

war mit offenen Augen blind für die Sonne der Freiheit, als sie, die lange von ihm schon vorherverkündete, endlich doch emporbrach.

Auerbach berichtet: „Als Lenau noch in Winnenthal war, glaubte ich zu seiner Heilung mehr als ein Anderer mitwirken zu können, und erbot mich dazu; es konnte mir nicht gewährt werden, und als ich in Wien war, sah ich ihn nicht wieder. Hatte mir ja Anastasius Grün erzählt, daß er ihm im März 1848 zugerufen: „Wir sind frei!“ und er gab kein Zeichen des Verständnisses.“ — Hier obwaltet insofern eine Verwechslung, als nicht Grün selbst, sondern Bauernfeld solchen Entzauberungsruf versuchte. Ersterer hatte gegen Auerbach dieses Versuchs nur im Allgemeinen als geschehen erwähnt.

Ein sehr schönes Gedicht richtete damals Seidl an Lenau, worin er vor diesem ausruft:

Nein, du bist nicht zu retten:
Die Ketten fallen nicht von deinem Sinn
Beim Schall von eines Volks gesprengten Ketten!
(Album österr. Dichter, S. 367.)

Es war nun die Zeit gekommen, wo Oesterreich seinen ersten Dichter, den bisher kaum geduldeten, nur verstohlen verehrten, endlich einmal öffentlich feiern und bekrönen hätte können; aber er war zu groß für die vergängliche Flitterkrone aus irdnen Händen und die ewigen Götter wälzten die undurchdringliche heilige Nacht des Wahnsinns um ihn herum, gleichwie sie schon früher einmal seinen Geistes- und Leidensbruder, den unsterblichen Tasso, der irdischen Krönung durch die Nacht des Todes entzogen.

Um diese Zeit übergab ich Seidl auf seine Bitte um einen Beitrag von Lenau für das Taschenbuch: „Aurora,“ dessen silberne Hochzeit mit

dem Jahrgange 1849 gefeiert werden sollte, desselben letztes, so schönes Gedicht: „Blick' in den Strom." Da die Zeitereignisse das Erscheinen der „Aurora" für 1849 verhinderten, so ist jenes Gedicht erst im Jahrgange 1850 zu finden. Seidls Taschenbuch Aurora, welches für 1828 am allerersten ein Gedicht von Lenau gebracht hatte, ist also, gleichwie es dessen Wiege war, so auch sein Sarg.

Den 10. April 1848, Nachmittags, war ich mit meiner Frau und meiner ältesten Tochter bei Niembsch. Er betrachtete insbesondere seine Nichte äußerst aufmerksam, mit wichtiger Miene nickend, und sogar einmal murmelnd: „Gut!" Seine Schwester hatte ihm viel Mandelgebäck mitgebracht, das ihm weidlich schmeckte. Als er gewahrte, Benesch hielte ein Stück davon noch in der Hand, schlug er sich selbst sanft auf den Mund, um anzudeuten, daß er auch dieß noch essen wollte. Wie er damit auch fertig war, nahm er Benesch die Papierhülle aus der Hand, aber sie war schon leer, und zornig darob, knitterte er dieselbe zusammen, ward im Gesicht krebsroth und dräute der armen Nichte, die ihm das unzulängliche Geschenk überreicht, so daß sie zitternd mit der Mutter sich eiligst ins Nebenzimmer zurückzog. Nach einiger Zeit kehrten die Flüchtigen wieder. Nun forderte Benesch ihn auf, im Zimmer ein bischen umherzugehen. Er erhob sich zwar von seiner Rohrbank, aber nur um sich sogleich wieder auf einem unfernen weichüberpolsterten Stuhl niederzulassen. Und alsbald begann er hierauf wie der blutdürstigste Wütherich die entsetzlichsten Fratzen zu schneiden. Er versuchte einmal wieder seine alte Kunst der Gesichtsverzerrung, wie als Knabe schon in Pesth, und womit er einst als Mann die Magd meiner Mutter so in Schrecken gejagt, daß sie für verrückt ihn ausschrie (September 1834). Da sagte lächelnd seine Schwester zu ihm: „Aber, Franzi, du mußt uns ja nicht so stark erschrecken!" und wie eine Bombe birst, platzte er plötzlich in Gelächter darüber aus. Hierauf geschah es noch einigemal, daß er zu frischen Fratzen sich anzustrengen versuchte, aber immer — was äußerst bewußt und wohlbedachtsam, dabei auch sehr schelmisch ließ — konnte er vor überwältigendem Lachen nicht dazu mehr kommen, und wir lachten stets dann auch, allem Elende zum Trutz, getreulich mit. Es war ein gelebtes Shakespeare'sches Spaßtrauerspiel.

Der wilde Geschützdonner über Wien im Oktober 1848 behelligte Niembsch ebenso wenig, als es der Märzjubel gethan, so dumpf war der Welt schon sein Ohr. Einmal verirrte sich eine Kanonenkugel von den nahen Linienwällen Wiens sogar in den Institutsgarten.

Die Wiener Buchhandlung Pfautsch und Voß beabsichtigte ein „Album österreichischer Dichter“ herauszugeben, bestehend in einer Auswahl von deren Gedichten mit einer kurzen Lebensbeschreibung und einem treuen Abbilde derselben. Lenau sollte den Reigen eröffnen und ich ward darum ersucht, seinen Lebensabriß zu liefern und ein Bildniß von ihm dem Stahlstecher zu verschaffen. Der ersten Aufgabe genügte ich bis Hornung 1849, dem Stahlstecher Kotterba aber lieh auf meine Verwendung Lenau's Freundin Sophie ein Bildniß von ihm, das vor Jahren einer seiner Freunde, Ritter von Frank, gemalt. Als der Stich beinahe schon fertig war, verfügte sich der Künstler mit mir nach Döbling, um sein Werk mit dem lebenden, aber freilich schon sehr veränderten und entstellten Urbilde zu vergleichen. Er änderte darnach noch Einiges. Niembsch sieht mir in demselben ein wenig zu unschwunghaft und säuerlich darein. Ich gebe seinem Bildnisse, welches vor seinen bei Cotta aufgelegten Gedichten sich befindet, den Vorzug.

Am 23. April 1849, Vormittags, war Dichter Frankl bei mir im Amte mit dem Vorschlage, Lenau von Aigner malen zu lassen, wornach dann Bildhauer Hirschhäuter ein kleines Standbild fertigen wollte. Nachmittags theilte mir Benesch in Döbling mit, Lenau's Freundin, welche Vormittags außen gewesen, habe sich erboten, zu diesem Zweck auch ein Lichtbild zur Benützung stellen zu wollen, das sie von Niembsch aus dem Herbstmond 1844 besitze.

Frankl und Aigner waren miteinander zuerst am 15. April bei Niembsch, dann wieder am 27. Den letzten Besuch erzählte Aigner selbst im Wanderer vom 24. August 1850, Z. 399:

Lenau's Portrait.

Aus meinem Skizzenbuch. Von J. M. Aigner.

Im Frühsommer voriges Jahr kam eines Tags der Dichter L. A. Frankl zu mir und stellte an mich das Ersuchen, mit ihm nach Döbling

in die Irrenanstalt des Dr. Görgen zu gehen, um dort das Porträt des unglücklichen, geisteskranken Dichters Lenau zu malen. Bereitwilligst sagte ich zu.

Den nächsten Tag begaben wir uns hinaus. Schon beim Eintritt in die Anstalt überkam mich ein ganz eigenes, ängstigendes Gefühl, erzeugt durch den Gedanken an das fürchterliche Loos der Bewohner dieses Hauses. Der uns empfangende, die Anstalt beaufsichtigende Hausarzt, auf unser Kommen schon vorbereitet, geleitete uns in das Zimmer, wo sich Lenau befand.

Ein wahrhaft erschütterndes Bild zeigte sich uns. In einem braunen Lederstuhl saß die gebrochene Gestalt mit der kranken Seele, ein gelblichbleiches Gesicht, langes, hinter die Ohren gestrichenes Haar, voller Bart und ein Auge, so voll Leiden und ganz unbeschreiblicher Wehmuth, begegnete fragend meinem Blick; auf die leise, freundlich gegebene Erklärung des Arztes, daß er jetzt gemalt werde, stieg ein die Seele mir zerschneidendes Wimmern aus seiner Brust als Antwort auf. Aufmerksam folgte er mit den Augen allen Vorbereitungen, die nöthig waren, bis er zum eigentlichen Sitzen kam. Endlich konnte ich beginnen, fieberhaft aufgeregt entwarf ich rasch mit Kreide auf Leinwand die Contur und fing zu malen an.

Zusammengekauert, die Hände auf der Brust gefaltet, den Kopf gesenkt, begegnete der Strahl seines Blickes immer dem meinigen, so oft ich ihn ansah, aber regungslos ließ er mich gewähren, nur stieg in immer kürzeren Zwischenräumen der leise, tiefeinschneidende, wehklagende Ton aus seiner Brust, der mich so ergriff, daß ich meiner kaum mehr mächtig war; langsam drängte sich eine Thräne aus meinem Auge, und schmerzhaft folgte mir eine zweite, die mein Schauen verdunkelte; in demselben Momente stößt der Kranke ein krächzendes Geschrei aus, zitternd und mit grimmigen Blicken, und streckte seine Zunge aus dem weit geöffneten Munde mir entgegen! — Ich war erstarrt! Schnell stürzte der Wärter herein, ihn zu beruhigen, und mich nicht minder, indem man mir erklärte, das sey bei ihm etwas ganz Gewöhnliches, und seit Monaten wäre er nicht so lange ununterbrochen ruhig gewesen.

Nach diesem Vorfall war es mir unmöglich mehr etwas zu machen an dem Bilde, halbvollendet mußte ich es stehen lassen, und wurde erst

wieder ruhig, nachdem ich von dem verhängnißvollen Hause weit weg war.

Dieß Bild ist wohl getroffen. Niembsch hat darauf ein fast erzväterliches Ansehen und gemahnt mich viel an seinen edlen Großvater. Die Seelenlichter, die Augen mit ihren scheuen Blicken, nicht ganz in gegenseitigem Einverstand, verrathen allein, doch deutlich, den schweifenden Sinn. Frankl besitzt das erste Bildniß; ein zweites, eben auch von Aigners Hand, Therese.

Am 3. Oktober 1849 hatte Niembsch nach dem Essen lange wie tiefnachdenkend, stumm gesessen, sodann aber den Wärter, einen neuen, gar kläglich angeblickt, worauf er unter Seufzen und Schluchzen so heftig in Thränen ausbrach, daß sein Taschentuch, womit der Wärter ihm sie abtrocknete, wie eingetaucht naß ward. Wohl oft mußten ihm Vergangenheit und Gegenwart erdrückend auf dem Gehirne lasten. Als der Wärter, ein gewesener Krieger und ein harter Tschech, von mir hörte, der Arme leide nun schon so durch volle fünf Jahre, wünschte er ihm vom Grund der Seele den Tod. Niembsch mochte dieß wohl auch sich selbst oft thun, denn als am 12. Oktober Nachmittags, während ich bei ihm war, vom unfernen Döblinger Friedhofe absatzweise Posaunengesang herüberscholl, horchte er gespanntesten Ohrs auf.

Am 23. Oktober fand ich Niembsch nicht mehr in seinen beiden Gemächern zunächst rechts an der Hauptstiege im ersten Stocke; er war schon in ein Zimmer des ersten Stocks, zunächst an der zweiten oder Nebentreppe, gegenüber der Thür, welche diese abschließt, übersiedelt worden, weil in diesem Gemache, dessen Thür nicht in den Haupt-, sondern in einen kleinen Nebengang mündete, sein störendes Geschrei weniger gehört werden würde. Ueberdieß bekamen die Thüren darin in den Nebengang und in das Nachbargemach — jene eine Vor- und diese eine Verschallungsthür. Heute aber saß er ganz lautlos und unregsam.

Am 14. Hornung 1850 begleitete mich Therese. Sie fand ihn außerordentlich traurig verändert. Das magere, scharfe, gelbe Antlitz erschien ihr leichenhaft, zumal da er sich auch ganz starr und stumm verhielt. Wir blieben lang. Das Bild, das Therese heimtrug, war ein sehr trübes.

Am 18. Nach meinem Weggange begann er — wie der Wärter später erzählte — heftig zu weinen. Bei einem solchen Weinen soll er auch sein letztes Wort auf Erden gesprochen haben. Frankl erzählt S. 125: „Im Jahre 1849 wurde Nachts im Zimmer Lenau's ein heftiges Weinen gehört. Dr. Benesch eilte hinein, und auf vieles Fragen, was ihm denn fehle, antwortete er weinend: „Der arme Niembsch ist sehr unglücklich!" Es war dieß nach langer Dumpfheit ein überraschendes Aufflackern — ein Verlöschen. Diese Worte waren die letzten Lenau's auf Erden.

Wie wahr sang er:

„Du geleitest mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichest nie!

(„An die Melancholie.")

Am 26. Hornung besuchte ihn Therese mit ihrer zweiten Tochter ohne mich. Er war davon so angeregt, daß er sichtbar, freilich vergeblich, Anstrengungen machte, etwas zu sagen. Dieß rührte seine Schwester dermaßen, daß sie laut weinen mußte. Auch schied sie von ihm sehr traurig.

Am 4. April 1850, als Therese mit ihren beiden ältesten Töchtern zum Besuche erschien, fand sie ihren Bruder nicht mehr im ersten Stockwerke, er war bereits am 2. April in ein ebenerdiges Zimmer überbracht worden. Als die Wärter ihn hinunter trugen, wobei deren verschlungene äußere Hände den Sitz, und die inneren die Rückenlehne für ihn bildeten, gefiel ihm diese Art lebendiger Lehnstuhl so baß, daß er darob wieder einmal weidlich zu lachen begann; aber bald stellte sich Husten bis zum Ersticken ein und er mußte zu lachen aufhören. Um jetzt zu ihm zu gelangen, mußte man aus dem langen Hausgang zu ebener Erde durch die erste Thür zunächst der großen Küche gegen den Garten zu, in ein kleines Vorgemach, worin der Wärter gewöhnlich war, und dann ins Zimmer daneben treten. Dieses ist nur gedielt und genießt wegen des höher liegenden Gartens, von dem es durch eine Rampe getrennt ist, keiner drei Schritte Aussicht, woran nun aber auch Niembsch nichts mehr gelegen seyn konnte. Uebrigens ist es wegen der Richtung gegen Morgen-Mittag doch trocken, auch hinlänglich geräumig und sehr still. Das kleine

Vorgemach gewährte den Vortheil, daß man Niembsch auf ein Weilchen dahinbringen konnte, um inzwischen sein Wohnzimmer durch Eröffnung der beiden Fenster zu lüften. Auch hat dieß Wohnzimmer das Gute, daß man darin wegen seiner Abgekehrtheit die bei uns häufigen und heftigen Weststürme fast gar nicht hört. Endlich konnte auch Niembsch daraus — und dieß wurde als Hauptzweck der abermaligen Uebersiedlung bezeichnet — mit Vermeidung jeder Stiege leicht ins nahe Badegemach und in den Garten getragen werden.

Niembsch lag heut ganz ruhig. Therese küßte ihn, worüber ihm eine Thräne ins Auge stieg und dieß geröthet ward. Er erkannte sie noch wohl und auch seine Nichten sah er öfter freundlich an.

Am 16. Juli 1850 ging ich mit Bildhauer Hirschhäuter nach Döbling, damit er Lenau wiedersehen und darnach etwa an dessen in Thon fast schon vollendetem Standbildchen noch einiges verändern könne. Er bemerkte an Lenau insbesondere ganz gerade, ungewölbte Augenbrauen, zwei starke senkrechte Stirnfalten oberhalb der Nasenwurzel und den Kopf oben wie abgeflächt und eckig. Die Statuette hat um so viel mehr Verdienstliches, als der Meister den Dichter in seinen gesunden Tagen fast nicht gesehen hatte. Nur die Wahl der Stellung — nach Frankls Wink und Rath stark voruntergebeugt und gebrochen, und hierdurch auch das Gesicht etwas ruhig, schlaff — will mir nicht so ganz zu Sinn. Mir däucht, der tiefe Denker stehe also gebeugt und blicke niederwärts; der hohe Dichter aber stehe straff und schaue aufwärts. Ich sehe daher in diesem Abbild den tiefen Denker zwar — das war Niembsch ebenfalls — nicht aber so sehr den kühnen, gewaltigen Sänger. Wir haben hier also eher Niembsch, denn Lenau vor uns.

Um diese Zeit war Niembsch schon sehr übel, meistens lag er mit geschlossenen Augen, sehr blaß und eingefallen. Gottlob, der langen unhebbaren Leiden Ende nahte!

Am 10. August 1850 brachte eine Morgenzeitung die Nachricht, Lenau läge auf dem Sterbebette. Ich eilte, als man mir dieß mittheilte, um 11 Uhr Vormittags aus meinem Amte nach Döbling. Niembsch war den Tag vorher mit der letzten Oelung versehen worden, ohne daß man mich davon früher gehörig benachrichtigt hatte, daher ich zu meinem

Leidwesen nicht dabei zugegen war. Er soll den Geistlichen sehr aufmerksam angesehen haben, und jeder seiner Bewegungen und Handlungen unverwandt mit den Augen gefolgt seyn. Man veranlaßte solches nicht so eben, weil er schon sehr gefährlich gewesen wäre, sondern aus Vorsicht, weil er möglicherweise denn doch einmal schnell ersticken könnte, indem er beim Husten nichts mehr heraufbrachte. Ich fand Niembsch sogar merklich besser, als vor drei Tagen, wo ich ihn zuletzt gesehen. Auch Arzt Benesch (Görgen war eben zum Gebrauche der Bäder in Baden bei Wien) erachtete, Niembsch würde vielleicht noch wochenlang ausdauern, zum allermindesten aber doch noch Eine Woche, daher mein bereits eingeleiteter sechstägiger Gesundheitsausflug in den eben eintretenden amtlichen Staubferien nach Güns in Ungarn sich unbedenklich unternehmen ließe. Ich schied also mit dem Entschlusse, längstens am nächsten Samstag den 17. August wieder zurück zu seyn, eilte sogleich nach Wien, setzte mich in einen Eisenbahnwagen und fuhr ab. Die Witterung begünstigte mich, und die für mich neuen Gegenden, die ich besuchte, waren herrlich, allein mich nagte beständig der Gedanke: wenn Niembsch in deiner Abwesenheit doch stürbe, das würdest du nie verschmerzen können. Ich entschied mich daher, auch meine nur kurze Reise noch zu kürzen, und Mittwoch am 14. Abends stand ich bereits wieder am Bette Lenau's, den ich Gottlob noch im alten Zustande antraf. Am 17. kam ich von Weidling, wo ich den Rest meiner Ferien bei den Meinigen zubrachte, wieder nach Döbling. Keine wesentliche Veränderung, so daß es den Anschein gewann, es könnte noch einige Zeit so fortwähren. Gleichwohl bat ich Benesch, uns alle drei Tage briefliche Nachricht nach Weidling zu senden, unverzüglich jedoch einen eigenen Fußboten, wenn es sich irgend bedenklich verschlimmerte. Zweimal brachten uns Freunde, die von Wien über Döbling nach Weidling kamen, mündliche Kunde, es habe sich gar nichts verändert, so noch Dienstag den 20. August. Mittwoch den 21. saß ich um 1 Uhr Mittags, mit Schreibarbeit mich beschäftigend, in der Gartenlaube, als mir meine erblaßte Frau nachfolgenden Brief dahinbrachte, womit ein von Benesch um 11 Uhr abgeschicktes Weib so eben ganz außer Athem und brennend vor Hitze angelangt war.

Oberdöbling, den 21. August 1850.
Vormittags 11 Uhr expedirt.

Euer Wohlgeboren!

Heute am frühesten Morgen übergab ich einen Brief der Post, mittels welches ich Dieselben von der beim Herrn Schwager seit gestern Abend eingetretenen Verschlimmerung des Krankheitszustandes in Kenntniß setzte.

Da ich jedoch befürchte, daß Euer Wohlgeboren dieses Schreiben erst spät Abends erhalten dürften, und anderseits der Zustand des Patienten von Stunde zu Stunde bedenklicher wird, so finde ich es gerathener, Dieselben von der Lage des Herrn Schwagers so schnell wie möglich zu unterrichten.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung E. W. ergebenster Diener Dr. Benesch.

Ich und meine leichtfüßige zweite Tochter brachen alsbald übers Gebirg auf, die Frau mit den beiden andern erwachsenen Töchtern schickten sich an, um das Kahlengebirg herum, die Donau entlang, nach Döbling nachzufahren. Um 3 Uhr standen wir ersteren zwei schon an Lenau's Bett. Er athmete zwar schnell, aber war sonst schon wieder ziemlich ruhig. Es war ihm leichter als früher. Die Anderen kamen vor 4 Uhr nach. Er öffnete nur selten ein Auge und sah wohl auch dann nicht der ihn Umringenden schmerzvolle Thränen. Da ging ein irrer Geistlicher, der die nächste Stube bewohnte, durchs Gemach, blieb stehen und sprach zu den weinenden Weibern: „Weinen Sie doch nur nicht so! Er stirbt Ihnen nicht!“ Wahrhaftig, wohlweiser Narr! Er stirbt uns nicht! So war denn das treffliche Wort Lenau's über den Erzhelden Karl ihm selbst glücklich heimgezahlt worden von einem armen Irren, dem unbewußten Sprachrohre eines höheren Geistes!

Um 6 Uhr mußten den Schwerleidenden seine Schwester und seine drei Nichten unter bitteren nassen Scheideküssen und unter frommen Kreuzbezeichnungen wieder verlassen. Ich begleitete sie, nachdem ich Benesch erklärt, daß ich wiederkommen und die Nacht in meines Schwagers Zimmer zubringen würde, bis in das nahe Heiligenstatt zu Lenau's beiden Halbschwestern Mina und Marie, welche über Sommer dort wohnten, und

ihn noch bei einem Besuche vor ein paar Tagen zu ihrer Verwunderung besonnen aussehend gefunden hatten. Um halb 10 Uhr Nachts langte ich wieder in Döbling an. Niembsch hatte jetzt mehr Hitze und athmete viel schneller, viermal so schnell als ich. Er begann bald etwas zu röcheln. Als ich Benesch hierauf als bedenklich aufmerksam machte, meinte dieser: er thäte das öfter und es würde vorüber gehen. Mir war ein Bett im Zimmer bereitet worden, und ich legte mich endlich nieder. Diese Nacht war ein Seitenstück zu jener in Regensburg. Das Röcheln währte mehr, minder, die ganze Nacht hindurch. Etwas vor 6 Uhr früh ward es leiser und hörte bald gänzlich auf. „Die dumpfe Trommel hatte den Trauermarsch ausgeschlagen, das Herz stand still.“ („Robert und der Invalide.“) Das Athmen ging nur mehr oberhalb der Brust vor sich und es bewegte ihm den Kopf gewaltsam links und rechts. Ich wußte — da ich eben ein Jahr vorher meinen geliebten Bruder Joseph hatte sterben sehen — daß jetzt der ernste Augenblick gekommen war. Ich schob meinen linken Arm sanft unter sein Haupt und beugte mich tief über ihn. Der Wärter war eben um Wasser fort und ich daher mit dem scheidenden theuren Bruder und Oesterreichs größtem, auf ewig verstummenden Dichter mutterseelenallein. Er riß noch einmal die Augen weit auf und sah mich mit dem vollsten, deutlichsten Bewußtseyn des ernsten, heiligen Augenblicks, und schon mit der ganzen hehren Ewigkeit darin, fest und lang an. Lenau's letzter Blick ist mein; er ist in mir und bleibt in mir, mein höchster Schatz. Ich beugte mich noch tiefer über ihn; seinen letzten Hauch genoß ich; von seiner fliehenden Seele trank ich. Die Augenlider sanken allmälig zu, er öffnete sie aber wieder zur Hälfte. Der Wärter trat ein. „Er stirbt,“ sprach ich. Der Wärter flog um Benesch fort. Als dieser erschien, war Lenau nicht mehr. Ich drückte ihm das rechte Auge zu, Benesch, auf der entgegengesetzten Seite stehend, das linke. Es war genau 6 Uhr früh am 22. August 1850, als der Herr ihn rief mit milder Stimme, am Tage des Donners, aber es lachte der allerreinste Himmel auf die Erde nieder. Lenau's Leidensnacht war vorüber.

Als ich nach Weidling kam, flutheten Thränen. Erst am 22. um 9 Uhr früh war dort der am vorigen Tag zu Döbling in aller Frühe auf die Post gegebene Brief angelangt.

Wenn Benesch nicht, was ich ihm unendlich danke, jene Laufbotschaft nachgesandt hätte, ich wäre um den erhabensten Blick, der mir in diesem Leben wurde, um Lenau's Sterbeblick, wahrscheinlich ärmer. Therese erinnerte sich sogleich an ihres Bruders Wort, während seiner letzten Anwesenheit zu Weidling gegen Ende August 1844, beim Vorübergange am schönen Friedhofe: „Gelt, Tertschi, da liegt sich's gut? Da werden vielleicht auch wir dereinst still neben einander liegen!" Sie betrachtete dieses Wort als ein ahnendes, weissagerisches, als einen unvorsätzlich entschlüpften heiligen letzten Willen. Zudem wünschte sie sein Grab ganz in der Nähe, ja eigentlich vor Augen zu haben, um es ihm immer mit Blumen schmücken und bekränzen zu können. Ich war mit Lenau's Bestattung zu Weidling um so mehr einverstanden, als dieser sonst zu Döbling, wo der Friedhof ein Gassenwerk von Steingrabmälern ist, sich ganz verloren hätte, und Jedem, der dessen Grab mit Hülfe des Todtengräbers endlich herausgefunden, würde dieser emporgewiesen haben auf das nahebei herabblickende Görgen'sche Haus und gesagt: „Sehen Sie da hinauf, dort starb er als Narr!" Im einsamen, lieblichen Weidling dagegen schläft nun der unglückliche, große Sänger. Und so erhielt denn Lenau, ich getraue mir es zu behaupten, das traulichste Schlummerplätzchen weit und breit umher.

Freitag den 23. August war ich früh um 6 Uhr bereits zu Döbling. Zuerst wollte Bildhauer Hirschhäuter einen Schädelabguß von Gyps nehmen, als für Schädelforscher wünschenswerth. Es geschah. Darauf öffnete Dr. Heinrich Meckel von Hemsbach aus Halle, in dessen Geschlecht die Zergliederungskunst schon lange einheimisch ist, die Leiche in Gegenwart der Aerzte Romän, Seligmann, Ludwig August Frankl und des Hausarztes Benesch. Den ausführlichen Untersuchungsbefund enthält die Beilage zum Morgenblatte der Wiener Zeitung vom 31. August 1850, Z. 105 und auch Frankls Buch S. 137. Hier genügt die dort demselben beigefügte Erörterung:

„Aus dem Sectionsbefunde im Vergleiche mit den Erscheinungen im Leben ist zunächst zu schließen, daß keine bedeutende organische Veränderung vor der Geisteskrankheit bestand, welche als deren Ursache zu betrachten wäre.

„Im Gehirn fand sich keine örtliche Veränderung, nicht die geringste

Spur eines ehemaligen Blutergusses, keine Erweichung. Dagegen war das ganze Großhirn, gleichmäßig von anomaler zu weicher Consistenz, in sehr hohem Grade geschwunden. Für den starken Schwund des Gehirnes liegt kein specielles anatomisches Verhältniß vor, welches eine sogenannte Erklärung der Geisteskrankheit gäbe. Die mit gutem Grund von den Aerzten gestellte Diagnose der Gehirnerweichung ward nicht bestätigt; die früher vorübergehend eingetretene halbseitige Gesichtslähmung[1] und später allmälig entstandene dauernde Lähmung der Sprache, die krampfhafte Lähmung der Glieder erscheint hier nur als Folge des aufgehobenen Einflusses eines allgemeinen krankhaften Gehirns auf relativ noch gesundes Rückenmark und Nerven. Als Ursache des Hirnschwundes, der vermuthlich schon vor dem offenen Ausbruche der Symptome der Geisteskrankheit begonnen hatte, läßt sich bei dem Mangel erblicher Disposition in der Familie nur eine mit der ganzen Persönlichkeit des Verstorbenen zusammenhängende Ueberreizung des Gehirns aufstellen, wie sie bei bedeutenden Männern, namentlich Melancholikern, häufig zu Geisteskrankheit geführt hat. Die aufgeregte Phantasie des Dichters, langes Nachtwachen, vieles Reisen, bewirkte eine einseitige Ueberreizung des Gehirns, die äußeren Verhältnisse brachten Sorgen, und in noch jungen Jahren des Mannesalters trat ein Stillstand in der gehörigen Ernährung des Gehirns ein, während der Körper noch relativ kräftig war. In der ersten Zeit dieses Zustandes hätte sich Erfolg ansprechen lassen von einer wohlthätigen, sorgenfreien Existenz, mit Abhaltung aller Störungen, mit gleichmäßiger Uebung des Geistes und Körpers, wobei namentlich die geistige Thätigkeit zu schonen gewesen wäre, damit sie sich sicherer kräftige. Mit dem Ausbruche der Symptome der Geisteskrankheit war ein so bedeutendes Mißverhältniß zwischen Geistesthätigkeit und Körper eingetreten, daß die geregelte Ordnung einer Irrenanstalt die einzige Hoffnung der Wiederherstellung gab. Bei der besten Behandlung zeigte sich doch die Krankheit jetzt unheilbar. Arzneimittel und systematische Heilkuren waren erfolglos gewesen, weil der Ausbruch der Krankheit tief in der ganzen Persönlichkeit begründet erschien und nach einer einmal offenbar gewordenen krankhaften Consequenz der

[1] Am 29. September 1844.

Melancholie eine Wiederherstellung des Lebensmuthes unmöglich war. Oertliche Behandlung des Kopfes mit kaltem Wasser war zum Theil für heilsam und wünschenswerth erklärt, unterblieb jedoch zum Theil wegen der entschiedenen Abneigung des Kranken; als Reizmittel hätte das kalte Wasser in früheren Zeiten dazu beitragen können, daß die Ernährung des Gehirns verbessert wurde; später würde es durch Entziehung von Wärme nur den Stoffwechsel im Gehirn verlangsamt, die Zunahme des Gehirnschwundes und Abnahme der Geistesthätigkeit befördert haben.

„Während in anderen Fällen der Gehirnschwund durch Selbstmord zum Tode führt,[1] bewirkte er hier das langsamere Erlöschen der Geistesfunktion, allmäligen Verlust der Herrschaft über den Körper, eine hülflose Lebensweise und langes Krankenlager."

Eine umfassende Anschauung über Lenau in ärztlich psychiatrischer Beziehung gab Dr. v. Meckel in der Allgemeinen Zeitung für Psychiatrie von Damerow, Flemming, Roller, 1850.

Laut des „Wanderers" vom 25. April 1851, Z. 192, dann laut Frankls Buch S. 134, ersuchte Graf Franz Thun, der Wissenschaft nicht minder als der Kunst mit Theilnahme zugewendet, von Prag her den Dichter Frankl um einen Schädelabguß von Niembsch für seine phrenologische Sammlung, wogegen Frankl vom Grafen eine Anschauung des Schädels erbat. Das Ansinnen ablehnend, war der Graf so freundlich, die Ansicht des berühmten Phrenologen Noel zu vermitteln und zu senden. Die Lenau persönlich durch langen Umgang kannten (bemerkt Frankl), werden, wenn sie den Theil über die moralischen Fähigkeiten lesen, als Gläubige für die phrenologische Wissenschaft geworben werden. Zu beklagen ist es, daß Noel wußte, wessen Schädel er vor sich hatte; gewiß hätte er wie die moralischen, die intellectuellen und die thierischen Eigenschaften ebenso erkannt und scharfsinnig entwickelt. Seine schriftlich gegebene Aeußerung ist in der Hauptsache folgende:

„Gleich beim ersten Anblicke des Kopfabgusses Lenau's fällt es dem geübten Phrenologen auf, daß er sich von der durchschnittlichen Bildung

[1] Bei Niembsch wurden die wiederholten Versuche dazu verhindert.

männlicher Köpfe merklich auszeichnet. Der Phrenolog sieht sofort, daß er hier, um einen allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen, den Kopf eines genialen Menschen vor sich hat. Nicht allein überschreitet die Größe des Kopfes, das Gesammtvolumen desselben, das durchschnittliche oder normale europäische Maß beträchtlich, sondern es tritt insbesondere die große Entwicklung des vorderen Lappens, des Sitzes der intellectuellen Anlagen, auffallend hervor.

Theilt man den Kopf in Regionen ein, z. B. 1) die sogenannten niederen Triebe, 2) die moralischen Anlagen und 3) die intellectuellen Fähigkeiten, so stellt sich heraus, daß, während die erste und dritte Region, letztere insbesondere, verglichen mit einem Durchschnittskopfe (ich spreche hier allerdings nur von meinem subjectiven Ideale eines solchen) ungewöhnlich stark entwickelt sind, die zweite Region dagegen nur groß zu nennen ist. Die relativen Verhältnisse der Theile des Lenau'schen Kopfes, ohne Rücksicht auf einen Normalkopf, sind unbedingt nicht ganz proportional. Wie gesagt, die intellectuellen Organe und die der sogenannten thierischen Triebe (des Bekämpfungs- und Zerstörungstriebes) sind größer als die moralisch religiösen Anlagen. Der Kopf ist etwas zu niedrig im Verhältniß zu seiner Breite und Länge. Er zeiget ferner, was die speciellen Organe oder Anlagen betrifft, folgende Entwicklung; in der ersten Klasse: 1) Cerebellum (theilweise die Function des Geschlechtstriebes), 2) Jungenliebe, 3) Bekämpfungssinn, 4) Zerstörungssinn, 5) Beifallsliebe, 6) Wohlwollen; in der zweiten Klasse: 1) Anhänglichkeit, 2) Vorsicht, 3) Selbstachtung, 4) Verheimlichungssinn, 5) Gewissenhaftigkeit. Die intellectuellen Organe, an und für sich berücksichtigt, zeigen in der Breite und Höhe und zugleich insbesondere in der Tiefe des vorderen Lappens, eine harmonische Entwicklung der Erkenntniß- oder Auffassungs-Anlagen und des höheren reflectiven Verstandes. Auch ist der Schönheitssinn besonders groß zu nennen.

Die Organe, die hier nicht genannt wurden, sind zwar, mit einem Normalkopf verglichen, weder absolut noch relativ in diesem Kopfe klein zu nennen; aber ihre Entwicklung ist nicht der Art, daß ihre Thätigkeitsäußerungen vorherrschend gewesen seyn könnten. Es zeigt sich namentlich in Lenau's Kopfe, daß jene Anlagen, die wesentlich dazu beitragen,

dem Charakter moralische Stärke und Consequenz im Handeln zu verleihen, nämlich Verehrungssinn (Religiosität) und Festigkeit, bei ihm nicht verhältnißmäßig entwickelt sind. Ich bin weit davon entfernt, das Schwankende, Unstäte, das sich in Lenau's Wesen und Leben gezeigt hat, bloß hieraus abzuleiten. Es sind hiebei gewiß wichtige Momente in seiner Körperconstitution im Allgemeinen, so wie in den äußeren Verhältnissen seines Lebens von Jugend auf zu berücksichtigen. Allein der Phrenologe muß unbedingt sagen, daß — in der jetzigen Periode der Geschichte der europäischen Kultur — ein Mensch, so organisirt wie Lenau, nicht zu den Glücklichen zu zählen ist. Die außerordentlich große Entwicklung des vorderen Lappens — woraus Wißbegierde, der Trieb zum Denken, zum Spekuliren, zu forschen und zu kritisiren entsteht, zumal, wenn sie hier mit der Phantasie und Sehnsucht nach idealen Zuständen gepaart ist — trägt selten zum Glück eines Individuums bei, wenn nicht ebenfalls die Anlagen der moralischen Festigkeit verhältnißmäßig entwickelt sind. Aber es sind bei Lenau auch die Organe, die einen weltlich klugen, selbstischen Charakter bedingen, relativ gering entwickelt, wie Eigenthumssinn, Vorsicht und Selbstachtung; Geld zu erwerben oder nach Amtswürde zu streben und anderen Menschen befehlen zu wollen, gehört nicht zu den Motiven consequenten Handelns bei einem so organisirten Menschen. Zwar ist Ehrgeiz in Lenau's Kopfe ausgesprochen, aber mit zu viel Verstand und Wohlwollen gepaart, als daß er in den gewöhnlichen weltlichen Richtungen hätte befriedigt werden können."

Samstag den 24. August 1850, Nachmittags um 4 Uhr fand zuerst die feierliche Einsegnung der Leiche in der Kirche von Oberdöbling statt, nachdem sie früher außerhalb um diese herum, unter Gesang und Posaunenschall, von Allen gefolgt, getragen worden war, wobei auch Lenau's persönliche Freunde, die beiden kaiserlichen Minister — des Innern und der Gerechtigkeit — Dr. Alexander Bach und Anton Ritter v. Schmerling (jener war früher sein Kurator und dieser der Referent in seinen Angelegenheiten bei den niederösterreichischen Landrechten gewesen) zugegen waren. Hierauf fuhr der Todte im vierspännigen Prachtleichenwagen der Stephanskirche in Wien über Nußdorf, der Donau entlang,

nach dem eine Fahrstunde entfernten Weidling mit einem Nachzuge vieler großer Kutschen. Flinke Herren zu Fuß suchten mit den Wagen möglichst Schritt zu halten, und andere Schöngekleidete setzten sich ohne Umstände hintenauf. In Weidling, wo um Dreiviertel auf 6 Uhr angelangt worden war, und wo bereits eine zweite ganze Wagenburg unmittelbar aus Wien im Gasthofe aufgefahren stand, wurde eine Strecke vor der Kirche der Sarg dem Wagen enthoben und auf einem kleinen Platze niedergestellt, worauf alsbald der Pfarrer mit einem Priester im kirchlichen Gewand erschien und eine abermalige Einsegnung unter Sterbeliedern der einheimischen Kirchensänger vornahm. Hierauf wurde das silberne Sargkreuz mit einem Blumen- und einem Eichenkranz von Therese und ihren Töchtern umschlungen, und vier weißgekleidete Frauen bedeckten den Sarg so reichlich mit anderen schönen Kränzen, daß eben nichts mehr als Blumen und an den vier Seiten die bunten Strehlenau'schen Wappenbilder, und zwar verkehrt gemalt, weil Niembsch der Letzte seines Stammes war, sichtbar gewesen. Alles Schwarz des Todes war von den heitersten Farben des Lebens verdrängt. Der fromme Zug, die Schulkinder voran, verfügte sich nun in die nahe kleine Dorfkirche, wo der von vier kräftigen, angesehenen Dorfbürgern getragene Sarg abermals niedergelassen ward, und von der Emporkirche ein schönes Grablied, von vier Sängern der unfernen Stadt Klosterneuburg trefflich gesungen, über ihn klagend sich ergoß. „Hierauf bewegte sich," ich überlasse nun das Wort an v. Metzerich in der Wiener allgemeinen Theaterzeitung vom 27. August 1850, Z. 203, „langsam und schweigend der Trauerzug durch einen wunderlieblichen Thalgang nach dem nahen kleinen Friedhofe, wo dicht neben einem mit arabischen Charakteren bezeichneten Denkmale (von unserem Hammer seiner Gattin gesetzt) des edlen deutschen Sängers sterbliche Reste, von einem leisen Gesang begleitet, versenkt wurden.[1] Da sah ich wohl in manches gefeierten Mannes Aug' die Thräne der reinsten Rührung brechen; wie gerne möchte ich sie nennen, die ich weinen sah, auf daß sie die Welt

[1] Die Sänger waren vier der ausgezeichnetsten des Wiener Männergesangvereins: Nettinger, Stein, Legat und Lorenz, und das Lied vom Vorstande und Chormeister des Vereins, Gustav Barth, unter Benützung des Lenau'schen Gedichts: „Der Salzburger Kirchhof."

mit innigem Vertrauen und höherer Liebe umfasse, denn gleichwie dem versenkten Sarge nicht Lorbeer-, sondern frische Blumenkränze nachgeworfen wurden, so ist des wahren Dichtergemüths letztes und schönstes Streben nicht der Ruhm, sondern die Liebe der Nachwelt. Und Lenau ist viel geliebt worden, und war auch die Schaar derer, die sein Grab umstanden, eine kleine, und vermißten wir auch viele seiner würdigsten Freunde und ebenbürtigen Genossen: gewiß, sie werden bald hinwallen zu der Stätte, die er sich selbst erkoren, und am frischen Hügel unbemerkt und nur um so inniger die Zähren sanfter Trauer weinen.

Als Redner trat zuerst Ludwig Foglar auf, der ein schönes, geist- und kraftvolles Gedicht vortrug, der jedoch durch dasselbe mehr bewegt haben würde, wenn es sich minder grollend und bitter in den düsteren Zeitbildern, denen Lenau's verschleierte Seele entrückt war, ergangen hätte. Der Redner hatte wohl den Moment nicht richtig erfaßt, den Moment der Versöhnung, der um jedes Edlen Ruhestätte schweben sollte. Tiefer bewegte Schurz, der hierauf das Wort nahm, und mit dem Ausdrucke erhabenen Schmerzes dem geliebten Schwager einen Nachruf weihte, der in allen Gemüthern den schönsten Wiederhall fand; fast kein Auge blieb trocken, als sich des Redners gesenktes Haupt erhob und unter den Umstehenden Lenau's „treue Schwester" suchte, sie, „welcher der Vorausgegangene dereinst ein Plätzchen an seiner Seite eingeräumt wissen wollte, und die nun von dem Fenster ihres kleinen Hauses alltäglich herüberblicken und die Blumen auf ihres unvergeßlichen Bruders Grab blühen sehen könne." Die Feier beschloß Laube mit wenigen, aber warmen und gehaltreichen Worten, von denen mir nur ein Bild im Gedächtnisse blieb, das Bild von dem nahe vorüberwallenden deutschen Strom, dessen Rauschen man oft nächtlicherweile hier vernehmen könne, und der nun von hier wehmüthige Grüße mitnehmen werde in des entschlafenen Sängers heimathliche Fluren."

Foglars Gedicht kann hier nicht mitgetheilt werden, da er es selber nicht erscheinen ließ, wiewohl dieß anfänglich seine Absicht war. Es wäre beinahe für diesen guten Dichter selbst, einen Landsmann Lenau's, aus des Letzteren offenem Grabe Unglück erstanden, denn er hatte einiger schroffer

politischer Stellen halber in seinem Nachrufe Verantwortung zu bestehen. Schon um der Beziehung zu Lenau's Grabe willen, das die Veranlassung gab, ist es mir ein wahrer Trost, daß der lange drohende Ausgang endlich doch noch — worum ich mich mündlich und schriftlich bewarb — ein milder, ganz unschädlicher ward. Laube's schöne und wohlvorgetragene Worte hatten um so viel mehr Verdienst, als sie improvisirt waren. Eben darum konnten sie mir aber später, als ich darum bat, nicht mehr mitgetheilt werden, was ich innig bedaure. Ich selbst erinnere mich, außer oben angeführter Stelle nur mehr, daß Deutschland, in dessen Namen Laube sprach, gleichwie vor sechs Jahren durch die Schreckenskunde von Lenau's Unglück, so nun auch durch dessen Tod schmerzlich erschüttert werden, und seine lauten Klagen um ihn mit jenen von ganz Oesterreich treu vereinigen würde. Auch rühmte er Lenau's seltenes Glück: Millionen Freunde und keinen einzigen Feind besessen zu haben. Laube schloß mit dem Ausruf des sterbenden Hamlet: „Der Rest ist Schweigen." Bestand doch auch zwischen Hamlet und Lenau in Bezug auf Neigung zum Grübeln und Wahnsinnspielen eine innige Verwandtschaft!

Meine eigenen, im Abendblatte der Wiener Zeitung vom 27. August 1850, Z. 201 aufbewahrten Worte lauteten aber also:

„Auch ich will dir, du lieber todter Bruder, einige schlichte Worte in die Grube nachrufen.

Dreißig Jahre sind es nun bereits, daß wir uns das erstemal die Hände drückten, und immer und immer haben wir seither die ganze lange Zeit durch in Freud' und Leid fest und treu an einander gehalten, bis zu deinem allerletzten Athemzuge, den du in meinen Armen verhauchtest. In diesem Augenblicke war der Himmel ganz rein, die mitternächtlichen Wolken deines schweren Geschicks verschwunden, und auch nicht ein einziges Wölkchen mehr, das den Aufflug deiner freien kühnen Seele nur im mindesten hätte behindern mögen.

Frühzeitig stiegst du im hellsten Glanze des dichterischen Ruhmes empor; dein Ruhm durchstrahlt jetzt nicht nur Oesterreich, nicht nur Deutschland, auch das ganze gebildete Europa, ja selbst die finstern Urwälder der neuen Welt, die du durchwandeltest, erleuchtet er.

Ich in meiner Dunkelheit folgte dir mit unverwandtem Auge überall

hin; dein Glück war auch mein Glück, deine Ehre — meine. Wir geben nun deinen Staub dem Staube zurück. Mögen sie auch, da du der letzte Zweig eines edlen Stammes, dein Wappen stürzen und brechen und rufen: „Heute — Niembsch von Strehlenau und nimmermehr!“ Ich rufe dagegen: „Heute — Nikolaus Lenau und immerdar!“ Dein Ruhm wird dauern, dauernder dauern, als die vergänglichen Blumen, die wir auf dein Grab pflanzen und alljährlich erneuern wollen; überdauern das feste Erz und den harten Marmor. Darum darfst du ruhig schlafen, und mag dir die Erde leicht seyn!

Mein Weib, deine treue Schwester, von diesem ihrem Fenster wird sie die Blumen deines Hügels blühen sehen und deiner liebend gedenken, bis sie sich selbst, deinem eigenen Wunsche gemäß, an deine Seite bettet. Und vielleicht findet sich auch Raum für mich. Die wir uns auf Erden so gut mit einander vertrugen, wir werden wohl auch in der Erde nicht minder friedlich neben einander schlummern können, bis uns der Ruf der großen Posaune wecket. Amen.“

Der Schlußgesang der vier Wiener Meistersänger enthielt Schillers vier schöne Verse:

„Von des Lebens Gütern allen
Bleibt der Ruhm der höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch!“

Zu guter Letzt — es gibt keine bessere — kam andächtiges Gebet. Schon während des Zuges von der Kirche zum Friedhof beteten wie gewöhnlich die andächtigen Landleute laut, allein die Wiener Herrn setzten nicht erwiedernd fort, und so entstand eine stumme Lücke zum besonderen Leidwesen des vor mir schreitenden biedern Ortsrichters, der, sich halb gegen mich zurückwendend, mitleidig aufseufzte: „Die arme Seele verlangt ein Vaterunser!“ Ich ließ sogleich die Träger halten und zu kurzer Ausruhe den Sarg niedersetzen, wornach auf meine Aufforderung sie und der fromme Richter und die ehrsamen Geschwornen ein andächtiges Vaterunser mit mir beteten. In der ehrwürdigen Kastanienallee, dicht vorm

Friedhofe, machten wir ein zweitesmal kurz Halt; ich bat steigernd um drei Vaterunser, und es ward von Seele willfahrt. Als ich meine Rede vom südlichen Schollenwall ins offene Grab hinab geendet, wollte der schier unglaublicherweise selbst davon zu Thränen gerührte Todtengräber gleichwohl der Sitte gemäß zu Gebet aufmahnen, beginnend: „Jetzt laßt uns fleißig beten drei andächtige Vaterunser sammt Ave Maria und Einem Glauben!" Aber nebenstehende Landleute, welche bemerkten, daß so eben noch Laube sich zu sprechen anschickte, unterbrachen ihn rasch: „Stat, stat, so sey doch stat!" über welche noch nie erlebte kühne Hemmung der arme Beerdiger so verblüfft ward, daß er nach dem Schlußgesange gar keine weitere Gebetaufforderung mehr wagte, daher ich mich statt seiner um fünf Vaterunser beim Landvolke bewarb, welches sie so herzlich gab, als sollten sie einem Vater oder Bruder gelten. Und so ward denn auch christlich gebührender Weise in Gottes mildem Abendroth ein Grablegungsfest beschlossen, dem ich von allen, die ich sah, keins entfernt an die Seite zu stellen wüßte. Keine Geschützdonner, keine Gewehrspießblitze, dafür aber leises Schluchzen und fast lauter blinkende Wimpern; keine kalte bloß neugierige Schau, alles voll innigsten Antheils. Gleichwie Städter und Dörfler, so verbanden sich auch Geist und Herz dabei, Alle fühlten: sie begruben einen der unglücklichsten Menschen, der edelsten Männer, der hellsten Denker, und der größten Dichter dieser und jeder Zeit!

O, wie hat sich der Schwermuthsvolle glücklicherweise getäuscht, als er vor Jahren, noch ein Jüngling, sang:

„Wird kein Auge feuchten sich,
Wird kein Busen bänger schlagen,
Wenn sie mich zu Grabe tragen?
Liebt kein Herz auf Erden mich?
Heißer strömt es von der Wange:
Keines, keines! — fühl' ich bange."

(„In der Krankheit.")

Nur der warmen Liebe für Lenau in allen Herzen verdanken es jene meine schwachen Worte, daß sie Thränen über die Wangen rinnen machten. Diese Thränen werden mir in meiner Erinnerung nie vertrocknen, eben so wenig als mir der fast schreckhafte Ausruf meiner Therese jemals verklingt,

welchen sie damals noch auf dem Friedhofe, mich dankbar anstarrend, gethan: „Aber, Anton, wenn du nicht geredet hättest!“

Als die Sonne unter und Lenau im Grabe war, erhob sich ein furchtbarer Sturm, der, wie ein Verzweifelnder, Klagen durch die Nacht heulte. Es war ein Sturm aus den von Lenau so sehr geliebten und gepriesenen Alpen.

Wie mir Barth erzählte, war er mit seinen vier Sängern, in Gesellschaft des Dichters Frankl, nach dem nahen Klosterneuburg gegangen, wo ihr Wagen ihrer harrte. Der mondliche Abend war anfangs so schön, daß sie seiner noch länger in der Freie des Gasthausgartens genießen wollten. Ihr beständiges Gespräch war der eben begrabene Lenau, vor allem aber erhob sich die Frage: wie doch nur ein so gewaltiger Geist hatte wahnsinnig werden können? Der geistreiche Frankl übernahm deren Lösung ungefähr so, wie er sie später im Wanderer vom 19. April 1851, Z. 184 (s. auch dessen Buch S. 115) glücklich gab. Als er schloß: „Die Sorge legt sich mit einem Vampyrrüssel an das ängstlich klopfende Herz, das schon einmal an einer Entzündung gelitten. Ein an Wuth gränzender Zornanfall legt die kalte Todeshand vorerst nur schonend an ihn. Erschreckende Briefe fliegen ihm zu. Die heftigste Aufwallung eines zornmüthigen Blutes bringt einen Nervenschlag. Entsetzen und Verzweiflung ergreifen die Kreatur und — der Sturm bricht los!“ — siehe da! urplötzlich, just bei diesem wirklich ausgesprochenen Worte kam mit furchtbarem Gebrüll der Alpensturm daher, löschte die Lichter sämmtlich aus und warf die Gläser und Hüte von den Tischen. „Ein Augenblick war das — sagte mir Barth — wahrlich unheimlich schauerlich!“

Ueber die Grabwahl Lenau's enthält der „Lloyd“ von Dienstag, Morgens, den 27. August 1850, Z. 253, Nachstehendes:

„Das freundliche Weidling ist dazu ersehen worden, den müden Staub eines Herzens in sich aufzunehmen, dem es einst in zwei Welten zu enge geworden war. Lenau liegt dort! Sind das nicht seltsame Gegensätze der menschlichen Seele? Vor Jahren bereits, als auf das Haupt des Dichters noch nicht die Nacht jener furchtbaren Krankheit gesunken war, die sich jetzt nur gelichtet hat, um ihn uns für immer zu entziehen, soll

er den Wunsch geäußert haben, auf dem Kirchhof des Dorfes Weidling nächst Klosterneuburg zu ruhen. Hätte man nicht glauben sollen, nur das große Weltmeer mit seinen unergründlichen Tiefen wäre würdig gewesen, den verfallenen Leib des Dichters zu empfangen, in dessen Haupte der Scheiterhaufen Savonarolas geflammt, die Albigenser mit ihren Märtyrerwunden geblutet, und Faust die himmelstürmenden Zweifel der Metaphysik gegrübelt — nur der Ocean könnte die Gruft eines solchen Leibes seyn?

Es liegt eine tiefe Bedeutung für Lenau's ganzes Wesen in dem scheinbar so unbewußt ausgesprochenen Wunsche, daß gerade dieses friedsame Dorf Weidling mit seinen Weinbergen und stillen Menschen seine letzte Wohnung sey. Lenau wollte in jene Dämmerung tiefster Einsamkeit zurückkehren, aus der einst sein Bestes, das unvergängliche Denkmal tiefmenschlichen Fühlens und Empfindens, seine Lieder, gekeimt waren.

„Savonarola," „Faust" und „die Albigenser" waren dem Sturm der Zeiten, der Philosophie und dem Studium abgerungen worden, es waren Kinder des Kampfes, den Glaube und Unglaube, die Scepsis und die Ueberzeugung, mit ungleichen Waffen in ihm durchfochten; sie gehörten endlich nicht so zum innersten Kern und Daseyn des Dichters, als die so einfachen, aber die tiefsten Räthsel eines Menschenherzens wiederklingenden Lieder. Diese Lieder waren der Dichter selbst, nie bestand ein innigerer Zusammenhang zwischen dem Geschriebenen und Gefühlten, nie war sich ein Mensch so Offenbarung und Deutung geworden, als Nikolaus Lenau in diesen Liedern. In ihnen hatte er sich verkündet und ausgesprochen; nicht der Dichter des „Savonarola," des „Faust," der „Albigenser" und des „Don Juan" sprach den Wunsch aus, einst auf dem Kirchhofe zu Weidling von seinen Weltfahrten auszuruhen; das Herz, das jene Worte gedichtet hatte:

„Weinend muß mein Blick sich senken,
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!" (Schilflieder.)

dieses gläubige, liebende Herz wollte im Frieden jenes Dorfkirchhofs zu Staube werden.

Nikolaus Lenau hat trefflich gewählt. Kaum läßt sich ein traulicheres, friedlicheres Plätzchen für ein Grab denken. Nach vorn Weinberge, die in den Fluten der Donau sich bespiegeln, im Hintergrunde ein stilles Thal, ringsherum flüsternde Bäume und die Schweigsamkeit ungestörter Naturruhe! Des Dichters, der einst das Höchste verkündet, den die heißen Gedankenschlachten geblendet und kampfunfähig gemacht haben, Nikolaus Lenau's Staub ist dort vermengt mit dem Staube so vieler Dahingeschiedenen, die ein beschränktes mühsames Daseyn durchgerungen, die zum Spaten und zur Egge geboren, Spaten und Egge sinken ließen, um sie nie wieder zu ergreifen; Lenau ruht mitten unter den Bewohnern des Dorfes Weidling!

Liegt nicht auch in diesem Umstande eine tiefe Deutung des Wunsches, den der unglückliche Dichter vor Jahren gethan, als er noch stolze, schaffende Träume in sich trug?"

Aus den vielen tiefempfundenen und wohlgelungenen Gedichten, die an Lenau's Grab erschollen, ist besonders das seines ihm durch Geist und Herz nahe verbundenen edlen Freundes Friedrich Halm zu nennen, welches unter der Aufschrift „Beim Tode Lenau's" vom Abendblatte der Wiener Zeitung vom 27. August 1850, Z. 201, gebracht worden war.

Lenau's vier Schwestern: Therese, meine Frau, und Magdalena Karch, bürgerliche Bäckerswittwe; dann Wilhelmine v. Greisinger, k. k. Generalmajors-, und Marie Dilg, Rechnungsofficials-Gattin; erstere beide Voll- und letztere beide Halbschwestern von der Mutter her (daher in Ermanglung eines Testaments jene gesetzlich je drei, und diese je ein Achtel des hinterbliebenen brüderlichen Vermögens von 20,000 fl. Conventionsmünze erhalten hatten), betrachteten es als heilige Pflicht, ihres berühmten Bruders Andenken auch durch Errichtung eines wenn auch nicht prachtvollen, so doch immerhin schönen und gefälligen Denkmales an seinem Grabe zu ehren. Dasselbe besteht aus einer abgestumpften Spitzsäule von feingeschliffenem grauen Granit aus der Gegend bei Mauthhausen an der Donau in Oberösterreich, woselbst der Dichter dem Steinbruche oft und oft vorübergefahren war, ohne zu denken, daß ein Block desselben

dereinst zu seinen Häupten ewige Wache halten würde. Die zulaufende Säule ist über sieben Fuß hoch. In der Gesichtshöhe des Beschauers ist in eine eingeschliffene kreisrunde Vertiefung das eherne Kopf-Rundbild Lenau's, von einer sich in den Schweif beißenden Schlange umringt, eingesenkt. Oberhalb des Bildes blinkt ein goldstrahlender siebenspitziger Stern, und unterhalb der eingemeißelte Name LENAU ohne alle weitere Beifügung. Der Stein wurde in der Steinmetzerei der Wittwe Wasserburger zu Wien bearbeitet, das Medaillon vom Bildhauer Hirschhäuter angefertigt, und das eiserne, niedliche, dunkelgrün angestrichene Gitter zur Einfassung des kleinen Grabplatzes durch die fürstlich Salm'sche Eisengießerei zu Blansko in Mähren geliefert. Die Steine konnten nicht mehr im Spätherbst 1850 vor Einfrieren der Donau nach Wien heruntergeschifft werden, was daher erst im Frühjahr geschah, und so verzog sich die Vollendung des Monuments bis in den Sommer 1851. Der Steinmetzerei-Werkführer machte mich inzwischen bei Zeiten aufmerksam, daß das Grab etwas zu dicht am Hammer'schen Monumente gegraben worden war, und daß darum der Denkstein darauf sich minder gut und bequem ausnehmen, und überdieß nicht einmal in die Mitte des eingeräumten Grabplatzes, sondern rechts in den Winkel zu stehen kommen würde, was für Auge und Sinn beleidigend erscheinen müßte. Den angedeuteten Ausweg: das Grab an der Seite zu belassen, den Stein jedoch in die Mitte zu setzen, verschmähte ich; der Stein sollte genau zunächst am Haupte bei wahre Lage des verehrten Todten bezeichnen. Ich bewarb mich daher bei der Bezirkshauptmannschaft in Klosterneuburg um die Ermächtigung, den Sarg aus dem bisherigen Grabe wieder herausnehmen und knapp daneben in ein frisches Grab inmitten des Begräbnißraumes sogleich wieder einsenken lassen zu dürfen. Es wurde gestattet, und Samstag den 15. Hornung 1851, an einem wunderschönen Tag, geschah es, wobei nebst mir der Bezirksarzt, ferner ein Gemeinderath von Weidling, der Gemeindewächter, der Todtengräber, einige junge Bursche als Mithelfer, und zuletzt ein hinzugekommener Klosterneuburger Soldat zugegen waren. Um 10 Uhr Vormittags versammelten wir uns, und die völlige Eröffnung des alten Grabes, wozu bereits früher vorgearbeitet worden war, dann die Herausbebung des Sarges und dessen Einsenkung in die schon früher

vollständig hergerichtete neue Grube ging binnen einer Stunde ganz gut vor sich. Die eichene Truhe war noch ganz frisch und gesund. Nur wenige Augenblicke befand sie sich am hellen, reinen Tageslichte, während die Anwesenden ein Vaterunser beteten, dann überließen wir den müden Wanderer abermals seiner dunklen, stillen Ruhe.

Der bei Lenau's Uebererdigung anwesende Bezirksarzt — ein vorderösterreichischer Schwabe — erzählte mir, daß er Lenau sein Leben verdanken zu müssen glaube. Im Jahre 1831 nämlich, als die indische Brechruhr in Oesterreich anfangs furchtbar wüthete, bekam er viel mit ihr zu schaffen. Er selbst hatte damals große Angst davor, und besorgte bei dieser Scheu ihr unausbleiblich über kurz oder lang plötzlich zum Opfer fallen zu müssen. Da gerieth ihm einmal zufällig ein Tagesblatt mit einem Gedichte von Lenau in die Hände, er weiß nicht mehr welches, aber daß es von Lenau war, darauf lebt und stirbt er. Er fühlte sich durch dasselbe völlig ermannt und erfrischt und mit freudiger Todesverachtung gestählt, und verrichtete nun seinen gefährlichen Dienst ganz ruhig voll munterer Zuversicht, und kam durchaus unangefochten und glücklich durch.

So wird ein Dichter oft durch ein paar verflogene Worte Beruhiger und Ermuthiger in Noth und Tod.

Am 4. Juli 1851 ward mir eine Besuchkarte ins Amt gebracht, worauf rückwärts von Frauenhand mit Bleistift geschrieben stand:

„Das Ritterfräulein aus Jütland erlaubt sich die Anfrage: wo auf dem Friedhofe zu Währingen das Grab Lenau's zu finden ist? Ich war auf den Friedhöfen von Währingen, aber nirgends konnte der Todtengräber Auskunft geben.“

Auf der Vorderseite stand aber gestochen:

Emma Prinzessin Schönaich-Carolath,
geb. v. Oppen-Schilden.

Also das theilnahmvolle Ritterfräulein aus Jütland (siehe deren Brief am 6. Nov. 1844) war Prinzessin in Preußen geworden! Glück auf! Diese schöne freudige Verdeutschung war meines Erachtens nur ein

gerechter Lohn für den innigen Schmerz, den ihr des verehrten deutschen Dichters Unglück eingeflößt. Ich eilte sogleich Nachmittags in den Gasthof, wo die hohe Frau abgestiegen war, traf sie aber leider nicht, und als ich am nächsten Morgen, und zwar schon vor 8 Uhr, abermals erschien, erfuhr ich mit Betrübniß ihre bereits vor zwei Stunden erfolgte Abreise. So kam ich um das große Vergnügen, eine so warme und treue Verehrerin des Dichters persönlich kennen zu lernen, die Blumen auf Lenau's Grabe jedoch wahrscheinlich um einige süße Tropfen, labender noch als Himmelsthau.

Ende Juni 1851 war endlich der Grabstein und das eiserne Umfassungsgitter aufgestellt, und nach dem Wunsche einiger Freunde Lenau's sollte eine kleine Einweihungsfeier stattfinden. Dieselbe sollte durch einen Gesang der nämlichen vier Wiener Meistersänger, die schon bei der Bestattung gesungen, unter Barths Leitung, eröffnet und geschlossen, die Zwischenzeit aber durch eine Rede und ein Gedicht ausgefüllt werden. Letzteres wollte ich brüderlich darbringen, um jene aber ersuchte ich den berühmten Freiherrn v. Hammer-Purgstall als gewesenen Freund Lenau's und zugleich künftigen Grabesnachbarn desselben. Es sollte gleichsam ein häusliches Todtenfest werden, indem zu dem vorausgeeilten todten Freunde zwei noch lebende sprächen, die da vorhatten, sich dereinst — will's Gott! — dicht neben ihn hinzubetten. Hr. v. Hammer sagte gütig für den 22. Juli zu. Leider aber erhielt ich am Vortage, den 21. Mittags, folgenden Brief von ihm:

Geehrtester Herr Hofbuchhalter!

Hr. Dr. Seligmann, der mich auf meinem Bette mit Eisumschlägen gesehen, wird Ihnen sagen, wie sehr ich bedaure, durch geschwollene Fußadern verhindert zu seyn, der feierlichen Einweihung des Denkmales beizuwohnen, und selbst ein paar gemüthliche Worte zu sprechen. Ich könnte der Errichtung des Denkmales auf das Grab eines Freundes im Leben und eines Nachbarn im Grabe in keiner feierlicheren und tiefer gerührten Stimmung beiwohnen, als an dem morgigen Tage, dem Geburtstage meiner seligen Gattin, an dem ich jährlich ihr Grab, das, so Gott will! auch das meine sein wird, trauernd besuche.

Nur die Abwesenheit von Wien konnte mein Nichterscheinen bei dem Begräbnisse des Freundes und Nachbarn entschuldigen, und ich wäre froh gewesen, jene Abwesenheit durch die morgige Anwesenheit gutmachen zu können.

Blumenkränze, Reden, Gedichte und Gesänge, womit die Errichtung des Denkmals morgen gefeiert werden wird, sind nur ein schwaches Sinnbild des unverwelklichen Dichterruhmes, der als Monatrose durch alle Jahreszeiten des großen Weltenjahres blüht und überall, wo deutsche Zunge spricht, von den Karpathen bis an die Felsen Labradors wiederhallt.

Eine Gedächtnißrede an dem Grabe zu halten, wie die Zeitungen irrig berichteten, würde mir schon die Inschrift, womit ich diesen Brief siegle, und welche sich der zweite Chalife Omer gewählt hatte, verwehrt haben:

„Als Redner genügt der Tod.“

Ich verharre mit der vollkommensten Hochachtung, Geehrtester Herr Hofbuchhalter, Ihr ergebener Diener Hammer-Purgstall.

Es war beim Empfange dieses Briefes schon zu spät, um die in allen Zeitungen bereits für den 22. angekündigte Feier noch absagen und bis zur Genesung des edlen und berühmten Freiherrn verschieben zu können. Dieselbe fand also richtig Dienstag den 22. Juli 1851, Abends um 6 Uhr statt. Es war ein zwar schöner, aber äußerst schwüler Tag mit höchst träger, unschwingsamer Luft, und dazu auch noch das Gedränge um das Grab herum sehr groß. Die vier trefflichen Sänger vermochten nur mit Anstrengung zu singen. Hierauf erwähnte ich mit einigen Worten der leidigen Verhinderung Hammers, dessen Anblick allein schon eine große Zier der Festlichkeit gewesen seyn würde, las den obigen Brief desselben vor und begann sodann mein eigenes Gedicht auswendig vorzutragen.

Als ich den Vortrag meines Gedichtes beendigt, legten Lenau's Schwestern und Nichten reiche Kränze nieder auf sein Grab, so daß dieses, wie im vorigen Jahre sein Sarg, vor Blumen kaum zu sehen war, worauf schöner, wehmüthiger Gesang die anspruchlose Feier schloß. Da drängte sich ein Fräulein, das, wie ich mich später überzeugte, sehr artige Klinggedichte zu schreiben versteht, und gleichwie viele Andere eine warme

Verehrerin Lenau's ist, aus dem dichten Kreise hervor und bat mich nur um ein einziges Blatt aus den Kränzen auf des gefeierten Dichters Grab, als Andenken an diesen Tag. Ich bückte mich und pflückte von einem aus Rosen und Lorbeeren gewundenen Kranze keine schnellvergängliche Rose, sondern ein dauerhaftes Blatt des Ruhmes, aber siehe, das spröde Blatt bekam dabei am Stiele einen kleinen Bruch, und dieß so verletzte Blatt, als ich es in der Hand hielt, zweifelhaft, ob ich nicht ein anderes dafür pflücken sollte, gemahnte mich plötzlich durch Gestalt und Bruch an ein Herz, an sein gebrochenes Herz, und ich bot es rasch der Erwartenden dar:

„Nimm hin sein Herz, durch Leid zerrissen kühn,
Im lecken Blatt!“ —

Und einmal im Spenden, lud ich die Versammlung alsbald ein, sich in die Kränze zu theilen, was denn auch allerseits in schöner Beeiferung geschah. Es war, als ob der geliebte Dichter aus dem Grabe heraus ihnen Allen statt Gedichte, deren er keine mehr besaß, Blumen reichte.

Geschichtlich ist zu bemerken, daß ein unglücklicher Ausdruck bei Besprechung dieser Feierlichkeit in einem Wiener Blatte sowohl dem wirklichen als wie dem anfangs vermeinten Referenten gefährlich zu werden drohte. Jener aber, ein noch sehr junger Mann, soll sich der Gefahr entzogen haben, und dieser, ein sehr geachteter und in diesen Blättern oft genannter Dichter, wußte sie glücklich allmälig zu beschwichtigen.

Hiemit ist das Leben Lenau's geschlossen. Es ließe sich dieses recht leicht anschaulich sinnbildlich darstellen und in nur vier Worte zusammendrängen, nach seinem eigenen Vorgange; denn er bediente sich gern eines kleinen Insiegels, welches ein von sturmgepeitschten Meereswogen umhergeschleudertes Schiff zeigte, mit der Ueberschrift: „Telle est ma vie!“ („So ist mein Leben!“)

Lenau's innigste Freundin, welcher er sich am tiefsten aufschloß, weil auch sie ihn am besten von Allen verstand, wie er selbst sang:

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat Niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen, süß und innig,
Die liedgeworden, ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief und sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen."

(„Zueignung.")

diese genaueste Kennerin Lenau's bat ich — im tröstlichen Glauben: „Ende gut, Alles gut!" — zum würdigsten Schlusse der Schilderung seines Lebens um einen kurzen Ueberblick seines dichterischen Ganges. Sie willfahrte gütig in Nachstehendem:

„Kein frömmelndes Kreuz," sagt ein Artikel der ostdeutschen Post, der die Einweihung von Lenau's Denkmal schildert, „nur der Name Lenau prangt am Monument."

Der Name Lenau! Hätte nicht gerade zu diesem Namen ein Kreuz gepaßt? Der Mann, der diesen Namen trug, hat das Kreuz getragen und hat das Kreuz geliebt. Als Kind hat er gläubig das Glöcklein geschwungen, das die Erscheinung des Herrn ankündigt, und die Wolken des Rauchfasses trugen seine Seele zu den Füßen des Herrn. Was aber das Kind geliebt hat, das bleibt Eins mit der ganzen süßen Kinderzeit, und daran muß der Mensch sein Lebenlang zurückdenken mit wehmüthiger Neigung. Daher, wenn auch dem Jüngling im Gefühle seiner wachsenden Kraft, im Uebermuth des ersten Wissens, der Glaube entbehrlich schien; wenn der gereifte Mann durch die Feindseligkeit seines Schicksals zum Kampfe gereizt, „mit den höchsten Mächten begann zu hadern und zu rechten," konnte doch ein geringfügiger Anlaß genügen, die bewegliche Dichterseele aus der Wüste des Zweifels in das Paradies des Glaubens zurückzuführen, das sie durch alle Irrfahrten hindurch anheimelte wie ihre Kinderzeit.

Sagt doch Faust selbst in der Stunde der Versuchung: „Den Herrn nicht lieben wäre schwer," und — tief verschieden von allen andern seines Namens — strebt er durch Genuß und Schuld hindurch nach der Wahrheit. Auf dem Boden des Bechers, im Herzen des Weibes, ja in der klaffenden Todeswunde des Feindes sucht er Anfang und Ende alles Seyns, sucht er den Herrn.

Als kaum Faust sein letztes Wort gesprochen, trat der geringfügige

Umstand ein, der Lenau zum Kinderglauben heimzukehren bewog für einige Zeit. Ein stümperhaftes Gedicht, das, an ihn gerichtet, tiefen Kummer über den Grund seiner unseligen Verstimmung und den Wunsch, ihn zu heilen, aussprach, fiel ihm in die Hände. Diesem Lied," schrieb er nachmals, „verdank' ich meinen Savonarola."

Die Geschichte des reformatorischen Märtyrers war ein würdiger Rahmen für des Dichters neuerwachte Liebe zu einem persönlichen Gott, und in die Weihnachtspredigt legte er sein Glaubensbekenntniß:

„Es kehrt zu seinem Heiligthume
Das sturmverschlagne Herz — und glaubt;
Es richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr müdes Haupt."

Das war vielleicht die glücklichste Zeit des Dichters. Es war seine Weihnachtszeit. „Der Zauber, das Schöne, Unersetzliche, Alleinbeseligende der Persönlichkeit, die tiefe Bedeutung der Individualität ist mir aufgegangen; ich lerne mich freuen an der individuellen Schranke, und die demüthige Freude hieran, verbunden mit der Liebe zum Schöpfer, ist Religion."

Selten wurde seine heitere Ruhe durch Mahnungen der Vergangenheit gestört. Die schlimmen Tage in Heidelberg, Tage, die keinen Vertrauten hatten, standen als ein Schreckbild, das seine gespenstischen Arme noch zuweilen verlangend nach ihm ausstreckte, vor ihm. Er schrieb: „Diese zerstörende Heftigkeit meiner Seele ist ein manchmaliger Rückfall in böse alte Stimmungen, ein plötzlicher Aufschrei meiner heidnischen Zeit. Zuweilen naht sich meinem friedlichen Hause ein wildes Thier aus jener Wüste, in welcher ich mich einst herumgetrieben, und schreit nach mir und will mich zurückrufen. Aber ich folge nicht, ich bleibe bei Gott."

Doch die Ruhe in Gott ist keinem Sterblichen dauernd gegönnt; von außen und innen häufte sich Stoff zum Unmuth. Bald mußte Lenau den Herrn, der mit ihm als göttlicher Freund durch die Fluren gewandelt, an dessen Brust er, ein beglückter Jüngling, gelegen, als Retter anrufen: „Ich habe in früherer Zeit an der Unsterblichkeit gezweifelt, jetzt lehrt mich die Noth, mich an diesen Glauben zu klammern; ich muß Vergeltung

hoffen, wenn ich nicht ganz verzweifeln und alles hinwerfen und zerbrechen soll."

Diese ferne Vergeltung konnte die Bitterkeit des Augenblicks nicht mildern, und der Dichter trug sein Geschick immer ungeduldiger.

„Ich habe wieder eine Anwandlung jenes starren, in sich hineinbrütenden Trotzes, der mich meinem Geschick gegenüber manchmal zu steif und hart auf meine eigenen Beine stellt. Mein Unglück ist entschieden und folgerecht, das habe ich längst gemerkt. Meine verlornen Summen werden mit jeder Stunde größer und mein Geschick schlimmer. Wenn nicht in gleichem Maße meine sittliche Kraft wächst, so ist mein Untergang gewiß."

Und so begann der Kampf aufs neue. „Harpunen in die Schuppen starrer Satzung!" das war die Losung zu den Albigenserschlachten. Seinen Haß gegen die Tyrannei in jeglicher Form Luft zu machen, in Bildern und Worten, deren wilde Kühnheit in dem Stoffe selbst ihre Rechtfertigung fände, wählte er jene blutigen Kämpfe zum Gegenstand seiner Lieder. In einzelnen Gesängen, fast ohne leitenden Faden, ließ er sein gepreßtes Herz überströmen, und die Albigenser sind eher eine Reihe lyrischer Gedichte als ein Epos, mehr ein Ausdruck seiner Empfindungen als seiner Gesinnung zu nennen.

Aber auch auf den Wogen empörter Leidenschaft wandelt der milde Christus Savonarola's und reicht dem Dichter im schwanken Nachen die Hand.

Den Traum im „Nachtgesang" hat Lenau wirklich geträumt, und die süße Stimme, die ihm „Guten Abend, Freund, und gute Reise!" sagte, war ihm die Stimme eines Himmlischen.

„Weltbefreien kann die Liebe nur"

sagt die süße Stimme, und die Albigenser haben vielleicht nur gekämpft, um das zu beweisen.

Im Don Juan ruht der müde Dichter aus von philosophischer und kirchlicher Polemik. Er wirft sich wieder der Natur in die Arme, wovon die „Waldlieder" das lieblichste Zeugniß geben. Wie Merlin hört er im Walde „Stimmen, die den Andern schweigen;" hört „unter der Vögel

Brustgefieder träumen ihre künft'gen Lieder," und „im Kelch der feinsten Moose tönt das ewige Gedicht." Wenn er auch im ersten Waldliede gleichsam Abschied nimmt von dem höchsten Bild der Erde, „um heimzukehren in seine Schatten," so sagt er ja eben damit, daß er dieses höchste Bild schon mitgenommen in seine Schatten, und tief versunken in die Zauber der Schöpfung „lauscht die Seele, daß Gott sich ihr vermähle."

„Wie könnte ich von göttlichen Dingen reden, wenn ich keine Götter glaubte?" könnte Lenau wie Sokrates seine Richter fragen.

Wenn gläubiges Festhalten an dem Schöpfer, erbarmende Liebe zu den Geschöpfen, wenn begeistertes Streben nach dem Wahren und muthiges Ringen mit dem Falschen, wenn lieben, leiden und entsagen — Kennzeichen eines Nachfolgers Jesu sind — so setzt auf Lenau's Denkmal ein Kreuz.